

Sergei Tretjakow

**Fakten / Räume
Reiseskizzen
1925–1937**



**Osteuropäische
Avantgarden**



FAKTEN / RÄUME
REISESKIZZEN 1925-1937

SERGEI TRETJAKOW

Fakten / Räume Reiseskizzen 1925–1937

Sergei Tretjakow

Herausgegeben und mit einem
Nachwort von Tatjana Hofmann und Susanne Strätling

Aus dem Russischen von Andreas Tretner, Maria Rajer,
Rudolf Selke, Tatjana Hofmann und Susanne Strätling

MOSKAU-PEKING Ein Reisefilm



Von Alexander Rodtschenko gestaltetes Titelblatt der dritten Nummer der Zeitschrift *Linke Front der Künste* (LEF) von 1925, in der Tretjakows experimentelle Reisefilmskizze „Moskau-Peking“ erschien. Übersetzt wurde die Skizze von Susanne Strätling.

So sprach Osja

„Du fährst nach Peking. Du musst Reisenotizen machen. Es dürfen aber keine Notizen nur für dich selbst sein. Nein, sie müssen gesellschaftliche Bedeutung haben. Halte dich an die Methode der WAO* und fixiere mit scharfem, nüchternem Blick alles, was du siehst. Sei aufmerksam. Keine Kleinigkeit darf dir entgehen. Bist du im Zug, lichte jedes Detail ab, jedes Wort. Bist du auf dem Bahnsteig, registriere alles, bis hin zu regenverwaschenen Anschlagzetteln.“

Ich habe verstanden. Ich werde ablichten. Wenn Osja* es sagt, kann man nichts dagegen einwenden. Seine Waffen sind Logik und Utilitarismus. Ich ging und kaufte mir einen dicken Notizblock im Ofenklappenformat. So lehrt es das ZAI*. Außerdem lehrt es, dass der Mensch eine Uhr haben soll. Oh je, eine Uhr habe ich nicht. Ist das der Grund, weshalb die Zeitschrift *Die Zeit* von mir so schändlich im Stich gelassen wird? Hat sie doch zum 15. Februar meine Erzählung erwartet, während ich am 14. abgereist bin ...

Eine Uhr

Ich machte mich am Koffer zu schaffen. Hinter mir tauchte jemand auf. Er hielt mir eine Tafel Schokolade hin, eingeschlagen in ein Stück Buchleinen, fünffach versiegelt, und flüsterte mir konspirativ ins Ohr: „Wertsachen“. Lange dachte ich darüber nach, was für welche wohl, und entschied schließlich dem Format nach, dass es sich um Rubelscheine handeln müsse, zwei Fingerbreit von der Länge abgeschnitten. Danach gab er mir noch etwas und sagte: „Übergeben Sie das dem Genossen Sch.“ Es war eine Armbanduhr. Dann ging er weg und ich legte die Uhr an. Sie war in eine Papierbanderole eingeschlagen, aber wenn

ich darunter linste, konnte ich die Uhrzeit sehen. So wurde ich zum Mitglied der Zeitliga*.

In Tschita nahm der Genosse Sch. die Uhr nicht in Empfang. Stattdessen knöpfte sie mir ein verdächtiger Mann ab, der meinen Kutscher um 4 Uhr morgens anhielt. Ich dachte, er würde mich ausrauben wollen, und zog schon die Brieftasche heraus. Doch er wollte die Uhr. Ich gab sie ihm – es war ja nicht meine. Er sagte, er würde sie dem Genossen Sch. geben ... Ich glaubte ihm.

2:55 Uhr

Küssen Sie jetzt. In sechs Minuten ist es zu spät.

In einer Minute kann man 12 Küsse à 5 Schmatzer schaffen.

Bei größeren Aggregationen (mehr als eine Kompanie) Abschiednehmender lässt sich eine Massenproduktion von 60 Schmatzküssen pro Minute erreichen.

Küsst beizeiten.

Die WAO sagt: Lasst das Küssen ganz sein.

Winke-Winke

Klingeln. Pfeifen. Sprung in den Zug. Von dort drängen aufgeregte Menschen, die noch herauswollen. Mittendrin Koffer. Gegenseitiges Fluchen. Schließlich drehen Sie sich um und winken. Womit, ist nicht wichtig, denn Sie winken schon dem Wasserkran zu.

Lehnen Sie sich nicht hinaus, wenn Sie in Ihre Vergangenheit sehen.

Gehen Sie in Ihr Abteil. Sie haben ein neues Leben begonnen, ein Güter- und Personenverkehrsleben.

Das Abteil

Umständehalber reiste ich im internationalen Wagen. Zum ersten Mal im Leben. Ein Wort mehr dazu für alle unerfahrenen Reiselustigen. Der internationale Wagen ist beeindruckend luxuriös, er ist aus Samt, Palisanderholz und reinstem Messing. Drei Sachen sind besonders bequem. Erstens sind die Betten nicht parallel, sondern über Eck angeordnet, so dass man sehr leicht aufs obere Bett hinaufsteigen kann, wenn der unter einem Liegende über eine ausreichend feste Bauchdecke verfügt. (Alteingesessene sagen, früher einmal habe es in den Abteilen Leitern gegeben. Wahrscheinlich sind diese Leitern alle vom Proletkult-Theater* für die Inszenierung von *Hörst Du, Moskau?!** verbraucht worden.) Die zweite Bequemlichkeit ist der Aschenbecher. Er ist nicht etwa aus der Wand zu klappen, sondern wie bei anständigen Leuten aus schwerem Messing und steht auf dem Tisch. Ein Relief und drei Kippen passen hinein. Wenn man im oberen Bett raucht, muss man die Kippe in dem Spalt zwischen Wand und Matratze verschwinden lassen, denn das Abteil schmutzig zu machen, ist unter der klassenübergreifenden Würde des Passagiers im internationalen Wagen. Anmerkung der WAO: Bevor man die Kippe versenkt, muss man zur Brandvermeidung drauf spucken. Man kann die Kippen auch auf verschiedene Simse und Vorsprünge legen, aber dort halten sie schlecht. Und Asche gelangt in die Schuhe des Mitreisenden. Die dritte Bequemlichkeit ist ein Ställchen zum Waschen mit Fenstern wie in der Pariser Notre-Dame direkt im Abteil. Man muss nicht rausgehen, sondern hat das Wasser direkt bei der Hand (oder manchmal auch bei den Füßen), richtige Hygiene. Unser Waschraum war die ganze Reise abgeschlossen. Angeblich war das Wasser eingefroren. Egal. Allein das Wissen darum, dass

der Waschraum nebenan ist, macht einen sauberer als eine sterile Binde. Die vierte Bequemlichkeit ist:

Der Wagenschaffner

Besser gesagt, keine Bequemlichkeit, sondern die Sehenswürdigkeit des Wagens. Meist befindet er sich in einem Zustand delikater Nachdenklichkeit, schaut an die tropfende Decke im Korridor und räsoniert: „Es sollte nicht tropfen. Und warum es tropft, ist einfach nicht zu verstehen.“ Der Schaffner verhält sich dem Wagen gegenüber zutiefst unbeteiligt und ist Melancholiker. Die Stationsnamen kennt er auswendig. Einem der Passagiere, der auf die Datscha fuhr, verknotete sich fast die Zunge beim Versuch, sich den Stationsnamen zu merken, den ihm der Schaffner genannt hatte: „Ähkeineahnung“, und freute sich an der geradezu italienischen Häufung von Vokalen in diesem halbasiatischen Namen.

Der Schaffner ist Linguist. Für jeden Ausländer hat er ein freundliches Wort. Für den deutschen „Bettmachen“, für den Engländer „Go dinner“, für den Franzosen „Sortir evona“. Und für den Russen ein schlichtes: „Wenn Sie, Bürger, hier Dreck machen, werd' ich Sie drei Rubel Strafe zahlen lassen müssen.“

Auskunft der WAO: Der Schaffner gibt die Wäsche aus. Drei Tage kosten 1 Goldrubel und 50 Kopeken. Wem das zu teuer ist, der kann sich seine eigene mitbringen, darf dann aber nicht mehr damit rechnen, respektvoll behandelt zu werden.

Der Deutsche

Wie ein Vogel mit Kragen: kregel, blond, sauber. Als ich mit meinem Bündel Fernostpost (siehe oben) ins Abteil

gepoltert kam, das ganze Bündel auf seinen Koffer schmiss, und er sagte: „Entschuldigung“ (auf Deutsch), und ich sagte „Ach, was“ (auf Russisch), und er sich über den Reisegefährten, der seine Sprache versteht, freute, da meinte meine Frau überzeugt: „Sergei macht aus diesem Deutschen einen neuen LEF-Mann“.

Der Zug fuhr an. Wir hatten schon alle Koffer verstaут und die Betten aufgeteilt. Wir waren schon wie leibliche Brüder. Da lehnte der Deutsche, dem offensichtlich die ganze Zeit unwohl war, seinen Zeisigkörper zurück, streckte die Hand aus, sagte: „Gestatten“ und fügte einen wohlklingenden Laut an (wahrscheinlich seinen Nachnamen). Den Laut habe ich mir nicht gemerkt. Ich nannte meinen – der Deutsche merkte ihn sich.

Nachdem dieser letzte Graben zwischen uns zugeschüttet ist, tritt der Deutsche in seine Rechte als Abteilnachbar ein. Er ist Kaufmann, hat 20 Jahre in China gelebt, bis man ihn 1917 als feindliches Element rausschmiss. Jetzt kehrt er zurück, um sein geplündertes Nest wiederherzurichten. Das deutsche Elend und den Hunger verschweigt er tunlichst. Lobt unseren Rubel, hält die Rentenmark* aber nicht für schlechter. Das ganze Unglück liegt seiner Ansicht nach darin, dass die Deutschen verlernt haben zu arbeiten. An den Kaiser Wilhelm erinnert er sich wie an einen Idioten und spuckt aus. Mit den Sozialisten ist er im Grunde einer Meinung, will aber einen schrittweisen Sozialismus und ihn selber natürlich nicht mehr erleben müssen.

„Wie soll es sonst gehen“, sagt er, „zum Beispiel wir Kaufleute – welchen Platz sollen wir in einem sozialistischen Staat einnehmen?“ – „Gar keinen“, antworte ich. Meine Unverschämtheit macht ihn sprachlos. Ich ergreife das Wort und erzähle ihm was vom modernen Deutschland der Kommunisten und Schieber, Gegenaufrstand und Ruhrkrise*, Foxtrott und mystischem Expressionismus.

Ich ende mit den Worten „Deutschland, auf zum Oktober!“ Er ist gerührt und stellt mir rasch noch eine abschließende Frage: „Was würden Sie in Deutschland an meiner Stelle tun?“ Ich antworte, ohne zu zögern: „Dasselbe wie Sie, denn das Sein bestimmt das Bewusstsein.“ An diesem Punkt bricht die Politik ab und es beginnen Kunst und Alltag.

Der Deutsche liest eifrig Franks *Der Bürger**. Seiner Ansicht nach erschließt dieser Roman ungekannte Tiefen menschlichen Denkens. Der Deutsche ist eine künstlerische Natur, er betreibt plastische Gymnastik nach Dalcroze*. Ich kann das nicht ausstehen, habe ich doch gerade mit Eisenstein Bode* studiert, der über Ausdrucksgymnastik spricht und die rhythmische Gymnastik verpönt. Ich feuere auf den Deutschen das ganze Arsenal meiner gymnastischen Kenntnisse und Überzeugungen ab. Er ist überrascht, gibt sich aber nicht geschlagen. Von der Theorie gehen wir zur Praxis über. In der Pose eines Menschen, der über den Zaun hinweg eine Beere vom Boden pflückt, demonstriert er die Plastik. In einer Greifbewegung mit frei pendelndem Bein unter dem gebeugten Korpus illustriere ich den Ausdruck. Aus dem herabfallenden Teekessel ergießt sich ein kleiner, nichtschiffbarer Strom und setzt unserer Diskussion ein Ende.

Über Erinnerungen

Sich über zarte Gefühle lustig zu machen ist unanständig. Ich mache mich auch nicht lustig. Ich halte nur fest.

Auf der Ablage steht der Koffer des Deutschen. Viermal am Tag vor dem Essen nimmt er ihn herunter.

Öffnet ihn. Sein Inhalt wird von einer großen verkehrt herum liegenden Fotografie verdeckt. Er nimmt das Foto und betrachtet es (darauf ist seine Familie zu sehen). Dann bedeckt er damit wieder seine Wäsche und stemmt den

Koffer mit meiner Hilfe zurück nach oben. Manchmal legt er das Foto auch zur Seite und nimmt kleine Schächtelchen mit patentierten Mittelchen zur Hand, liest sich lange durch, was auf den Etiketten steht. Was gibt es da nicht alles für Schächtelchen: gegen Mattigkeit, gegen Aufregung, gegen Verstopfung, gegen Durchfall, gegen Schnupfen, gegen tränende Augen, gegen Fieber, gegen Knochenerweichung, gegen Sklerose. Der Deutsche nimmt nichts davon ein, er schaut sie sich nur an. Und ich denke an die liebevolle Fürsorge seiner Frau, die ihm all diese Pillen und Tabletten gekauft hat. Damit er sie unterwegs vor lauter Langeweile isst und so frisch und funktionstüchtig wie ein neues Fahrrad wird. Ich finde es schade, dass er sie nicht schluckt. Er isst nur saure Sahne, die er auf den Stationen kauft.

Russische Sitten

Der Schaffner machte die Betten. Der Deutsche drehte seine Matratze um und begann sie aufmerksam zu untersuchen. In der linken Hand hielt er einen Zerstäuber in der Art einer Autohupe.

„Man hat mir gesagt“, meint er, „dass man in Russland auf Reisen von Wanzen aufgeessen wird.“ „Verzeihung, aber unsere Wanzen essen keine Deutschen“, erwidere ich beleidigt. „Stellen Sie sich mal vor, jetzt suche ich schon eine Viertelstunde und finde weder Wanzen noch Flöhe. Und dabei habe ich doch zwei Pfund Insektenspulver dabei. Ganz umsonst.“ – „Dann hätten Sie halt auch Wanzen mitnehmen müssen, damit es sich lohnt“, knurre ich zurück.

Solche Ereignisse heben den Nationalstolz deutlich mehr als Kunstgewerbeausstellungen mit Figurinen lappländischer Stammesältester aus Walrossknochen.¹

¹ Für den Genossen Sosnowski, den diese Bildhauer in Raga brachten. (Anm. d. Verf.)

Wie glücklich war der Deutsche, als irgendein anderer Ausländer zwei Abteile weiter einen Floh entdeckte. Über diesem Floh wurde das ganze Pulver ausgeschüttet und noch bevor er vergiftet war, starb er unter diesem Haufen den Erstickungstod. Oben auf den Haufen legte sich der glückliche Ausländer. Sehr viel schlechter erging es dem Deutschen und den anderen Ausländern, als sie im Zugrestaurant ihr Mittagessen nicht mit amerikanischen Dollar bezahlen konnten, sondern man Rubel von ihnen verlangte, die sie nicht hatten. Ich stellte mir das lebhaft vor – die Taschen voller Geld, voll mit der stärksten Valuta der Welt, und plötzlich verwandelt sich diese Valuta auf ein Dekret des Volkskommissariats hin in einen lächerlichen Haufen Toilettenpapier. Ich sah, wie die Ausländer ihre Lippen zusammenkniffen, verächtlich und empört. Was für eine Barbarei! Die beste Valuta der Welt nicht zu nehmen! Aber der Kellner war unerbittlich. Danach rannten die Ausländer durch den Wagen und suchten nach der Iljinka-Straße*. Und wurden auch fündig. Für fünf Dollar bekamen sie einen Rubel (Provision wegen auswegloser Lage). Was soll man sonst auch machen? Entweder Pillen gegen Verstopfung fressen und auf seinen Dollars sitzen oder Rubel auf-treiben. Das ist auch eine „Schere“ – ohne Schere kommt man in Russland nicht weit.

Der Weg

Der Zug fährt pünktlich nach Fahrplan. Wenn ein Bolzen kaputtgeht, wird er repariert und die Verspätung eingeholt. In Moskau hat man mich vor Schneeverwehungen gewarnt. Keine Schneeverwehungen. Der Zug lässt Felder und Wälder, Gouvernements und Tage hinter sich zurück. Gesittete, stille Stationen. Ich erinnere mich, wie ich 1921 zum letzten Mal diese Strecke fuhr; das war in der Zeit des

Hungers, die Stationen bettelten um Brot, an den Gleisen klapperte der Fleckentyphus mit den Zähnen: Karbolgestank, ins Gleisbett gespülter Kalk. In den Bewegungen des Bahnhofspersonals lag fieberhafte Hektik, Wachsamkeit in den allgegenwärtigen Spitzmützen der Rotarmisten. Das Bajonett war so selbstverständlich Teil des Bildes wie ein Schirm bei Regenwetter. In den Schaukästen der Agitpunkte krakeelten noch die alten Kriegsplakate über polnische Adlige, Banditen, Gesindel...

Das ist vorbei.

„Vom Regen verwaschene Anschlagzettel“ wollte Osja haben. Dutzende Male bin ich aus dem Wagen gesprungen – keine vom Regen verwaschenen Anschlagzettel, überhaupt habe ich keine Anschläge gesehen. Sogar Werbung für Zuckeranleihen habe ich kaum gesehen. Auch Hygieneaufrufe sind selten. Und das ist richtig so – wozu lamentieren, wenn man doch Sauberkeit faktisch betreiben muss, und dies geschieht ja. Auf den Stationen sehen alle Räumlichkeiten sauber und ordentlich aus. Die Reinlichkeit auf den Bahnsteigen hat geradezu etwas Kokettes. Agitpunkte gibt es keine mehr. An ihrer Stelle stehen nun privatwirtschaftliche Presse kioske mit beleibten Damen, die unverschämt hohe Buchpreise nennen. Auch an den Kiosken wird der Klassenkampf ausgetragen: auf der einen Seite die Publikationen des Glawpolitproswet*, des Komsomol und der Staatsverlage, Agitliteratur und umfangreiche ökonomische Publikationen, auf der anderen Seite Reiselektüre. (Die Welt der Abenteuer und alles, was dazugehört, die *Krug*-Autoren*, Samjatin* und anderer Schund, Bücher, die man auf dem billigsten und weichsten Papier drucken sollte, denn sie aufzuheben lohnt nicht; wie Papierkragen taugen sie nur zur einmaligen Benutzung.)

Was man allerdings sagen muss: Im Vergleich mit unseren Bahnhofskiosken in der UdSSR sind die ausländischen

so erbärmlich, dass sich in keinem Schimpfwörterbuch ein Ausdruck dafür findet. Von denen an der Südmandschurischen Eisenbahn ganz zu schweigen, wo außer englischen Magazines – illustrierten Zeitschriften in der Art unseres *Argus** oder unserer Modejournale – gar nichts zu kriegen ist. Aber auch die Kioske an der Chinesischen Eisenbahn, die russische Literatur verkaufen, erinnern eher an einen armen Säufer, der schon kein klares Wort mehr herausbringt: ein paar Kinderbücher mit Babypuppen auf Glanzumschlägen, eine ganze Ladung Schwarzhundertschaftzeitungen*, Tschechow und Lejkin* in den Berliner Ausgaben und haufenweise Bücher unbekannter Schreiberlinge mit sentimentalen Titeln in der Art von *Ohne Glück*, *Die letzten Lichter* oder solchen aus der weißgardistischen Propagandaabteilung wie *Die Märtyrer des Taigamarsches* (ein besonderes Genre voll elender Goldepaulettenromantik und Heerespathos). Erschienen in Sofia, Belgrad oder Odessa, zu einer Zeit, als die Weißen noch nicht ins Schwarze Meer geworfen waren. Nur ein Buch fiel ins Auge, weil es an Moskau denken ließ: Sergei Bobrow, *Die Iditol-Spezifikation**, in Deutschland verlegt. Da lag es einsam und verlassen in einem einzigen Exemplar in der Auslage am Harbiner Bahnhof und konnte einem leid tun.

In Harbin habe ich herausfinden können, dass der Staatsverlag oder der Fernöstliche Buchhandel (ehem. Goskniga) problemlos Bahnhofskioske pachten könnten. Verzeihung, jetzt bin ich 4.000 Kilometer voraus.

Zurück.

An den Wagen laufen Jungen vorbei und fragen nach alten Zeitungen zum Zigarettendrehen (besonders auf den kleinen Stationen).

Auch in den Stationsgebäuden sind die Wände nun seriöser geworden. Kommerz und Produktion. „Sibtorg“,

„Kraiprombjuro“, „Exportchleb“, „Chleboprodukt“*. Solide Reklameschilder, gewichtig wie die Gesichter gut rasierter Großkaufleute. Kein Fauchen, Brüllen und Kreischen mehr wie auf den Agitplakaten Majakowskis, kein dumpfes Stöhnen wie auf den naiven örtlichen Werbezetteln – sie sprechen mit sattem, samtenem Bass.

Mein Deutscher quält jedes Bahnhofsbüffet mit seinem Verlangen nach schwarzem Kaviar – er hat es nicht geschafft, in Moskau welchen zu kaufen. Doch o weh, es ist ihm nicht beschieden, diese exotische Spezialität auszuführen, über die er mit ähnlich ehrfürchtiger Begeisterung spricht wie wir über Schwalbennestersuppe.

In Nowonikolajewsk vertrete ich mir die Beine auf dem Bahnsteig. Es ist warm. Mit dem Kälteeinbruch in Moskau begann natürlich die sibirische Warmwetterperiode. An der Bahnsteigschranke lümmelt ein Junge herum. Ich spreche ihn an:

„Was schaust du?“

„Den Zug.“

Dabei sieht er vom Zug nur einen Teil des Gepäckwagens, weil ihm auf seinem Geländer in dem ziemlich schmalen Durchgang die Sicht von Gebäuden versperrt ist.

„Warum schaust du den Zug an?“

Eine offensichtlich dumme Frage. So eine Frage kann nur ein Reisender stellen, der sich die Beine vertritt und dessen Kopf ganz dumpf ist. Doch wie sich herausstellt, ist die Frage so dumm nicht.

„Die Lehrerin hat's gesagt.“

„Die Lehrerin?“

„Mm-hm“, nickt er. „Wir schreiben einen Aufsatz darüber.“

„Dann geh doch näher ran.“

Er befand das jedoch nicht der Antwort würdig und starrte mit der ihm größtmöglichen Aufmerksamkeit,

Sorgfalt und Anstand auf den sichtbaren Ausschnitt des Gepäckwagens.

Als flammender Volksaufklärer ließ ich nicht locker und sprach eine Frau an, die hinter dem Bahnhof auf einem Schlitten saß.

„Was habt ihr da für eine hässliche Kirche?“

„Was ist mit der Kirche?“

Die Frau versuchte sich zur Kirche umzudrehen, doch die Kleidung, in die sie eingewickelt war, ließ das nicht zu. Da richtete sie die Augen auf mich (der Rest gab nicht nach und war auf den Pferdeschweif ausgerichtet) und sagte:

„Wie sie ist, so steht sie da.“

Die antireligiöse Frage blieb in der Luft hängen, mein politisches Aufklärungskomitee musste passen.

Aus dem Gepäckwagen wurden Zeitungsballen und Bücher geladen, der nächste Zünder, den Moskau an die Städte und Dörfer legt, die nächste Ration für hungernde Provinzhirne. Und zugleich der nächste Papiervorrat zum Selbstdrehen.

Was tun?

Bücher sind schnell ausgelesen. Man kann zwar schreiben, aber nur ein Spezialist für paralytische Syphilitiker wird diese Handschrift später entziffern können. Dem Nachbarn ist man schnell über, vor allem, wenn sich herausstellt, dass die Ansichten sich nicht in einem einzigen Punkt im Raum treffen. Und Streiten ist auch langweilig, denn dieser Streit kann (im Abteil des internationalen Wagens) nicht zu Ende geführt werden, weder in Form von Beschimpfungen noch in einer Schlägerei. 24 Stunden kann man am Tag kaum schlafen, sonst wird einem schlecht und der Rücken fühlt sich an wie die Fußsohle eines Soldaten, der Wache steht. Was tun? Einen Ausweg gibt es. Es gibt

Préférence, bis zur Besinnungslosigkeit, bis zum vollständigen Gesichtsverlust. (Diese Sünde beging ich nicht.)

Es gibt Schach (darüber später).

Das kann man spielen.

Für jemanden, der gerne isst, kommt die Strecke Moskau-Tschita einem Gang durch die Oberen Handelsreihen* gleich.

Wir halten in Bui. Hier wird Käse gekauft. Nacht. Laterne. Verschlafene Menschen kaufen Käsebomben und legen sie ans Fenster (wo es kühler ist). Im internationalen Wagen lassen sie sich besonders gut aufbewahren, weil die Fenster hier einen Filzvorhang haben. Nur ganz selten rollt der Käse unter dem Vorhang hervor in den Spucknapf.

Irgendwo vor Wjatka. Ein markerschütternder Schrei, er klingt fast nach Selbstjustiz. Die Leute verkaufen Körbe, nur Körbe, leere Körbe. Der Schnee knirscht, die Körbe knirschen, die Menschen schreien sich die Seele aus dem Leib: „Guuutäää Köörrrbää. Kööörrrbäää. Kaaauuffääänn!“ Und es gibt welche, die sie kaufen, ins Abteil schleppen und anschließend die ganze Strecke nicht wissen, wohin damit.

Wjatka. Alle möglichen Holzwaren, karelische Birke: Schuhe, Zigarettenspitzen, Spielzeug. Meistens werden hier Bastschuhe gekauft, die weder zum Gehen taugen noch um Kippen hineinzuworfen.

Jekaterinburg. Steine. Amethyste, Topase, alle Farben, durchsichtig, glänzend. Ovale polierte Broschen, steinerne Zigarettenspitzen, an denen man sich die Zähne ausbeißt. Hier kaufen vor allem die Frauen ein: Ringe, Ohrringe, Broschen und einfache Steine. Die Männer kaufen künstliche, aus verschiedenen Kristallen zusammengeklebte Grotten. Manchmal hat diese Grotte auch ein Thermometer.

Omsk und drum herum: Butter. Ziegelsteine, Felsmasive, Säulen aus Butter. Auf diesem Streckenabschnitt werden die Menschen fett und die Kleider fettig. Auf diesem Abschnitt werden oft die Hände gewaschen.

Von der Erde bis zum Mond sind es 384.000 Kilometer.

Er hat schon 192.000 Kilometer geschafft. Er hat schon die Hälfte hinter sich. So langsam könnte er mal eine Pause einlegen, einen Happen essen, ein bisschen die Umgebung bewundern, na zum Beispiel irgendwelche Meteore, oder einen Kometen am Schweif ziehen. Aber er kann nicht, er hat ein Mandat und einen Auslandsreisepass, so dick wie ein Gebetbuch. In diesem Pass ist aber kein Visum für den Mond.

Mit einem Wort, er ist diplomatischer Kurier und heißt Mister Blinch (Blinchik*, wenn es einer zärtlich meint). In Wirklichkeit heißt er ganz anders, aber ein entsprechendes Kärtchen war an seiner Abteiltür im Zug der Südmandschurischen Eisenbahn befestigt und der japanische Schaffner versicherte, dass das seine Richtigkeit habe.

Kann man Mister Blinch beschreiben? Nach den Methoden der WAO wohl nicht, nach WAO habe selbst ich eine ganz gewöhnliche Nase, was soll man dazu sagen. Er ist schwarz gelockt, muskulös (mit einem Arm stemmt er einen Zentner) und sein Gesicht... Über sein Gesicht hat mein Deutscher viel Lobendes im Sinne der Malerei zu raunen. Blinch war in den Staaten, hat im Film mitgespielt, war Kommissar der Reiterarmee, und nun reist er also auf den Mond. Wenn er noch nicht in Argentinien, Australien oder am Südpol war, dann nur deshalb, weil es dort noch keine Vertretung der UdSSR gibt, aber – MacDonald* hat alle Schleusen der Anerkennung geöffnet, und die Zeit ist jedenfalls nicht mehr fern, in der Mister Blinch mit einer kolossalen, absolut unglaublichen Aktentasche (so einer, mit der man auch ins Sandunowski-Bad* geht) voll siebenfach versiegelter Diplomatenpost durch die Mondkrater marschieren wird. Er hat mich sofort fasziniert. Erstens:

Als ich mich ihm vorstellte und sagte, ich würde mit ihm bis Peking fahren, musterte er mich von oben bis unten mit einem so eindringlichen und misstrauischen Blick, dass ich mich mindestens wie ein ausländischer Spion fühlte, der es auf seine Post abgesehen hat. Erst nach 300 Kilometern ließ sich Mister Blinch dazu herab, in mir einen Verbündeten zu sehen. Zweitens bedrängte er mich mit dem Vorschlag, im Zug eine kommunistische Zelle zu gründen und, drittens, einen Rezitations- und Gesangsabend für die Mitreisenden im Zugrestaurant zu organisieren. Diese Projekte wurden nicht realisiert. Stattdessen geschah etwas anderes, nämlich ein verbissenes, ständiges Schachturnier zwischen dem Mister, seinem Begleiter und mir. Wir hatten keine Schachfiguren und nahmen sie dem burjatischen Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare weg. Er wollte sie sich zurückholen, wir setzten ihn ans Schachbrett und schlugen ihn. Wir setzten ihn Schach, wir setzten ihn Matt. Durch das Rütteln des Zugs fingen die Könige an sich zu bewegen, die Läufer besetzten merkwürdige Positionen, an denen man lange herumrätseln musste, um die vorige Stellung zu rekonstruieren. Langsam und konzentriert machten wir unsere Züge und nahmen sie mit fröhlichem Jauchzen zurück, wenn wir einen Fehler bemerkten. Es kam zu Partien über 10 Kilometer, aber auch über 80 Kilometer. Ich wurde Wagenmeister und war so stolz, dass ich bereit gewesen wäre, über Funk mit Lasker* zu spielen. Wir träumten davon, sobald wir wieder festen Boden unter den Füßen hätten, ein Schachlehrbuch zu kaufen und auf theoretischer Grundlage zu spielen. Traurig wurde es erst, als in Werchneudinsk der burjatische Vorsitzende des Rats der Volkskommissare ausstieg und unser Schachspiel mitnahm. „Wir Idioten“, wie Mister Blinch treffend bemerkte, „hätten in Wjatka ein Schachspiel kaufen sollen!“

Falls Sie mal in den Fernen Osten reisen sollten, kaufen Sie ein Schachspiel in Wjatka. Das ist keine Dichtung, das ist WAO. Um es mit Osja zu sagen.

Der Baikalsee
(Eine Ansichtskarte)

Verspätung. In Irkutsk wurde der Zug repariert. Wir fahren durch die Nacht. Nichts ist zu sehen. Ein weißlicher Horizont, das ist alles. An einer Station höre ich Unruhe im Gang. Ich verlasse das Abteil. Irgendwas stimmt nicht mit dem Mond. Er hängt da wie ein Messingknopf und ist noch dazu irgendwie dicht eingeräuchert wie eine Sardine aus Kertsch. Durch den Rauch schimmert es purpurblutig. Ein Symbolist könnte sich hier richtig gehen lassen und ein Sonett herausstöhnen, wie die Erde in ihrem Schattendasein selbst noch den Mond mit Pulverruß und Blut bewirft. Aber plötzlich zeigt sich am Rand dieses verschwommenen Flecks eine scharfe, feine, elektrisch leuchtende Sichel: Der Mond klettert aus dem Keller. Eine Mondfinsternis! Und hervor tritt der kalte, weiße, stille Baikalsee, rechts in mächtigem Schwung die Berge, die im Frost besonders spitz, besonders zart sind, wie der knirschende Schnee unter einer hart gegerbten Ledersole der Marke *Eiche*. Zur selben Zeit liefen die Chinesen durch Harbin, trugen Götzenbilder vor sich her und schlugen auf Messinggongs, um den Drachen zu vertreiben, der ihrer Meinung nach den Mond verschlungen hatte.

Wir aber fliegen wie eine Kugel in ein Tunnelrohr. Beim Hineinfliegen ist der Lärm in einem Steinkorridor gefangen und bricht in den Wagen ein, beim Herausfliegen wird der Lärm leiser, posaunt sich in die Lüfte hinaus und schwebt über den Baikalsee davon.

Werchneudinsk

Die Fahrkarten gelten nur bis hier, man muss neue kaufen und das Gepäck neu aufgeben. Die Fahrkartenpreise gehen rasant in die Höhe. Eine Auslandsfahrkarte bis Tschita kostet ungefähr 40 Rubel. Deshalb steigen alle Reisenden aus dem internationalen Wagen in die zweite und dritte Klasse um. Im Fernen Osten gibt es statt zwei Klassen – hart oder gepolstert – ihrer fünf: vierte, dritte, zweite, erste und eine internationale. Die Preise für die vierte Klasse entsprechen in etwa denen für unsere dritte Klasse, für alle anderen gehen die Preise in Riesenschritten nach oben. Gut ist nur, dass man jetzt eine Fahrkarte direkt bis in die Mandschurei kaufen kann und nicht einzeln erst bis Tschita und dann in Tschita weiter bis in die Mandschurei. Eine durchgehende Fahrkarte ist etwa anderthalb Mal billiger als zwei Teilfahrkarten. Diese Fahrtunterbrechung ist extrem unbequem, über sie wird viel geredet, bisher ist aber noch nichts für eine direkte, durchgehende Zugverbindung getan worden.

Werchneudinsk ist die Hauptstadt der Burjatischen Sowjetrepublik. Die Burjaten bauen ihr Land neu auf, das in der Zarenzeit gnadenlos dem Suff überlassen blieb, 50 Prozent der Bevölkerung handelte sich den Tripper ein und 70 Prozent die Syphilis. Jetzt bauen die Burjaten Schulen und bilden Kooperative. Jeder gibt 15 Kilogramm Mehl in die Vorratskammern. Sind 2.000 oder 3.000 Kilogramm zusammen, so schickt man diese in die Stadt und jeder erhält im Gegenzug Waren für seinen Anteil.

Landschaft

Hinter Werchneudinsk drängen sich die Berge wie auf dem Jahrmarkt. Wir zwängen uns zwischen ihnen hindurch. Sie

sind nicht mehr von russischer Art. Hier spürt man schon die mongolischen, chinesischen, japanischen Bergkonturen – Kegel, auf denen sich Kiefern in den Himmel ritzen. Abrupt erheben sie sich aus den Tälern, welche ihrerseits flach sind wie ein Tennisplatz. Ganz typisch wird das, bis an den Rand des Grotesken, wenn man die Mandschurei von Harbin nach Süden durchfährt. Aus dem einen Fenster sieht man Steppe wie am Schwarzen Meer (und Chinesen auf Ochsenwagen), auf der anderen Seite hat man dieselbe Steppe, aber von einem Gebirgskamm gesäumt. Und ganz präzise an den richtigen Stellen, wie im Erdkundebuch, ragen die sauberlich in Stein gehauenen Gipfel daraus hervor. Mitternacht. Wir überqueren das Jablonowy-Gebirge. Der Zug klettert buchstäblich wie an einer Wand hoch und schnauft. Die Ängstlichen in den Wagen schnaufen auch. Der Pass. Danach die Abfahrt wie auf Schlittenkufen. Hui – festhalten! Der Zug rollt so schnell, dass an einigen Stellen absichtlich ein Stumpfgleis eingebaut ist, das bergauf führt. Wenn der Zug nicht davor anhält und so seine Selbstbeherrschung beweist (wofür ihm dann die Weichen nach Tschita gestellt werden), rast er in das Stumpfgleis und den Berg hinauf, wo er ausrollt und dann wieder zurück, den vorigen wieder ein Stück hinauf, und das immer so weiter, bis er zum Halten kommt.

Tschita

Hüten Sie sich vor Tschita. Erstens müssen Sie hier nachts den Zug verlassen (der Expresszug geht nur bis Tschita), und dann, wenn alle Tore und Ritzen der umgebenden Zäune verschlossen sind, schleust man Sie alle nacheinander durch eine einzige enge Gepäckspalte, wo man Ihr Gepäck wiegt – und wehe, Sie haben mehr als 30 Kilogramm, dann müssen Sie eine Strafbühne zahlen. Und

zehnmal mehr wehe, wenn sie 15 Kilogramm oder mehr über der Norm haben – dann müssen Sie eine zehnmal so hohe Strafe zahlen. Merkwürdig ist nur, dass man von dieser Regel erst an der Waage erfährt. Wie wär's, wenn das NKPS* einen davon etwas deutlicher, mit entsprechenden Anschlägen in den Bahnhöfen oder in den Zügen, in Kenntnis setzte? Dann gäbe es viel weniger Missverständnisse und die Passagiere würden das Gewicht ihres Gepäcks von vornherein anpassen.

Und noch etwas: Bei der Chinesischen Eisenbahn können Passagiere eines Zuges, der nachts ankommt, gegen eine Gebühr von 3 Rubel bis zum kommenden Morgen um 9 Uhr weiterschlafen. Das wäre besonders wichtig in Tschita, wo es wenige Hotels gibt, die ewig überfüllt sind, und wo ein Haufen von Transitreisenden mit Kutschen von einem Hotel zum nächsten eilt – und all das im transbaikalischen Nachtfrost, der einen nicht nur an Nase und Fingern zwickt, sondern direkt mit seinen Froschfingern durch alle Kleiderschichten an den Bauch greift. Am Ende schlafen die Reisenden irgendwo in einem Durchgang auf dem Fensterbrett, um nach zwölf Stunden weiterzufahren. Ich war selbst Zeuge, wie zwei Ausländer (darunter mein Deutscher) hartnäckig und lange den nur in Weste vor die Tür getretenen Hotelwirt zu überzeugen versuchten, sie doch einzulassen. Das Ganze endete damit, dass sie in den Flur gelassen wurden, in dem sie bis zum Morgen herumlungerten, als probten sie das Standbild des Komturs*. Tschita ist, wie es war. Im Winter Pulverschnee, im Sommer Pulversand. Rundherum Kiefern. Und die Stadt selbst wie gerade aufgewacht. Über ihr schweben erhaben die Flügel der Ewigkeit und die stolze Erinnerung an jene imperiale Zeit, als sie die Hauptstadt eines mächtigen Staates war, dessen Name sich auf drei Buchstaben reduzierte: FÖR* (Fernöstliche Republik). Heute ist die Erinnerung an

diesen Staat mit seiner Verfassungsgebenden Versammlung, die innerhalb Russlands nur hier funktionierte (wobei deren Versammlungssaal bei den literarischen Disputen für oder gegen Majakowski im Jahr 1922 viel belebter war), bei den Alteingesessenen schon am Schwinden, selbst der riesige Globus ist vom Platz verschwunden, der dort zum sechsten Jahrestag der Revolution aufgestellt wurde. An diesem Globus war besonders bemerkenswert, dass Japan nicht darauf war (der Künstler hatte entweder den Maßstab falsch berechnet oder aber mit diesem fernöstlichen Habicht eine bittere fernöstliche Rechnung zu begleichen).

Ich betrachtete das sandige, auf der Hauptstraße von Aushängeschildern verklebte Gesicht Tschitas (auf den anderen Straßen wachsen Kiefern) mit demselben tiefen Gefühl fassungsloser Zärtlichkeit, mit dem man die Leiche einer lieben Tante betrachtet.

Unmöglich, jene Tschitaer Begebenheiten* zu vergessen, als in der Verfassungsgebenden Versammlung die Fraktion der Kirchspiele eine Anfrage an die Regierung richtet: „Ist dem Ministerratsvorsitzenden bekannt, dass der Ideologe des Futurismus Tretjakow Mitarbeiter im Bildungsministerium ist, und hat das zu bedeuten, dass in den Schulen anstelle der annullierten Gebote Gottes die Wissenschaft vom Futurismus gelehrt wird?“ Oder wie der Baptistenvertreter, baumlang, mit einem Gesicht wie Prophet Elischa der Kahle, aufsteht und verkündet: „Ist dem Ministerratsvorsitzenden bekannt, dass vergangenen Sommer am Fluss Seja sieben Kommunisten vom Blitz erschlagen wurden, und sieht er darin nicht einen göttlichen Fingerzeig?“

Jetzt ist Tschita ein normales sowjetisches Provinzstädtchen, in dem bald nur noch Einwohner leben werden, weil die letzten administrativen Einrichtungen nach Chabarowsk ziehen. Dass sie noch nicht umgezogen sind, liegt

einzig am Erdbeben in Japan. Wo der Zusammenhang zwischen beidem liegt, konnte ich aus Zeitmangel nicht herausfinden. Außerdem gibt es in Tschita noch Ausländer und Harbinger Kommissionäre. Sie kommen nach alter Gewohnheit in die Hauptstadt, um zu kaufen und zu verkaufen, da aber das Monopol dem reinen Handel einen Riegel vorgeschoben hat, sitzen sie nach ebenso alter Gewohnheit in den Hotels, meckern herum und dreschen ab 8 Uhr in der Früh Karten. Solch ein Harbinger Paar sah ich mit eigenen Augen: Brillen wie Fahrräder, der Kopf darin eingespannt wie in eine Horndeichsel, eine Pfeife zwischen den Zähnen, in taillierten Jacketts und mit Gesichtern – na, Pilnjak* wie aus dem Gesicht geschnitten, so englisch sahen sie aus! Schweigend blätterten sie Könige und Asse auf den Tisch, und dann fragte der eine beim Mischen mit sattem Harbinger Tonfall: „Haben Sie gestern Wodka getrunken?“ Fast hätte ich es vergessen: Dem Fernen Osten ist als Erbe der Großmacht FÖR noch 40-prozentiger Wodka geblieben.

Dies nur zur Information (ich selbst trinke nicht, so dass es mir egal ist).

Übertritt

Nun schon Steppe – schneebedeckt, nur die obersten Grasbuckel hat der Wind freigelegt.

Daurien liegt hinter uns und eine ganze Reihe weiterer Stationen, die noch nach dem Blut von Semjonows Peitschen* riechen. In Mazijewskaja: Passkontrolle. Mein Deutscher hängt am seidenen Faden – seine Papiere werden in wenigen Stunden ungültig. Er ist ganz stumm geworden. Doch alles geht gut.

Zollkontrolle. Frage: Führen Sie Pelzwerk oder Goldmünzen mit sich? Ich bekomme es nicht hin, dem Deutschen das Wort Pelzwerk zu übersetzen. Ich zeige mit dem

Finger auf das Lammfell meiner Jacke, aber der Deutsche versteht nicht. Ich finde das lustig, die Zöllner finden es verdächtig. Aber auch das hat ein Ende. 15 Minuten später sind wir in Manjur. Die Steppe zieht mit und voraus, bis an die Wüste Gobi. Die chinesisch-russische Grenze ist ein unendlich langer Graben, der sich bis in den Horizont bohrt.

Manjur

Auf dem Bahnsteig stehen chinesische Soldaten in Grau und Offiziere, deren Uniformröcke den Bauch vorstehen lassen und die Schultern schmal machen. Epauletten wie Kurzschlussbrücken. Die Wagentür ist bewacht. Wachmannschaften der Chinesischen Eisenbahn patrouillieren, sie sehen aus wie Polizisten: schwarzer Mantel, Säbel, eine Mütze mit irgendeinem Kohlblatt über dem Schirm. Dazu die passenden Visagen. Die reinsten Weißgardisten.

Ein geschniegelter Russe, Beamter beim chinesischen Zoll, kontrolliert gemeinsam mit einem chinesischen Offizier die Pässe. Bevor nicht der ganze Zug kontrolliert ist, wird niemand auf den Bahnhof gelassen. Schon drückt sich eine bekannte Nase, wie aus Stearin, von außen ans Fenster. Wir sprechen mit den Händen. Das Gepäck wird nicht im Wagen kontrolliert. Man muss in eine Halle mit langen Durchsuchungstischen. Der Berg versiegelter diplomatischer Reisekörbe des Mister Blinch wächst unaufhörlich. Sein hingeworfenes „yes“ ist von geringschätziger Lässigkeit. Die Chinesen lärmen, drängen sich an sein Gepäck heran und drehen an den Siegeln. Ich meine die ruhige Unerschütterlichkeit der UdSSR höchstselbst zu spüren, die hier in Person des Budjonowschen Kriegskommissars, inmitten des Gewusels weißgardistischer Spione, über die Unantastbarkeit ihres Wappens wacht.

Ich werde nur kurz, aber misstrauisch untersucht. Der ganze sorgfältig gepackte Inhalt wird durcheinandergewühlt wie Eingeweide von einem Bauchschnitt. Unter der Wäsche zieht man mein Buch hervor, Gedichte, die lange misstrauisch beäugt werden. Man sucht Zeitschriften. Man sucht sie nicht so sehr, um Propaganda zu unterbinden (was für eine Propaganda könnte das auch sein, wenn die linken Harbinger Zeitschriften komplett die Artikel und Fotos aus der Moskauer Presse übernehmen), sondern einfach, weil man neugierig ist, sie anzuschauen. Nachher konnte ich in der Kommandantur sehen, mit welchem Eifer die chinesischen Soldaten und Zöllner die Abbildungen in der *Krasnaja Niwa*, im *Ogonjok* oder im *Projektor** betrachten, vor allem die Bilder vom Begräbnis W.I. Lenins.

Und wieder gibt es Ärger mit dem Geld. Auf der Strecke sind Dollar und Yen im Umlauf. Der chinesische Dollar ist etwas teurer als der japanische Yen (ungefähr 5 Kopeken), aber die Kasse im Bahnhof nimmt jede Fremdwährung mit einem für sie deutlich vorteilhaften Kurs. Eine Wechselstube gibt es nicht. Und im Restaurant könnte man schon mit Yen bezahlen, mit Dollar ist es ungünstig. Je weiter man nach China kommt, desto komplizierter wird diese Finanzfrage, aber davon später. Eine Fahrt nach Peking ohne Umsteigen kostet 128,85 Dollar, in der 2. Klasse reichlich 66 Dollar. Es gibt auch Rückfahrkarten, die doppelt so teuer sind, mit einer 20-prozentigen Ermäßigung. Der Aufenthalt in Manjur dauert zwei Stunden. Dann ist der chinesische Stempel im Pass, ein Fünzfziger ist kassiert – und ab in den Osten.

Es gibt wohl nirgends auf der Welt sauberere Züge als bei der Ostchinesischen Eisenbahn. Überall sind kleine Läufer, das Messing schimmert und strahlt, die Toiletten sind wie Altäre; der Schaffner, der mehr Knöpfe als rote Blutkörperchen hat, geht lautlos umher, um das von

irgendeinem Höhlenbewohner geworfene Streichholz, ein Fädchen oder Krümelchen, das man gerade noch mit bloßem Auge sehen kann, aufzuheben. Warum diese Sauberkeit? Vielleicht, weil die Strecke zurzeit nichts Besseres zu tun hat? Sie ist wie ein ausgetrockneter Flusslauf, wie ein Eisenbahnblinddarm. Denn zwar ist sie bekanntermaßen die Brücke zwischen Moskau und Wladiwostok, im Moment aber und bis auf Weiteres wird diese Brücke durch eine Furt – die Amurbahn – umgangen.

Die Ostchinesische Eisenbahn

Statt Filzstiefel weiche Pantöffelchen. Statt schwerer Pelzmäntel blaue und schwarze chinesische Seidenroben. Statt Fellmützen halbkreisförmige Spitzkappchen, statt Rauchschebärten haarfeine Oberlippenstriche oder auch glatte Bartlosigkeit unter einer wie plattgetretenen, doppelläufigen mongolischen Nase.

Auf den Stationen wird der Zug von einer spärlich besetzten Postenkette empfangen. Das sind die Soldaten Zhang Zuolins, die besten in China, zumindest sind sie anständig gekleidet (bei Tianjin habe ich später Soldaten in langen Kitteln gesehen, nur die Schulterstücke und die Mütze erinnerten an eine Uniform). Sie sind zum Schutz vor den Honghuzi auf den Bahnhöfen. Die Honghuzi sind im Grunde so etwas wie die chinesischen Saporosher*, nur viel verstreuter. Die Honghuzitruppen rekrutieren sich größtenteils aus der chinesischen Armee. Im Sommer gehen die Soldaten zu den Honghuzi. Im Winter kehren sie in die Armee zurück. Der springende Punkt ist nur, dass sie als Soldaten extrem feige und kampfunfähig sind, bei den Honghuzi aber tapfer und mutig wie ein wildes Tier.

Ein hoher chinesischer Beamter steigt zu, eskortiert von chinesischen Polizisten. Ihre Gürtel sind mit Patronen

gespickt: auf der einen Seite tragen sie eine Mauser (sieht aus wie eine Schinkenattrappe), auf der anderen eine Browning. Man sagt, derart ausgerüstete Menschen sterben bei einem Angriff schnell: Die Waffenauswahl ist so groß, dass sie nicht wissen, wonach sie greifen sollen.

Noch mehr Chinesen steigen ein, anscheinend reiche Kaufleute oder durchtriebene Beamte. Treffen sie auf einen Bekannten, so legen sie die Handflächen aneinander und verbeugen sich dreimal. (Die Chinesen kennen kein Händeschütteln.)

Eine Schar Japaner, europäisch gekleidet, wodurch sie noch kleiner erscheinen (ohnehin wirken sie wie 9- oder 10-jährige Jungen), in auffällig hohen Stehkragen begibt sich zum Zugrestaurant.

Für 60 Sen (ein Sen ist etwas weniger als eine goldene Kopeke) kann man dort billig und reichlich essen. In den Bewegungen der Kellner, die mit dem Geschirr jonglieren, liegt eine reflexhafte Servilität, wie man sie in Russland seit 1917 in keinem, auch nicht dem schmierigsten Lokal mehr antrifft.

An Zeitungen liegen aus: *Sarja*, *Ruski golos*, *Swet** und (seit x Jahren) die Beschwörungen der zaristischen Leitartikel, dass im kommenden Jahr auf jeden Fall irgendein echter Thronanwärter nach Russland einreiten wird, vielleicht nicht auf weißem Ross, sondern auf dem Fahrrad – doch sein Kommen ist gewiss. Anders als 1922 nehmen die ROSTA-Fenster*, auch ohne Kommentar, in diesen Zeitungen ziemlich viel Platz ein. Auf den hinteren Seiten grelle Ankündigungen von Gastspielen, Kneipen und Theateraufführungen. Die Zeitungen zerreißen sich schier, um den einen oder anderen „leuchtenden Stern am Theaterhimmel“ als Sensation zu feiern. Dabei überwiegen Annoncen in der Art von: „Ein intimer, stimmungsvoller Abend für das lyrische Empfinden. NN betören das Harbiner Publikum

mit ihren bezaubernden Melodien. Für Damen ist der Eintritt frei.“ Da bleibt einem nichts weiter übrig, als den Kopf unters Kissen „erlesener Gefühle“ zu stecken und die Ohren in „samtene Melodien“ einzutauchen, will man nicht als hungriger, hoffnungsloser Kötter den nackten Mond der schonungslosen und grausamen Wahrheit anjaulen.

Wir erklimmen das Hinggan-Gebirge. Es ist hoch, kalt, voller Sterne. Wieder ein Tunneldurchbruch, und der Zug rast in der berühmten Spirale zu Tal (wie ein Radfahrer im Velodrom), er fährt einmal im Kreis und springt aus dem Tunnelende unterhalb des Bahndamms, über den er eben noch donnerte, ins Freie.

Harbin

Harbin dämmt kommerziell schwer vor sich hin. Es ist randvoll mit Waren, die sich nirgends absetzen lassen. Die Schaufenster sind voll, die Lager gefüllt, aber niemand hat Geld: Das Wneschtorg-Monopol* und die Nichtanerkennung der UdSSR schnüren Harbin die Luft ab. Es ist zur Stadt der Billigwaren verkommen.

Großartige Schuhe für 5 Yen. Ein Herrenanzug für 20 Yen. Und zu Neujahr sind 90 chinesische Firmen auf einmal Pleite gegangen. Die Russen in Harbin ernähren sich schlecht, vor allem von Gerüchten.

Zum Beispiel wurde ich allen Ernstes gefragt: „Ist es wahr, dass Budjonny nach Lenins Tod Moskau belagert und die Auslieferung gefordert hat?“ Welche Auslieferung, wessen Auslieferung, wieso, weshalb? „Na, wir verstehen das ja selbst nicht“, sagen sie. Mir war auf einmal ziemlich heiter zumute.

Ein anderer Harbiner, der UdSSR gegenüber durchaus loyal, gebildet und täglicher Zeitungsleser, nahm mich beiseite, als ich einem Bekannten von Russland erzählte,

und fragte mich aufrichtig und gespannt: „Jetzt sagen Sie mal ehrlich, wo es niemand hört, wie schlimm Sie hungern mussten.“

Und während mir darüber schon wieder zum Lachen war, verstand ich, dass ich in seinen Augen nun fast ein Heiliger war, Held und Märtyrer, der sich eher massakrieren lässt als das Geheimnis zu verraten, dass man in Moskau – wenn überhaupt – nur getrocknete Fliegen isst, nämlich sonntags.

Mosselprom*! Hörst du das!?

Pogrom gefällig?

Am Tag meiner Ankunft herrschte Panik in Harbin; man erwartete einen chinesischen Pogrom. Die Chinesen agitieren gegen Ostroumow, den Eisenbahnchef, gingen auf die Straße und forderten seine Ablösung, wobei auch gleich der lautstark geäußerte Wunsch aufkam, man solle die Russen doch überhaupt im Songhua baden. Der tiefere Grund dieser „Volksbewegung“ lag, wie zu erfahren war, darin, dass der mandschurische Diktator, beunruhigt von der möglicherweise bevorstehenden Anerkennung der UdSSR durch die Pekinger Regierung und der Aussicht, die Eisenbahnverwaltung könnte in Zukunft womöglich chinesisch-sowjetisch betrieben werden, auf die Idee gekommen war, die Strecke de facto zur chinesischen zu erklären, Ostroumow abzusetzen und dadurch der Sowjetmacht den Weg zur Beteiligung am Eisenbahnbetrieb zu verbauen.

Warum das?

Es sei nur daran erinnert, dass die Strecke Rückzugsort aller Weißgardisten ist, aktiver wie passiver. Arbeiter wurden entlassen, um Offiziere an ihre Stelle zu setzen. Und was ist mit den kostspieligen Transporten von Truppen und Gütern, die auf Befehl aus Mukden per Bahn ausgeführt

wurden? Eine sowjetrussische Kontrolle über die Strecke bedeutet vor allem ihre unausweichliche Säuberung, zudem aber auch die Aufdeckung aller weißgardistisch-japanisch-mukdenischen Machenschaften, für die sie seit 1918 ein verlässliches Sprungbrett gewesen ist. Den „Volkszorn“ zu organisieren war übrigens nicht schwer. Allein die bankrotten chinesischen Firmen, die üblicherweise aus 10–15 kleinen Teilhabern bestehen, stellten 1.500 Demonstranten.

Dienstfertige Hände sammelten diese Massen, dienstfertige Münder hielten Hetzreden, die Ostroumow beschuldigten, den chinesischen Handel ruiniert zu haben, und dieselben Münder versprachen pro Nase 20 Kopeken plus Verköstigung.

Groß das Geschrei, als das „unzufriedene Volk“ nach der Demonstration feststellen musste, dass es weder 20 Kopeken noch Verköstigung gab.

Fünf Tage lang begegnete die chinesische Macht in Harbin den besorgten Anfragen der Russen mit Schweigen, und erst als sie nicht locker ließen, erging die Mitteilung, dass die Bürger ruhig schlafen könnten.

Unterhosen
(Chinesisches Drama)

Handelnde Figuren: zwei Paar Unterhosen, eine Wattlejacke, eine Wäscheverkäuferin, ein chinesischer Schuhmacher und ein Reisender. Ort der Handlung: eine Straße in Harbin. Der Reisende kauft einen Haufen Sachen und schleppt sie in zwei Paketen mit sich. Der Reisende erhandelt beim Schuhmacher zwei Paar Stiefel, die aber noch geweitet werden müssen, was 20 Minuten dauert, der Zug fährt in einer Stunde, und es sind noch nicht alle Einkäufe erledigt. Der Reisende lässt die zwei Pakete beim Schuhmacher, kauft noch mehr Sachen und findet jemanden, der

sie direkt in sein Quartier bringt, damit er sie später in den Koffer packen kann. Der Reisende geht zum Schuhmacher zurück und entdeckt dort, dass das Paket mit zwei Paar Unterhosen weg ist. Der Chinese, der auf die Pakete aufpassen sollte, teilt mit, dass das Paket (wohl versehentlich) von einer Dame mitgenommen worden sei. Der Reisende kratzt sich am Kopf und erinnert sich, dass in dem Paket zwei Paar Unterhosen waren (nur gut, dass nicht ein Dutzend goldene Uhren). Der Chinese geht mit dem Reisenden in das Unterhosengeschäft, bezahlt zwei Paar Unterhosen und vereinbart mit dem Geschäft, dass es, sollte die Dame, die die Unterhosen mitgenommen hat, ehrlich sein und sie zurückbringen, dem Chinesen das Geld zurückgibt. Das Geschäft ist begeistert über diese systematischen Unterhosenkäufe und gibt ihm Rabatt auf alle vier Paar Unterhosen. Der Käufer teilt sich den Rabatt mit dem Chinesen. Danach nimmt er sich eine klapprige zweirädrige Kutsche mit einem Gaul von der Größe und Zotteligkeit eines Neufundländers, lässt sich durch den hochdynamisch-großstädtischen Rhythmus der alten Karre (vier Stöße in der Sekunde) die Seele aus dem Leib rütteln und eilt gemächlich zu seinen Koffern.

Der Reisende setzt sich in den Zug, packt alle Pakete aus, um sich an seinem neuen Besitz zu ergötzen, und entdeckt vier Paar Unterhosen, aber keine einzige Wattejacke.

Ergebnis: Der Reisende ist ohne Wattejacke.

Der Chinese ist ohne Unterhosen und erstattetes Geld.

Die Dame steht unter Verdacht, die Unterhosen ergaunert und durch eine billige Wattejacke ausgetauscht zu haben.

Das Geschäft steht mit einem Nettogewinn für vier Paar Unterhosen da.

Vorhang. Anschließend Vortrag von Viktor Schklowski* über das Einfalten, Entfalten und Ausfalten eines Sujets.

Der Harbiner fragt:

„Hält man bei euch in Moskau den Dichter Wladimir Wilenski für besser als Majakowski oder für gleich gut?“

„Wieso?“

„Na, weil er hier kürzlich einen Vortrag über russische Kunst gehalten und anschließend Gedichte vorgetragen hat. Die Harbiner Muttis sind sauer auf ihn, weil er ein extra unanständiges Gedicht gelesen hat, das ungefähr diesen Inhalt hatte: ‚Harbiner Mädchen, kommt zu dieser und jener Adresse, ich empfangen euch von dann bis dann.‘ Deshalb denken die Harbiner, dass Majakowski um Längen schlechter ist.“

Die übliche Geschichte mit provinziellem Schund und billigen Nullachtfuffzehn-Provokateuren. Ich kann mir schon vorstellen, was das für eine russische Kunst ist, die Harbin da vorgeführt wurde. Die Angelegenheit war sachkundig eingefädelt. Die Zeitungen kündigten vorher lautstark das „Vereinigte Kombinat Russischer Meister“ an. (Sollte ich mich im Namen etwas vertan haben, wird Wilenski es sich nicht nehmen lassen, das durch einen Brief an die Redaktion richtigzustellen; für „Kombinat“ und „Meister“ verbürge ich mich.) Das Kombinat bestand aus dreien: Wilenski und noch zwei Typen – einer sang, der andere spielte. Nach dem Auftritt zog Wilenski weiter und die Typen ließen sich in Harbin nieder, wo sie sich wahrscheinlich „intimen Stimmungen“ und „samtenen Melodien“ widmen. Majakowski wird es schwer haben, sollte es ihm einfallen, nach Harbin zu reisen.

Was soll er nur den Harbiner Mädchen sagen? Wie soll er die Harbiner Muttis schockieren?

Gen Süden

Nachdem wir Harbin verlassen haben, das mit seinen rauchenden Fabrikschornsteinen bis über den buckligen Horizont reicht, fahren wir durch die mandschurische Tiefebene. Die chinesischen Gehöfte sind von hohen Mauern umgeben. Noch höher sind die Mauern der ausländischen Konzessionen, Plantagen und Fabriken. Sie schützen sich vor den Honghuzi. Die Bevölkerungsdichte ist hier gering. Die Gehöfte stehen vereinzelt, Dörfer sieht man nicht. Hier herrscht noch tiefster Winter, doch die Aprilsonne scheint vorwitzig ins Abteifenster.

Changchun

Passkontrolle. Zugwechsel. Wir schleppen unser Gepäck in den Bahnhof, der so mit einem Hotel verwachsen ist, dass sich nicht mehr unterscheiden lässt, wo der Bahnhof endet und das Hotel *Yamato* beginnt. Das Gepäck des diplomatischen Kuriers zieht magnetisch zwei russische Spitzel mit ziemlich unangenehmen Physiognomien an. Mit ihren hochgeklappten Kragen bleiben sie auf Distanz – aber wehe, man lässt das Gepäck für einen Moment aus den Augen! Mister Blinch erinnert sich an das vergangene Jahr, als ähnliche Typen ihn nicht nur aus der Ferne bespitzelten. Es passierte sogar, dass sie ihn beim Frühstück belagerten, einer von hinten, der andere von vorne, beide warteten, Händen in den Taschen, auf den geeigneten Moment für den Angriff. Der Mister musste aufstehen, die Muskeln spielen lassen und ebenfalls mit den Händen in den Taschen zum schweigenden Gegenangriff übergehen, damit die beiden gingen. Ein anderes Mal musste er den Browning rausholen und auf den Tisch legen. Davor hatten die Typen Respekt und zogen ab. Wir versuchen zu Abend

zu essen. Es wird nur Englisch gesprochen, zudem versteht der japanische Kellner nur die Namen der Gerichte. Unweit ruft ein feister Russe dem Boy „Cham“* zu. Sie denken, er flucht? Nein, er bestellt Schinken. Der Zug fährt ein. Wir tragen die Sachen in den Wagen. Es ist dunkel. In einer Ecke hantieren ein paar verdächtige Subjekte. Der Wagen ist ohne Abteile, die Liegen haben niedrige Rückenlehnen, pro Liege (man kann sich ausstrecken) eine Person. Zwischen zwei Liegen ist immer ein großer Spucknapf – hier wird viel und mit Leidenschaft gespuckt. Japaner gehen vorbei. Viele tragen ein Mulldreieck vor der Nase, eine Maske, die vor Infektionen, vor allem vor der spanischen Influenza schützen soll. An dieser Krankheit sterben sie innerhalb von 24 Stunden und in großer Zahl. Immer wieder strömen Chinesen herein mit Kindern, Angehörigen und Begleitpersonen.

Ein Chinese setzt sich; er setzt seinen Sohn neben sich (die Frau steht, die Frau ist ein niederes Lebewesen, niedriger als der Sohn; fragt man einen Chinesen nach dem Wohlbefinden seiner Frau, so beleidigt man ihn damit schwer). Er sitzt eine Weile, breitet seine Sachen aus, da kommt der japanische Schaffner, ein Radebrechen mit viel Herumgefuchtel hebt an, schließlich nimmt der Chinese seine Sachen und geht. Es stellt sich heraus, dass sie in der falschen Klasse saßen – sie mussten in die dritte. Alle fünf Minuten wiederholt sich diese Klassenfrage. Irgend ein ranghoher Chinese lässt beim Verlassen des Wagens die Tür offenstehen. Eines von den Subjekten, ein an der Tür sitzender Russe, knallt sie hinter ihm zu. Der Chinese ist beleidigt und kommt zurück. Ein Streit entbrennt. Ich höre den Chinesen etwas von Arrest und Polizei sagen, der Russe aber flegelt sich auf die Liege (sozusagen schon japanisches Gebiet) und pariert den Angriff dreist: „Mir doch schnurz. Du machst die Tür nicht zu. Brauchst gar nicht

so rumschreien!“ Das Ganze ist eine Art Revanche für die Anti-Ostroumow-Demonstrationen der Harbinger. Wieder kontrolliert der japanische Polizist in Begleitung eines Kerls die Pässe und notiert sich etwas in einem Büchlein. Sie gehen raus. In der Tür dreht sich der Kerl um und fragt: „Wann sind Sie aus Moskau abgereist?“ Ich antworte: „Am 14.“ Mister Blinch weist mich zurecht: „Was antworten Sie dem überhaupt? Das müssen Sie gar nicht. Der macht sich doch nur vor dem japanischen Polizisten wichtig.“ Ich gebe ihm recht – beim nächsten Mal lasse ich den Kerl ohne Antwort. Der Typ, der sich an der Tür mit dem Chinesen gestritten hat, überlässt seinen Platz einem russischen Fettwanst (dick wie ein doppelter Oberst). Er wird von einer Dame gebracht. „Einen ergebensten Gruß an meine lieben Chanchunger“, verabschiedet sich der Dicke. „Grüßen Sie die Mukdener von mir“, erwidert die Dame. Die Emigration ist heimisch geworden, zum Teil stirbt sie aus, zum Teil hat sie sich assimiliert. Manche ausländische Touristen kommen extra, um diese aussterbende menschliche Spezies zu besichtigen.

Nacht

Der Wagen schnarcht. Ich betrachte seine Einrichtung. Der Waschraum ist voll vernickelt. Ein Wassertank. Aber um Wasser zu bekommen, muss man die gewölbte Hand hinter den Rand des Gefäßes schieben und mit dem Daumen einen Haken nach oben schieben. Auf diese Art lässt sich eine Handvoll Wasser abzapfen, nachdem man sich die Hände am Tank beschmutzt hat. Für die Handtücher gibt es eine pfiffige Vorrichtung: Ein Stapel Tücher ist auf einen Metallstab gefädelt, jedes Tuch hängt mit einem Metallring am Stab fest. Hat man sich abgetrocknet, lässt man das Handtuch einfach am Stab runterrutschen. Auf

meinen Zugfahrten im Ausland habe ich mich immer gefragt, warum es in unseren Waschräumen keine Handtücher und Seife gibt. Das hat gar nichts mit Komfort zu tun, sondern einfach mit grundlegender Hygiene. Wird auch das einfach geklaut, sobald man es hinlegt?

Ich beobachte die Morgendämmerung: Blinzelnd springt die Sonne zwischen den Gipfeln hervor. Der japanische Schaffner kommt mit einer Bürste, nimmt Mister Blinchs Jackett, trägt es fort und bringt es sauber wieder. Meinem Reisegefährten reißt er das Jackett förmlich von der Schulter, bei mir dasselbe. Dann beginnt er unser Gepäck zum Ausgang zu schleppen. Ich fühle mich überumpelt: was, wenn es wegkommt? Aber nein, bei der japanischen Bahn verschwindet nichts. Hier ist man ehrlich wie in Finnland. Felder bis zum Horizont, akkurat beackert, die gepflügte Erde sieht aus wie ein Rippenstoff unter dem Mikroskop. Immer mehr Dörfer tauchen auf mit kleinen, sorgfältig verputzten gelben Häusern, Mauern drumherum, Fenster und Türen der Häuser nach innen zum Hof. Und wo man hinsieht – in Dorfnähe auf freiem Feld oder unter Bäumen: überall Grüppchen von Erdhügeln, wie Ameisenhaufen. Das sind Gräber. Je näher wir Mukden kommen, desto mehr werden es. Mukden ist von ihnen umzingelt, die Erde aufgewühlt, das Ganze sieht aus wie eine bewegte See. Ganz China ist verpickelt vom syphilitischen Ausschlag der Gräber – es ist ein Land, in dem die Toten die Lebenden im Würgegriff halten wie sonst nirgends. Fährt man von Tianjin ans Meer, weiß man nicht mehr wohin vor Gräbern – die Dörfer hängen ohnehin dicht aufeinander, winzige Felder dazwischen, mitunter keine drei Meter breit – und überall wölben sich diese Hügel auf, um die Pflug und Hacke einen Bogen machen müssen. Dass in China der Tote den Lebenden ganz buchstäblich die Luft abdrückt, sieht man daran, dass Begräbniszeremonien oft nicht nur das gesamte Erbe

verschlingen, sondern eine Familie, in der das Oberhaupt gestorben ist, in den Ruin treiben. Den Tod scheint man hier geradezu willkommen zu heißen, gelebt wird weit unkomfortabler als gestorben. Das schönste Geschenk der Kinder für ihren geliebten Vater ist ein schöner, schmuckvoller, teurer, ausgemalter und vergoldeter Sarg, der dem Greis noch zu Lebzeiten geschenkt wird; er freut sich darüber dem Anschein nach nicht weniger als bei uns ein kleiner Junge über die Kanone unterm Weihnachtsbaum.

Der Zug überquert eine Straße, die bis zum Horizont reicht, breit und ausgefahren. Sie führt zu den Herrschergräbern; folgt man ihr, sieht man nach einer Weile unvermittelt riesige Steinungeheuer und Statuen von Weisen am Straßenrand stehen. Durch die Fahrrinnen ziehen Ochsen schwerbeladene chinesische Leiterwagen auf zwei Rädern, deren eine Hauptachse von zwei klobigen Traversen geschnitten wird. Jede Felge ist eine halbe Elle dick und mit drei Reihen von Nägeln beschlagen, deren Köpfe allein zwei Zoll breit sind. Die Ochsen stapfen behäbig und die ebenso behäbigen Chinesen in blauen Röcken treiben sie im Falsett mit ihrem chinesischen „hüa-hüa“ an. Dort, wo die alten Wege nicht über Erdboden, sondern über Stein verlaufen, haben sich die Fahrrinnen in zwei gleichmäßige Rillen verwandelt, und schon vor Jahrhunderten ist in China ein Gesetz erlassen worden, dass im ganzen Reich die Spurweite der Fuhrwerke gleich sein muss.

So entstanden eigentümliche alte Gleise.

Der Zug stürmt auf eine Front verrußter Gebäude zu, passiert Fabrikschlote und schmutzige Depots und hält.

Mukden

Schon wieder ein Bahnhof, der in ein Hotel *Yamato* übergeht. Schon wieder ein zwielichtiger Typ, der uns

unablässig in einem Abstand von zehn Metern folgt. Wir gehen den Bahnsteig entlang.

Getöse und Gebimmel! So krawallt nachts die Feuerwehr über das Pflaster. Offenbar haben hier die Rangierloks an der Führerkabine eine Glocke, wie kleine Kirchen bei uns. Sie schwingt dampfbetrieben hin und her und bimmelt wie wahnsinnig, während das Ungetüm über die Schienen rasselt. Aneinandergesammelt stehen die eisernen Tröge riesiger Kohlewaggons auf den Schienen. An den Abstellgleisen Dreck, Scherben, Müll. Ich bin überrascht, so viel Dreck bei der japanischen Eisenbahn zu sehen. Vor dem Hintergrund eines Müllbehälters schießt Mister Blinch ein Foto von uns. Besagter Typ rückt ein Stück von uns ab, scheinbar gehört es nicht zu seinen Pflichten, mit aufs Bild zu kommen.

Ins Restaurant. Breakfast. Der Kellner reicht eine Karte, auf der etwa acht Gerichte verzeichnet stehen. Unten steht „anderthalb Yen“. Mein Gefährte wählt mit Vorsicht ein unschuldig aussehendes Gericht. Auch ich nehme eines, mit ungutem Gefühl, weil ich nicht weiß, welche finanzielle Strafe mich dafür erwartet. Mister Blinch kommt herein und wundert sich über unsere Bescheidenheit: anderthalb Yen für alles, was ihr verdrücken könnt! Gutgelaunt futtern wir gemeinsam unsere anderthalb Yen ab, trinken einen Kaffee hinterher und essen zum Nachtsch Obst. Nur eines essen wir nicht: Porridge, diesen widerlichen Haferschleim, ohne den kein Engländer in der Lage ist, seinen Tag zu beginnen.

Die Japaner sind sehr höflich.

Beim Friseur verlangt ein Amerikaner, der bereits rasiert ist und Yen in den Händen hält, das Wechselgeld in chinesischer Währung. Der Japaner antwortet „yes“, macht aber keine Anstalten. Offensichtlich versteht er den Amerikaner nicht, bietet ihm aber gerne das einzige englische Wort an, das er kennt: yes. Der Amerikaner erklärt:

„Ich fahre nach Peking, dort brauche ich chinesisches Geld.“

„Yes“, antwortet der Japaner lächelnd.

„Mit Yen kann ich nichts anfangen.“

„Yes.“

„Dann geben Sie mir doch das Wechselgeld.“

„Yes.“

„Was denn, kriege ich es nun oder nicht?“

„Yes.“

„Sie sind ein Esel!“

„Yes.“

Nachdem er sich mit Hilfe einiger hinzugekommener Japaner doch irgendwie erklärt und die Rechnung bezahlt hat, wirft der Amerikaner beim Gehen hin:

„Bin ich denn blöd, dass ich japanisches Geld mit nach Peking nehme?“

„Yes“, antwortet der Japaner, während er schon den nächsten rasiert.

Beide sind zufrieden.

Mir ist etwas Ähnliches passiert: Ich hatte nach dem Schalter für Schlafwagentickets gefragt, man antwortete mit „yes“, führte mich lange herum und lieferte mich schließlich an der Gepäckaufbewahrung ab. Mit Müh und Not fand ich da wieder heraus. Den Schalter fand ich nicht, schließlich stellte sich heraus, dass man ihn auch gar nicht braucht: Alle Fahrkartenangelegenheiten werden im Zug erledigt, man muss nur einen Platz reservieren und dann das Abteil anhand der Täfelchen an den Türen finden. Genau hier fand die zweite Taufe (Oktobertaufe) des diplomatischen Kuriers statt, der nach japanischem Willen zu Blinch wurde und lange Widerstand leistete, weil er nicht in ein Abteil wollte, das von einem Menschen mit so verdächtigem, nichts Gutes verheißendem Namen belegt wurde.

Was mich betrifft, so gelang es ihnen nicht, meinen Namen zu entstellen, weil er für sie gar nicht erst auszusprechen war – sie zeigten nur auf eine Tür und schon saß ich bei Mister Kent im Abteil.

Volldampf auf Chinesisch!

Wer auf der Strecke Mukden-Peking nachts schlafen möchte, sollte einen Platz in der ersten Klasse kaufen, denn die zweite Klasse hat zweisitzige Bänke, wie in der Moskauer Straßenbahn. Das Abteil ist ziemlich schäbig: eine Liege mit Wachstuchbezug, ein Sitz, über dem nachts nach internationalem Standard die zweite Liege hängt; einen Aschenbecher gibt es nicht, seine Funktion erfüllt der Spucknapf. Das Abteil hat einen eigenen Waschraum, allerdings mit kochend heißem Wasser. Ich habe mir die Hände verbrüht und bin nicht wieder hineingegangen. Das Wasser hielt seine Temperatur und kühlte bis Peking nicht ab.

Durch unseren Wagen zog eine Prozession, angeführt von einem Amerikaner; ihm folgten zehn teils magere, teils fette, alle gleichermaßen unansehnliche Amerikanerinnen mit Brillenreifen über zartrosa Nasen und Wangen. Sie kreischten im Chor und um die Hüften baumelten ihnen einerseits Fotoapparate, andererseits Ferngläser. *Baedeker* in den Händen, auf den Köpfen fuchsrote Korbgeflechte. Touristinnen. Eine von ihnen fing mich nach wenigen Schritten auf dem Korridor ab und krächzte auf mich ein. Ich sagte, ich sei Deutscher, und versuchte mich durchzuquetschen. Sie versperrte mir den Weg und krächzte weiter. Irgendwie verstand ich, dass sie die Große Chinesische Mauer suchte (wir waren gerade an einigen Kalk- und Ziegelöfen vorbeigefahren, die unvollendeten babylonischen Türmen ähnelten – vermutlich fragte sich die Touristin, ob dahinter nicht irgendwo die Mauer sei

– mir nichts, dir nichts fährt man an einer solchen Sehenswürdigkeit vorbei, ohne es zu merken). „Um sechs Uhr“, beschied ich sie mit Nachdruck und versteckte mich danach vor dieser Amerikanerin, die prompt von fünf Uhr an am Fenster hing, weil ich inzwischen erfahren hatte, dass wir die Mauer schon um vier Uhr morgens passieren würden.

Als Mister Kent merkte, dass ich Russe bin, war er mir gleich wohlgesonnen. Er ist Engländer, deshalb erkennt er mich *de jure* an. Er ist Geschäftsmann aus Shanghai und freut sich anscheinend schon auf irgendwelche Handelsabkommen mit Russland. Ein politisches Gespräch entspinnt sich. MacDonald rühmt er – oh, welch starke Hand, welch besonnenes Regieren. Die Arbeiter schmährt er – sie wollen nur Geld, aber nicht arbeiten. Dann bringt er das Gespräch auf das heikle Thema der UdSSR-Wirtschaft. Ich erzähle ihm von der „Preisschere“: Da ich das Wort Schere nicht kenne, stelle ich es pantomimisch dar, wie im Fri-seursalon fahre ich mir mit zwei Fingern über den haarlosen Schädel. Anscheinend hat er verstanden, ich hoffe nur, er hat sich meine Erklärung nicht mit dem Wort „Rasierer“ oder „Rasur“ übersetzt – das wäre überaus misslich und vor allem in der Sache falsch. Dann sagt er fest: Ihr Brot, unsere Maschinen – und begibt sich nach Tichwin.

Tichwin

Auf Englisch ist Tiffin ein Frühstück für anderthalb Dollar mit zehn Gängen und äußerst herbem Reis unter einer grünen, ausgesprochen exotischen Sauce, Fleisch, Fleisch und nochmal Fleisch, das aus einer grellroten Riesenflasche mit der Aufschrift „Katsup“ übergossen wird (ich übersetzte es mir mit Katzensuppe). Ich Tichwinisiere ohne Reisebegleitung vor mich hin. Mir gegenüber sitzt ein Paar: er amerikanischer Methodistenpastor mit khakifarbenem Gesicht

und einer Nase, unter der zwei ungewöhnlich weiträumige Nasenflügel wie zwei umgestülpte Boote hängen; sie in Pelz und Schleier, eine korpulente Russin aus Tianjin. Sie sprechen französisch. Das Gespräch dreht sich um die armen Russen, die in Changchun leben, Offiziere der Merkulow-Regierung*. Beide seufzen, beide jammern. Dann beginnt er ihr die Visa in seinem Pass zu zeigen – aller Herren Länder von Bolivien bis Sibirien. Sie interessiert sich für das Wappen im englischen Visum.

„Das ist George V.“, erklärt er.

„Ach, wie sehr er Zar Nikolai ähnelt!“

„Nun ja, sie sind ja auch Cousins.“

„Ach, unser armer, armer Zar Nikolai!“ (Beide seufzen.)

„In Amerika musste ich auf Bitten russischer Gräfinnen und Fürstinnen sehr viele Messen für den Zaren lesen.“

„Da hat er gut an der Revolution verdient“, muss ich denken.

Weiter wird (seitens der Dame) mitleidig Rasputin erwähnt, ehe sie übergehen zu einer Aufzählung der in Amerika lebenden Gräfinnen.

Der Pastor kommt in Fahrt: Der und der Fürst habe sich aus Russland gerettet, das Geld sei im Gürtel eingenaht gewesen; so habe er den Dienern ein fürstliches Trinkgeld spendieren können, beinahe 100 Rubel pro Nase. „Und wie sind Sie entkommen?“

„Ach, ich habe nur ein bisschen Schmuck heraus-schmuggeln können.“

„Und wie?“

„In der Manteltasche.“

Beide seufzen wieder.

Und mir geht ein Scherzreim im Kopf herum:

Bloß weg aus Russland – eins, zwei, drei!

Doch mein Bijou hab ich dabei.

Nicht weit sitzt an einem Tisch noch eine Dame, nach

Aussage Mister Blinchs eine Weißgardistin, so gut wie eine Spionin. Schwer hat es dieses Völkchen jetzt – wo ist der frühere Respekt geblieben? Sie liest in einem Buch, der chinesische Kellner nimmt ihren halb ausgetrunkenen Kaffee mit. Sie schreit: Wo ist mein Kaffee? Die Kellner scharen sich um sie, hören zu, dann steckt einer die Zunge raus und beginnt sie zu hänseln: Kaffe, Kaffe!, äfft er sie nach. Daraufhin brechen alle Kellner in Gelächter aus und die beleidigte Dame rauscht korsett- und zähneknirschend aus dem Wagen.

Stationen

In den Dörfern entlang der Strecke werden ellenlange gelbe Schilfmatten geflochten. Man sieht Sorghum- und Weizenfarben. An den Stationen erheben sich Säulen von Presskuchen aus Sojabohnen (die hiesigen Bohnen werden bei uns chinesische Nüsse genannt). Die Kuchen sehen aus wie gestapelte Kupfermünzen, nur in Halbmetergröße. An den kleineren Haltepunkten sieht man kaum einen Menschen. Mal hängen zwei trübselige Soldaten herum. Auf den größeren Bahnhöfen Höllenlärm und Geschrei, melodisch werden Waren angepriesen. An die Wagenfenster drängen sich Obstverkäufer, die an einem Tragejoch gleich zwei Tische hängen haben, auf denen graubräunliche Mandarinen, krumme schwarze Bananen, fade Birnen und Nüsse aufgebaut sind. Verkäufer mit gezuckerten chinesischen Äpfeln huschen geschäftig hin und her. In der Hand halten sie eine Art Besen, an dessen Reisern rote und gelbe, manchmal auch kalkweiße pflaumengroße Äpfelchen wie Kugeln an einem Abakus befestigt sind. Der Kunde erwirbt ein solches Reis und streift sich alle Äpfelchen mit einem Mal in den Mund. Tablett mit leuchtend roten Entenbrüsten werden auf dem Kopf balanciert; man bereitet sie vor

allem mit Paprika zu, was der Haut diese grellrote Färbung verleiht. Die Stücke werden in die Fenster hineingezerrt und dort begutachtet, dann landen sie entweder wieder draußen auf dem Tablett, oder ein Äquivalent in Gestalt eines Viertelrubels wird herausgereicht.

Mit dem Geld hat man hier seine liebe Not. Chinesische Papierdollar gelten nur in derjenigen Provinz, in der sie gedruckt wurden. Die Silberyan mit dem feisten Porträt des Yuan Shikai gelten überall. Wenn Sie eine Schachtel Streichhölzer kaufen, gibt man Ihnen fünf silberne Zwanziger und noch Kupfergeld heraus. Glauben Sie nur nicht, das geschehe aus Großzügigkeit.

Kleine Münzen sind stets weniger wert als große: für einen Yuan bekommt man 11 Zehner in kleinem Silbergeld, aber 210 Kupferlinge (die hier Copper oder Tunsur* heißen). Vor drei Jahren lag der Tunsurkurs bei 140. Der jüngste starke Kursverfall dieser Hauptwährung der chinesischen Massen hat zu Preissteigerungen geführt, die, wie zumeist, disproportional höher waren – nicht andert-halb Mal, sondern um das Zwei- oder Dreifache.

Am Morgen. Mister Kent steigt in Tianjin aus, dieser Stadt der protzigen europäischen Elitesettlements, aufgereiht an einer langen Straße wie chinesische Äpfel auf einem Stäbchen; einer Stadt mit stillen Asphaltstraßen, Häusern, die wie Datschas aussehen, und dem methodischen Lebensstil europäischer Kolonialisten – dieser widerwärtigsten aller Europäer: selbstsichere, gierige, dunkelhafte, grausame Pietisten. Nach drei Stunden rücken schon die ersten Kultstätten mit ihren roten Mauern ins Bild, darüber das schwarze Grün hoffnungslos zerzauster Kiefern. Wieder Gräber, diesmal aber schon bedeutendere, von teils zerstörten Einfassungen umgeben. Gärten (die Chinesen sind großartige Gärtner), in denen jedes Beet nach Nordwesten mit einer Schilfmatte abgeschirmt ist.

Eine Pagode wie eine graue Steintanne; ihre Enden sind mit spitzblättrigen Glöckchen behangen. Die erste Pekingener Mauer, die die Stadt rechteckig umschließt, mit quadratischen Zinnen und so dick, dass auf ihr sogar Gärten angelegt sind und sechs Fuhrwerke nebeneinander fahren können. Hinter ihr stößt der tiefblaue Trichter des Himmelstempels seine Spitze in den Pekingener Himmel, so blau wie die Kluft der Chinesen. Noch dahinter das Stahlgerüst des Funkturms. Die Stadt überragt ein runder Turm, die oberen Etagen des riesigen *Hôtel de Pékin*. Dann die zweite Mauer mit gigantischen, sechsstöckigen Eckkassernen und blau-goldenen, vielgeschossigen, verschachtelt gebauten Wachtürmen über den Toren.

Der Bahnhof. Peking.

ZHONGGUO



Von Alexander Rodtschenko gestaltetes Cover der Erstausgabe von *Zhongguo* (1927). 1930 erschien eine zweite, erweiterte Ausgabe. Aus der Erstausgabe sind hier die einführende Skizze „China lieben“ und das Kapitel „Peking“ in der Übersetzung von Tatjana Hofmann sowie ein umfangreiches Kapitel zum chinesischen Theater in der Übersetzung von Andreas Tretner aufgenommen. Die Übersetzung der vier Unterkapitel des Schlussteils über Tretjakows Abreise aus China und seinen Besuch in Kalgan (heute: Zhangjiakou) stammt von Maria Rajer.

Ein seltsames Land, ein rätselhaftes Volk.

Das chinesische Porzellan. Die chinesischen Schatten. Die chinesische Seide. Der chinesische Tee. Die chinesische Mauer. Die chinesischen Schriftzeichen. Der chinesische Sonnenschirm.

„Ah, die raffinierte chinesische Folter! Die chinesische Prinzessin Turandot, Nippesfiguren aus Porzellan, die chinesischen Fächer, die chinesischen Mäntel, und ah, Spelunken für die Opiumraucher!“, würde eine Philisterin ergänzend stöhnen – eine von der ‚sensiblen Sorte‘, die sich für Theater und die Exotik der Bibliotheken interessiert.

So steht es um das Wissen über China bei 90 Prozent unserer mausgrauen Banausen.

Während Deutschland, England, Amerika und Frankreich für uns alte Bekannte sind, deren Biografie wir sattsam studiert und inhaliert haben, so ist China ein Monster wie vom Mond, dem sich die Menschen wie einem Nilpferd im Zoo nähern, mit einem gemischten Gefühl aus Angst, Überraschung und Staunen vor so viel Obskurität.

Sicherlich ist es ein rätselhaftes Land – lässt es doch erst jetzt das Mittelalter hinter sich, in dem es für 300 bis 400 Jahre steckengeblieben war.

Wenn ein Europäer im Mittelalter nach China reiste, dürfte ihn kaum etwas erstaunt haben: Die chinesische Lebensweise stimmte mit der seinigen überein.

Die Realität sei grauer als die fantastische Exotik, schreien die Verehrer jenes besonderen China, das heutzutage auf die Theaterbühnen hervorkriecht in all diesen Stücken über Thronfolger, Kaisertöchter und Kurtisanen (*Idol aus Bronze**, *Chu Yong Wai**, *Der Kreidekreis**, *Die gelbe Jacke**) und dem ich das szenische Traktat *Brülle, China!**

entgegenzusetzen versucht habe, das auf unseren Brettern nicht seinesgleichen hat.

„Die Realität soll grauer sein als die Fantasie?“, fragen wir nach. „Ist das wirklich so?“

Wie im prosaischen Westen übervorteilt der chinesische Unternehmer seine zerlumpten Arbeiter; auf den Fabrikhöfen rumort es, das Wort ‚Gewerkschaft‘ wird dort geboren. Längst schon sind es ausgefuchste Trödler, die chinesisches Porzellan und Seide auf den Straßen von Peking verkaufen. Bemalte Vasen, Arbeiten aus riesigen Fälscherwerkstätten, gehen in den Export oder verstauben in den Vitrinen einheimischer Kleinbürger und Beamter, genauso wie vor der Oktoberrevolution an den Wohnzimmerwänden unserer Kaufleute und Adligen die Porträts der Großväter und Generäle sich in den Goldrahmen spreizten, während die chinesischen Götterchen und kupfernen Räucherfässchen längst in den Fabriken Japans und Deutschlands hergestellt werden.

Die Chinesische Mauer verfällt unter den staunenden Augen und klickenden Objektiven der Touristen. Die Zöpfe – Zeichen der Sklaverei – sind abgeschnitten von den gestrafften Nacken. Der Knüppel der Revolution* schlug den Mandarinen die Kugeln von den Hüten*, und statt der gelehrten Scharlatane, die in 40 Jahren des Brütens über scholastischen Bänden ihre 70.000 Hieroglyphen gelernt haben, steigen muntere, revolutionsgeladene Sportler die Treppen der Universitäten zu den Laboratorien hoch, in denen die blauen Flammen der Bunsenbrenner zischen.

Sänften sind tief ins Innere Chinas zurückgedrängt; an ihrer Stelle bimmeln Fahrräder auf den Straßen.

Nur reisende weiße Faulenzerinnen, die sich Prinzessin Turandot ähnlich wännen, kaufen und tragen seidene Mäntel. Die komplizierte althergebrachte chinesische Schrift, mit der sich nur Eingeweihte auskennen, macht der

vereinfachten Volkssprache Platz, und Zeitungen verdrängen die zeremoniellen Folianten. Die Inquisitionsfolter ist hinweggefegt aus den republikanischen Gerichten, hält sich aber noch aus alter Gewohnheit in den Generalstäben.

„Alles klar“, werden die Freunde der Exotik sagen, „die Realität ist grauer als die Fantasie.“

Wir, lieber Leser, sehen das ganz anders als sie. Jegliche Fantasie mit Fächern und Nippesfigürchen wird erblasen und den Schwanz einziehen vor der Realität, sobald wir spüren, wie das 400-Millionen-Volk die Muskeln spielen lässt und sich aus den Klauen der Fabriknechtschaft befreit, die dem Fabrikanten den Geldbeutel füllt. Schon spricht das junge China die gleiche Sprache wie wir, die Sprache der Revolution, und pustet die Hirne frei vom groben Opiumnebel ebenso wie von den feinsinnigen Demagogien der Missionare, die chinesische Wände mit moralisch belehrenden Bildern zum Thema höllische Leiden und paradiesische Freuden bekleben. Auf das dumpfe, wanzenhafte Herumhocken muffiger Spießer und Beamter antwortet das junge China mit Protest und Aufstand.

Und von welchen Fantasiegeburten kann denn die Rede sein, wenn Millionen Studenten und Arbeiter mit bloßen Händen gegen die Mauern ausländischer Gesandtschaften anrennen, unter englischen Kugeln fallen und sich auf hitzigen Demonstrationen die Finger abhauen, um mit dem Armstumpf einen Hassschwur auf die Leinwand zu schreiben; wenn sie Wache stehen vor den Toren der Hafendepots, der Fabriken, vor den Landungsstegen der Schiffe und den Geschäften und sie schweigend und erbarungslos boykottieren; wenn Hunderttausende Arbeiter wie *ein* Mann im Streik erstarren? Angesichts dieses neuen, explosiven, sich aufbäumenden Chinas zerbröseln die Nippes der Fantasie zu Staub.

Die Fantasie ist grauer als die Realität.

Wahrhaft schlüssig wird diese Formel für uns aber erst dann, wenn wir China nicht nur schematisch verstehen, sondern mit den Händen begreifen, es gründlich aus nächster Nähe betrachten, und wenn wir das uns nahe und vertraute China erkennen und lieben werden ...

Peking

Peking ist die Hauptstadt von Zhongguo, dem Reich der Mitte. So hieß China bereits, als die Kaiser noch herrschten, die chinesische Fahne gelb und auf ihr ein Drache abgebildet war. So heißt China auch jetzt, da die Republik das Reich abgelöst hat und am Tage der Revolution über den Regierungsgebäuden von Peking fünf farbigere Fahnen flattern, die die republikanische Union von fünf Völkern versinnbildlichen: der Chinesen, Mongolen, Mandschuren, Tibeter und Muslime.

Peking, so sagen Archäologen, gründet auf der Asche von acht Städten, die an dem Ort, wo es steht, eine nach der anderen erblüht und wieder verblüht sind.

Wenn Sie auf Tianjin zufahren, sehen Sie die Dächer chinesischer Häuser und Tempel wild durchmischt mit Benzintanks, Hebekränen, Fabrikschlotten und Werkhallen, wohingegen Peking eine Stadt aus einer vollkommen anderen Welt ist. Von außen kann man sie nicht sehen. Die Stadt verschwindet gänzlich im steinernen Kragen der Mauer, die sie in zwei regelmäßige, aneinander klebende Quadrate einfasst. Allenfalls die fantastischen bunten Türme über den Toren, die Schiffen oder den Tiaren chinesischer Schauspieler ähneln, bringen Abwechslung in die gezackte Linie des Mauergrates. Nur zwei Gebäude sieht man über die Mauer ragen, wenn man mit dem Zug auf Peking zufährt.

Das ist einmal der violett glasierte dreistöckige Hut des Himmelstempels – eine Art Uspenski-Kathedrale* des



Dach des Palastes

alten China – und zum anderen die oberen Stockwerke des riesigen *Hôtel de Pékin*, wo Europa und Amerika absteigen, wenn sie nach China reisen, um das Land zu beglätzen.

Das nördliche Quadrat der Stadtmauer ist etwa 28 Kilometer lang. Manchmal brüsten sich Freunde langer Spaziergänge durch Peking damit, die Tatarenstadt, die in dieser Mauer eingeschlossen ist, umrundet zu haben. Das südliche Quadrat ist viel größer, es heißt ‚Chinesenstadt‘. Hier befindet sich das wichtigste Handelszentrum, während alle administrativen Institutionen im ‚Tatarenviertel‘ liegen. Zur Zeit der mongolischen Invasion schotteten sich die Eroberer von den Einheimischen durch eine Mauer ab und ließen die unterworfenen Chinesen zusammengepfercht in den Vorstädten hausen. Daher die beiden Bezeichnungen ‚Tatarenstadt‘ und ‚Chinesenstadt‘.

Die Mauern sind ungefähr 12 Meter hoch. Sie bestehen aus einem riesigen Erdwall, der mit schweren Ziegelsteinen aus dem Mittelalter verkleidet ist; in der dicken Basis war ausreichend Raum sowohl für Arsenal und Kasematten als auch für die Kasernen. Eine breite, mit großen Platten gepflasterte Straße bildet die Mauerkrone. Dort, wo die Mauer Ausbuchtungen hat, wachsen darin ganze Gärten. Schaut man von dieser Mauer auf Peking, kann man sein wahres Gesicht erkennen. Das ist keine Stadt, sondern eine riesige Wohnsiedlung, von keinem einzigen Fabrik-schornstein berührt. Zu ebener Erde, die glatt wie ein Brett ist, staubig und wasserlos (man kann ja nicht einen kleinen Bach, der halb so groß wie unsere Jausa ist, für ein Gewässer halten, zumal er sich auf stinkige Kanäle entlang der Mauern des Kaiserpalastes verteilt; man kann auch schwerlich einige Teiche als Gewässer ernstnehmen, die den Patriarchenteichen* oder Sauberen Teichen* in Moskau ähneln und mit Lotosblumen, den chinesischen Seerosen, bewachsen sind), erstreckt sich, so weit das Auge reicht, im

versteinerten Wellenschlag die fahle, graue Brandung der ziegelgedeckten einstöckigen Häuser Pekings. Auf kurze Distanz versanden diese Dachwellen in alle Richtungen. Den Eindruck von Wellen verstärkt die für China typische Delle im Dach, weil sich die Sparren, dünn und flexibel, unter der Last der Dachziegel durchbiegen.

Die Hauptstraßen durchziehen die Stadt als schnurgrade Alleen bis zu den Stadttoren, und an diesen Straßen sieht man, wie das Gesetz des Profits und der Konkurrenz das einstöckige China in ein zweistöckiges verwandelt. Aber die Seitengassen – die Hutongs* – wahren das Gesicht des alten China.

Als ich China zum ersten Mal sah, war ich verblüfft: Männer tragen Röcke, Frauen Hosen; Frauen sind kahlköpfig, Männer hingegen nicht, und die Häuser haben keine Fenster zur Straße hin.

Durch eine Pekinger Gasse geht man wie durch einen steinernen Graben. Da sind nur die Türen – zweiflügelig, mit polierten bronzenen Ringen und zum Teil immerhin schon mit einem kupfernen Täfelchen, auf dem der Name des Hausbesitzers steht. Öffnet man so eine Tür, findet man dahinter ein ganzes Labyrinth aus Innenhöfen vor. Um jeden kleinen Hof herum sind winzige kabinenartige Zimmerchen angeordnet. Ein mit Papier bespanntes Gitter trennt das Zimmer vom Hof. Dazu muss man wissen, dass die Familie sich in China durch Knospung vermehrt. Einen Sohn, der eine eigene Familie gründet, schickt der Vater nicht aus dem Haus. Er trennt für ihn einen Mini-Hof vom Besitz ab, bohrt einen fünfeckigen oder runden oder sonstwie ausgeklügelten Gang in die Mauer, und der Sohn kann im eigenen kleinen Hof leben und Nachwuchs zeugen. Kommt die Zeit, wird er seinerseits nicht zögern, seine Söhne von sich abzuknospen. Dieser ganze Bienenstock ist von der Straße durch einen Paravent abgeschirmt,

der genau hinter dem Tor steht. Er hindert die Menschen daran, ins Innere des Hauses hineinzuschauen, und er hindert den Teufel, so der chinesische Aberglaube, das Haus zu betreten. Im Obergeschoss eines Hauses mit Flachdach wohnend, schaute ich oft lange in diese kleinen Höfe hinein, in welchen sich das Pekinger Leben zu drei Vierteln abspielt.

Da ist das Haus eines Kohlehändlers. Seine Gehilfen und Lehrlinge sammeln in den Höfen den Grus und Staub der Kohle auf, und sie kaufen von den Heizern europäischer und reicher chinesischer Wohnungen den aus den Öfen gekehrten Zinder. Zerlumppte, ausgetrocknete Müllmänner bringen ihnen Kohlereste, die sie auf den Müllhalden und in den Müllgruben aufgelesen haben. All dieser Kehrriech wird zerschlagen, zu Staub zermahlen, mit etwas Lehm versetzt, gewässert und zu Kügelchen in der Größe einer Kartoffel gerollt. Dann werden diese blauschwarzen Knollen sorgfältig ausgebreitet und unter der weißen Sonne Pekings getrocknet. Hausfrauen und kahle, alte Frauen kommen auf Ziegenpfötchen, um diesen billigen Heizstoff zu kaufen. Und nun sehe ich in einem anderen Hof, wie diese Kügelchen in einen tragbaren weißen Lehmofen, der an eine Toilettenschüssel erinnert, geschüttet werden. Eine rauchlose blaue Flamme leckt den langnasigen Teekessel, und sobald das Wasser kocht, geben die Chinesen eine anschauliche Lektion in Sachen Hygiene: Sie waschen sich mit abgekochtem heißem Wasser oder reiben sich mit Tüchern ab, die in kochendes Wasser getaucht worden sind. Andernfalls würde der giftige Pekinger Staub die Haut mit grässlichem Schorf bedecken. In den Teekessel kommt eine Handvoll Tee (aber nicht unser schwarzer, den konsumieren sie nicht). Sie trinken den gelblichen Aufguss, von dem sich der Gaumen ein bisschen zusammenzieht, ohne Zucker. Man braucht sie nicht zu belehren, dass nur

abgekochtes Wasser trinkbar ist – dank ihrer Kultur sind sie seit langem daran gewöhnt.

Im dritten Hof. Eine Frau näht ihrem Mann weiße Stoffsocken und hütet gleichzeitig einen kleinen Jungen mit Zopfhörnchen auf dem Kopf. Das Mittagessen steht bevor. Mit Filzhut und einem langen blauen Kittel bekleidet trifft der Hausherr ein. Flink werden handliche Teller geholt, die unseren Untertassen ähneln, Porzellanlöffel, die wie kleine Kehrschaufeln aussehen, und dazu ein Paar hölzerne Stäbchen. Das Messer hat bei den Chinesen auf der Mittagstafel nichts zu suchen. Es ist ein Werkzeug für die Küche. Das Essen muss so mundgerecht serviert werden, dass man es direkt zwischen die Zähne legen und kauen kann. Eine bescheidene Gemüsebrühe, bestenfalls mit ein wenig Innereien oder Fleisch, eine Untertasse voll Reis, übergossen mit derselben Brühe – und satt ist der Mensch.

Manche Tage waren besonders. Im Hof wurden vier große Balken aufgestellt. Über sie wurde ein Dach aus riesigen Bastmatten gespannt, und der kleine Hof verwandelte sich in einen hohen, halbdunklen Saal. Am Eingang nahm das Orchester Platz: arme Musiker, die über ihre Lumpen farbige Mäntel gezogen und sich Schmuckfedern auf die Köpfe gepappt hatten. Sie hämmerten auf vergoldete Pauken ein, die Weinfässern ähnelten, bliesen in kreischende Hirtenflöten und rasselten wild mit ihren Palmholzklappern.

Wenn nun aus dem Haus Menschen in weißen Kitteln hinaustraten, so bedeutete das, im Haus war jemand gestorben. Eine ganze Woche lang würde diesem Haus nun ein widerlicher Leichengeruch entströmen, nachts würden wehmütig irgendwelche Zimbeln klappern, als zerriebe man Kardamon im Mörser, bis eines späten Abends dann beim Licht der Fackeln, begleitet von dem dünnen,

künstlichen Gewinsel bestellter Klagemänner das aus Papier nachgemachte Hab und Gut des Verstorbenen an abgelegene Plätze und Wegkreuzungen hinausgetragen und verbrannt werden würde.

Sah man hingegen ausgelassene, angetrunkene Menschen unter den Bastmatten hervortreten, so fand im Hause eine Hochzeit statt. Die Bediensteten der ganzen Nachbarschaft ergingen sich in Gerücht und Geschwätz, mutmaßten, wer die Braut sein könnte, wie groß wohl die Mitgift war und ob es womöglich wieder zu solch einem Betrug und Skandal kommen würde wie letztes Jahr im angrenzenden Hutong, als ein Kaufmann um die Hand der jungen Tochter des Hauses gefreit, man ihm aber zur Hochzeitsfeier deren betagte Mutter in der Sänfte vorge setzt hatte, die nicht weichen wollte und krächzte, eben sie sei die Braut, und ein Wachmann aus der Nachbarschaft die Angelegenheit klären musste.

Wer wohnt im Peking Hutong? In prunkvollen Häusern, die sich über ganze Stadtviertel ausbreiten und deren Dachbalkenenden mit genau denselben Bildern verziert sind wie der Sommerpalast Beihai*, wohnen Vertreter der Peking Aristokratie: Präsidenten, Minister und Ministerialdirektoren von gestern, heute und morgen; Bankdirektoren, Inhaber riesiger Geschäfte in Qianmen* (jener Teil der Chinesenstadt, wo die Händler sind), deren Firmen oft Hunderte, wenn nicht Tausende Jahre alt sind, und Antiquitätenhändler, von denen es in ganz Peking wimmelt.

Denn jeder wohl situierte Chinese sieht es als seine Pflicht an, in seinem Wohnzimmer ein ganzes Museum einzurichten. Porzellanstatuetten, antike kupferne Götter, Pfeifen und geschnitzte Elfenbeinkugeln müssen auf kleinen Regalen hinter Glas stehen, mittelalterliche Seidenmalereien an der Wand über gigantischen Porzellanvasen hängen. Das verlangt der gute Ton. Und Peking versorgt ja

auch die europäischen, amerikanischen und japanischen Snobs mit chinesischen Raritäten. Daher ist Peking nicht nur ein einziger großer Ramschladen, sondern auch eine riesige Fälscherwerkstatt, in der Altertümer und Raritäten nachgemacht werden.

In den etwas schlichteren Häusern wohnt der Beamte mittleren Ranges, der Einzelhändler, der Bank- und Büroangestellte, der private Pensionär, der, abgesehen vom Haus, auch noch ein bisschen Kapital auf der Kante hat, und schließlich, näher an den Mauern oder in den Vorstädten dahinter, stehen die armseligen Hütten der Handwerker, Gemüsegärtner, fliegenden Kleinhändler, Kioskbesitzer und Arbeiter. In diesen Bruchbuden lebt man ein hartes Leben mit zehn bis 15 Rubel im Monat. Fleisch kommt hier nie auf den Tisch, man isst Rettich oder backt Fladen im stinkenden Sojaöl. Und anstatt seidener Bilder wird ein Jahresbild, der „Genius des Glücks“, an die Tür geklebt, für einen Groschen* an Neujahr erworben.

Die Gassen im Hutong werden enger und enger. Schließlich geraten Sie in eine solche Spalte, wo nicht einmal zwei Menschen aneinander vorbei können. An einen Kurvenzickzack schließt der nächste an. Bis auf einmal die sachliche Betulichkeit und Ruhe des Hutongs der Ekstase einer Allee weicht. Über deren befestigte Mitte laufen in dichter Folge Rikscha-Kulis, über dem gebeugten Nacken des Läufers sieht man das Pokergesicht des Sitzenden, wie im Zahnartzsessel thronend. Die Sirenenhörner und das Glockengetriller von Autohupen und Fahrradklingeln übertönen das Scharren der weichen Füße auf dem Sand. Durch diesen Menschenbrei rast ein Auto, ohne das Tempo zu verlangsamen. Sieht man auf den Trittbrettern eines Autos zu beiden Seiten jemanden stehen, kann man sicher sein, dass es Leibwächter sind und im Auto ein General oder ein Würdenträger sitzt. Beinahe streichen

die Fahrräder einander wie Zündhölzer an, wenn Studenten, Telegrafisten oder Kuriere der Ministerien aneinander vorbei lavieren. Dieselbe Straße strömen Fußgänger entlang, ein Schwarm aus sturen Stockfischen.

Alle halten sich links (im Gegensatz zu unseren Gepflogenheiten). Auf der Straße verhält sich der Chinese so stoisch, als säße er zuhause im Sessel. Wagen dürfen einen Bogen um ihn fahren – Platz zu machen, hat er es nicht eilig. Klick-klack, mit feinem Hufgetrappel zieht ein mageres Pferd eine verglaste Kutsche hinter sich her, darin ein Dickwanst in glänzender Seide und neben ihm eine Frau, deren wächserne Stirn wegen des straff in den Nacken gezurrten Haars hoch und glatt ist. Kaufmann und Kaufmannsgattin unterwegs zu einer Visite. Auf dem Trittbrett hinter der Kutsche steht ein lang bekittelter Lakai. Bei voller Fahrt springt er ab, läuft mit einem Schrei ans Maul des Pferdes heran, greift ihm in die Kandare und führt es in eine Gasse hinein; dass auf dem hohen Bock ein Kutscher sitzt, scheint ihm egal zu sein. Vor dem anvisierten Haus angekommen, wird das Pferd sofort ausgespannt, und die Gabelarme des Wagens werden hochgestellt.

Kleine zottige Pferde mit kläglichen dünnen Hälsen transportieren im gemächlichen Trippeltrab ‚Futudunki‘. Das sind zweirädrige Karren, die so alt wie China selbst sind, mit einer über zwei gekreuzte Halbreifen gespannten Plane. In den blauen Stoff ist auf jeder Seite ein kleines Glasfenster eingnäht. Diese dunkle Höhle ist mit Menschen vollgestopft, von denen nur der vorderste zu sehen ist. Er hockt auf dem Gabelbaum, über dem seine angewinkelten Knie eine zweite Gabel bilden. In solchen ‚Futudunki‘ reist der Chinese von Stadt zu Stadt, wird durchgerüttelt und -geschüttelt, bis er nicht mehr denken kann, auf staubigen Straßen im Frühling und im Herbst ebenso wie durch den gelben Morast sommerlicher tropischer

Regengüsse. So reist er wie auf Schienen die hundertjährige steinerne Doppelspur der Straßen entlang, die noch im alten China angelegt wurden.

Kleine Esel mit großen Köpfen, die Lippen weiß, tragen gehorsam schwergewichtige Herren auf ihren Rücken oder gehörige Traglasten – in diesem Fall läuft der Herr nebenher und stachelt das Tierchen mit einem ungedulden „ach-ach“ an, bis der Esel dessen überdrüssig wird, seinen Kopf zum glühend blauen Himmel richtet und mit knatternder, sich überschlagender Stimme Klage erhebt.

Entlang der Häuser aber, wo sich bei uns Bürgersteige befinden, ist die Erde aufgebrochen, als ob man Kartoffeln säen möchte: Das ist die Trasse für den Güterverkehr.

Verächtlich das Kinn erhoben, mit kropfigen Hälsen, ziehen Züge struppiger Kamele hier durch. Beim anführenden Kamel baumelt eine zylindrische Glocke im Fell. Vom Sattel des einen Kamels zum Maul des nächsten führen Seile, die Karawane ist ein Ganzes. Auf ihren Höckern tragen sie Bastsäcke mit allen erdenklichen Rohstoffen, Reisigbündel oder glänzende Blöcke Anthrazitkohle aus den Gruben in der Nähe von Peking.

Diese Kamelketten ziehen hauptsächlich durch die nördlichen und westlichen Tore Pekings, weil ihre Route den großen Karawanenwegen folgt, die sich über Salzböden und durch den Sand der Gobi-Wüste bis nach Ostturkestan erstrecken. Denselben aufgewühlten Straßenrand benutzen die strubbeligen Lastpferdchen – sie schleppen Kohle, Ziegel, Stämme und Felle. Aber Pferde sind doch eher eine Seltenheit. Die Hauptlast wird von den Menschen transportiert, deren Arbeit hier unendlich billig ist. Zwei, drei halbnackte Kulis, braun von der Sonne und vom Schmutz, beladen eine zweirädrige Karre mit einem Berg von Kisten oder Reisigbündeln und zerren diese Fuhre weg. Dabei gerät gewöhnlich einer der Jungen aus dem

Trupp am schnellsten ans Ende seiner Kräfte, wenn er sie von hinten mit den Schultern anschiebt.

Der Geruch primitivster, stumpfsinniger, animalischer physischer Arbeit hängt über den Straßen Pekings, wo man mit Pferden aufmerksamer und höflicher als mit Menschen umgeht. Die Reparaturflicken auf den Hauptstraßen der Stadt sind grau. Und über den grauen Kies stapfen, eine schwere Walze hinter sich herziehend, zehn bis zwölf Mann im Gespann. Und das tun sie eine Stunde lang, drei oder sechs, ein oder zwei Tage – solange, bis ihr Straßenabschnitt makellos glatt und eben ist.

Doch ganz in der Nähe ragt bereits der Auspuff einer Dampfwalze empor: eine übermächtige, verhasste Konkurrenz. Die Begegnung menschlicher Muskelkraft mit der Konkurrentin Maschine ist kennzeichnend für das heutige Peking.

Und hier kommt der braune Holzwagen der Straßenbahn angescheppert. Bis sie fertiggestellt wurde, verging viel Zeit. Lange haben Peking-Zeitungen die Frage durchgekaut, wie man mit den 20.000 Rikschas verfahren soll, denen die Straßenbahn unweigerlich die Luft abdrücken wird. Amtsträger, die sich auf diese Weise politische Werbung verschaffen wollten, gaben Interviews darüber, dass sie für diese ‚Unglücklichen‘ Umschulungswerkstätten zu eröffnen gedachten.

Als die ersten Bahnen fuhren, so sagt man, hätten demonstrierende Sänftenträger sich auf die Gleise gelegt, seien aber von der Polizei verjagt worden. Und allem zum Trotz: Selbst in der Vorstadt mit ihren steinernen Hütten wurden ihre gebeugten Rücken von den Rädern der Bahn beiseite geschoben. 60.000 Rikschas hatte Peking mit seinen anderthalb Millionen Einwohnern! Eine Rikscha kassierte vom Fahrgast 15 Tunsur (ein Tunsur entspricht einer halben Kopeke) für eine zwei bis drei Kilometer lange



Wohlhabende Chinesin auf einer Rikscha

Strecke, während man in der Straßenbahn für die gleiche Strecke nur acht Tunsur zahlt – die Rechnung ist klar.

An allen Straßenrändern und vor den Eingängen der Geschäfte sitzen die Rikscha-Kulis auf den Trittbrettern ihrer Wägelchen und halten Ausschau nach einem Kunden. Sobald sie einen bemerken, besonders wenn es ein Ausländer ist, kommen sie von allen Seiten auf ihn zugeschossen, laden ihn in allen möglichen Sprachen ein, kreuzen vor ihm die Gabelarme ihrer geräuschlosen, auf Fahrradrollen rollenden Gefährte.

Sein Wagen ist das Wertvollste, was ein Rikscha-Kuli besitzt. Er kostet 100 bis 150 Rubel, und nur wenige besitzen ihn; die meisten mieten ihn von Fuhrunternehmern, denen sie auch den Löwenanteil ihres Verdienstes abgeben – bis zu 15 Rubel im Monat. Solch eine gemietete Kutsche muss eine ganze Familie ernähren. Sie ist rund um die Uhr im Einsatz. Oft kann man sehen, wie ein magerer Zwölfjähriger in Trab zu kommen versucht, hinter ihm der Wagen mit einem schweren Weib darin, während sein kleiner Bruder seitlich am Kotflügel hängt und schiebt.

Für 12 bis 15 Rubel im Monat lässt sich eine Rikscha in Peking ganztägig mieten. Man muss gesehen haben, mit welchem schwerem Blick ein abgemagerter, leise und langsam gehender Greis, Betreiber eines staubigen, knarrenden alten Karrens, dem muskulösen, stiernackigen Burschen hinterherblickt, dessen Lauf schnell und dessen Ausdauer hinreichend ist, um stundenlang ohne Unterbrechung unter gleißender Sonne dahinzutragen.

Von dem, was er innerhalb eines Tages verdient, kann ersterer kaum genug Kleingeld für ein fettiges Fladenbrot zusammenkratzen, während letzterer eine Pirogge mit Innereien verzehrt. Und wie es bei uns im Verkehr einen Unterschied zwischen Draufgängern, ‚schnellen Schlitten‘ und ‚lahmen Enten‘ gibt, so stechen in Peking die Rikschas

Marke ‚Unabhängiges Fuhrgeschäft‘ ins Auge. Am eigenen Rikschawagen funkeln vier Laternen in kupferner Fassung, die Kotflügel sind vorzüglich lackiert, und an kalten Tagen wächst dem Sitz ein warmer Steppbezug. Dieser Rikschas-Unternehmer trägt eine kurze Jacke, eine gut sitzende Hose und Schuhe. Er läuft mit gemächlichen großen Schritten, die Brust geschwellt, und überholt mit Leichtigkeit alle Verkehrsmittel mit Ausnahme der Autos. Er ist der Aristokrat in der Zunft. Das zweibeinige Pferd eines Beamten, Kaufmannes, Arztes oder ausländischen Geschäftsmannes, der noch kein Auto hat.

Die nächstuntere Kategorie Rikschas sind von solider Bauart und werden von gesunden, robusten Jungs gezogen. Diese tummeln sich vor den Eingängen der Banken, Geschäfte, Ministerien, Bordelle und Botschaften, wo sie übrigens, abgesehen von der nicht unbeträchtlichen Taxe, die sie von Ausländern einnehmen, noch ein paar Groschen von der Pekinger Polizei für gewisse Informationen kassieren. Sie befördern mit Vorliebe Amerikaner, da diese in der Lage sind, das Rennen ihrer Chauffeure wie Sport zu genießen, eine schnelle Fahrt einfordern und mit harter Silbermünze dafür bezahlen. Im Sommer nimmt so eine Fahrt, vor allem in südlichen Städten, nicht selten ein jähes Ende: Der Fuhrmann fällt um, wie vom Blitz getroffen, und der Dollar des Fahrgasts fliegt in die rote Pfütze, die sich um die Nüstern des zweibeinigen Pferdes bildet. Hitze und Raserei haben ihm den Garaus gemacht.

Hat der Rikschas-Kuli einen guten Fahrgast ergattert, rast er mit ihm los, vergisst jedoch nicht, seinen entgegenkommenden Kollegen im Fluge zu verklickern, wen er fährt, wohin und wie viel er dafür erhält. Zwischendurch vertreibt er sich die langen Wartezeiten an den Haltestellen beim Würfeln oder Münzenwerfen: Drache oder Zahl, ließe das Spiel sich nennen, da auf chinesischen Münzen

kein Kopf und kein Adler, höchstens auf den alten ein Drache abgebildet ist.

Und die unterste Kategorie der Rikschas – das sind die armen, geschundenen Mähren auf zwei Beinen, deren Atem pfeifend geht, weil sich ihre Lungen von Emphysemen blähen, und die vom Rheuma eingerostete Gelenke haben. Sie sind für den Rest ihres Lebens erkältet. Für sie ist das Warten an den Haltestellen im durchdringenden Winterwind eine Qual: nassgeschwitzt und dampfend, mit nichts zum Zudecken – nach und nach gefriert einem die nasse Jacke auf dem Rücken.

Diese Kulis sind sich für nichts zu schade, weder im Hinblick auf den Preis noch auf die Entfernung. Sie werden angeheuert, um in die Dörfer in Pekings Umgebung zu fahren oder nach Badachu*, einer vornehmen Sommerfrische. In jenen Tagen, als der Krieg Tianjin von Peking abgeschnitten hatte, hat man in diesen Rikschas die 110 Kilometer von Tianjin nach Peking zurückgelegt.

Einmal trieb ich mich in Begleitung eines Studenten in den Randbezirken Pekings herum, schaute in die dunklen Türen der Schlossereien, Schmieden und Teppichwebereien. Hartnäckig fragte ich den Studenten aus, ob es stimmt, dass chinesische Ärzte eine getrocknete Bärenklau als Heilmittel verwenden. Plötzlich ertönte es von der Straße in reinstem Russisch, der Antwort des Studenten zuvorkommend: „Diese Ärzte betrügen ihre Patienten mit allem, was ihnen beliebt!“ Es war ein Rikschaführer, der neben uns herlief. Wir kamen ins Gespräch. Dabei stellte sich heraus, dass er lange Zeit in Russland, nämlich im Amurgebiet, gelebt, eine Weile im Speisewagen gearbeitet hat und mit einer Russin verheiratet war. Zur Zeit sei er hier, verdiene mit der Rikschas 15 Rubel und seine Frau (nicht mehr die Russin, sondern eine Chinesin) mit der Anfertigung von Papierblumen noch zehn Rubel dazu. Er



Wasserträger

hat Glück, nach Pekinger Maßstäben. Aber es gibt solche, die Pech haben. Ein Unfall geschieht, ein Auto fährt dir das Rad ab, der Fahrgast fällt aus der Kutsche, zwei Tage keine Arbeit, du liegst darnieder mit einer üblen Lungenentzündung, die Polizei belangt dich mit einem Strafgeld... und kaum versieht man sich, haben Pekings Zeitungen etwas zu melden: „Aus dem Kanal unter den Mauern der Verbotenen Stadt (das ist der Pekinger Kreml) wurde die Leiche eines Ertrunkenen gefischt.“ Und das war's.

Peking singt. So wie auf dem Dorf die Hähne vor Sonnenaufgang von Hof zu Hof einander zukrähen, schwappt in Peking von einem Hutong zum anderen, von einer Straßenkreuzung zur nächsten Musik: Immerzu wird irgendwo ein Lied geschmettert, klingt, klopft und klirrt irgendwelches Werkzeug dazu, scheint sich gegenseitig anzustecken. Es sind die akustischen Aushängeschilder der Handels- und Handwerksbetriebe, die aus der Tiefe ihrer Hinterhöfe nach Kundschaft rufen.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Peking schrieb ich, im Obergeschoss eines europäischen Hauses über einem Hutong sitzend, die musikalischen Phrasen, die unter meinem Fenster entstanden, auf einem Blatt Notenpapier nieder. Kurz darauf konnte ich nach der erklingenden Melodie die Uhrzeit bestimmen, und später habe ich gelernt, die Ware oder die Art der Arbeit zu erkennen, die der Singsang anpreist.

Die Pekinger Geschäftsstraßen sind mit Läden dicht besetzt: Textilien, Kurzwaren, Seide, Obst und Gemüse, Eisenwaren, Tee, Steppdecken, Garküche – eins neben dem anderen. Kleinhändler, an deren langem Tragejoch zwei riesige, mit Waren gefüllte Körbe über dem Boden schaukeln, sind die Testverkäufer der Ladengeschäfte. Im Kampf um den Verbraucher kriecht der chinesische Händler mit seinem Brötchen dem hungrig gewordenen

Stubenhocker bis vor den Mund und hält der Hausfrau seinen Nesselstoff unter die Nase, sobald sie an den zerrissenen Mantel ihres Ehemannes denkt.

Vom frühen Morgen an – und Peking steht um sechs Uhr auf – gehen diese Verkäufer einher und preisen mit schneidender Säuselstimme an, was sie zu verkaufen haben – und das ist so ziemlich alles, was man im Haushalt je gebrauchen kann.

Zur Mittagszeit schicken die Garküchen und Restaurants ihre Werbesänger in die Hutongs, auf dass ihr Liedchen das Wasser im Munde hungriger Pekinger zusammenlaufen lasse. Süßwaren- und Obsthändler locken Kinder an, Textilhändler schlagen die Tuptup (kleine Stabtrommeln), wandernde Kleinkrämer läuten ihre Gongs, und spät am Abend, wenn die grellen elektrischen Lampen und die warmen, orangefarbenen Papierlaternen vor den Türen der Läden verlöschen, ertönen immer noch die hohen Noten der Brothändler.

Kohlehändler transportieren ihre Ware auf Schubkarren mit einem riesigen Rad, dessen Speichen mit Glöckchen behängt sind. Ihr gläsernes Klirren lockt die Hausfrauen vor die Tore.

Auf den gleichen Karren fahren stämmige Wasserträger Waschzuber voll Wasser aus.

Von einem Griff der Karre über die Schultern des Wasserträgers zum anderen ist eine Kette gespannt, sonst würden ihm die Arme ausgerissen werden. Die Achse ist mit Geigenharz geschmiert, und die Karre winselt und klagt so laut, dass die ganze Stadt sie hören muss. Aus den Häusern treten Frauen auf Lilienfüßen, mit Holzeimern. Aus den angekippten Bottichen schwappt kaltes Wasser.

Der Wasserträger holt es vom zentralen Wasserwerk der Stadt. Es kostet fast nichts, das Haus an das Wasserleitungsnetz anzuschließen, aber der Pekinger kalkuliert: Der

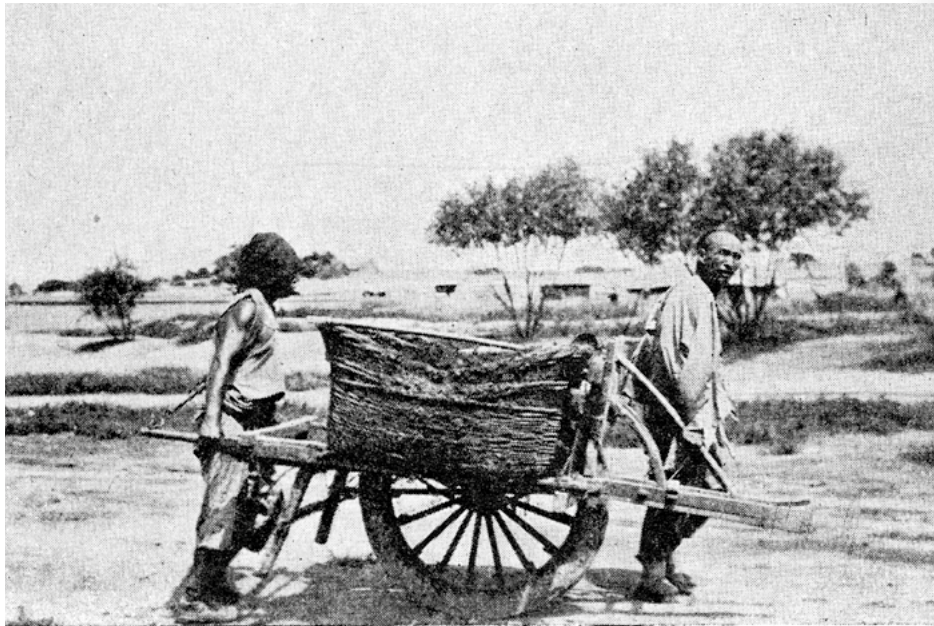
Wasserträger kostet ihn ein paar Kopeken weniger. Hier wetteifert noch der Mensch mit der Maschine.

Seite an Seite mit dem Pekinger Straßenhandel singt und klingt das Handwerk. Der umherziehende Klempner flickt den verrosteten Teekessel; der Schleifer, nachdem er mit einer Fanfare zum Kampf geblasen hat, schärft die Küchenmesser auf dem Schleifstein und zieht weiter seines Weges, bläst Fanfare oder klirrt mit einem Bündel metallischer Platten. Der Wanderbarbier klimpert mit einer großen Stimmgabel. An seinem Schulterjoch hängt auf der einen Seite ein Korb mit allem Zubehör, auf der anderen Seite ein Kupferwaschbecken nebst dem Handtuch. Seinen Kunden setzt er auf den Korb, seift ihm den Kopf ein und schabt ihn mit einer breiten, kurzen Klinge, die wie ein abgebrochenes Küchenmesser aussieht, spiegelblank.

Hier nun geht ein Mensch vorbei, der schallende Kastagnetten aneinanderschlägt, und da er kein Werkzeug mit sich herumträgt, sieht er wie ein Spaziergänger aus. Das ist der Hühneraugenoperator.

An der Ecke haben die Kleiderflicker ihren Platz gefunden. Sie wenden alte Klamotten und besohlen durchgelaufene Schuhe neu, schieben so deren Ende hinaus. Die komplette Montur von den Schuhen bis zur Scheitelkappe, wenn auch die allereinfachste, kann ein Chinese für zehn bis zwölf Rubel auf dem Markt erstehen. Er trägt sie sorgfältig ein bis zwei Jahre lang ab und wird sie noch darüber hinaus bis an die Grenzen des Möglichen ausbessern und flicken, ehe er sich auf den Markt begibt, wo die Angestellten in den Trikotagegeschäften den lieben Tag lang und manchmal gar noch die Nacht hindurch in tödlicher Eintönigkeit Kleidung von einem Stapel auf den anderen legen, während sie die Bezeichnung der Gegenstände und ihren Preis vorsingen.

An einer Straßenkreuzung sitzen Handwerker, die Porzellangeschirr reparieren. Sie nehmen eine zerbrochene



Dungsammler

Untertasse, bohren beiderseits des Sprunges zwei Reihen winziger Löcher und setzen erhitzte kupferne Klammern hinein. Die Klammern kühlen ab, ziehen die Scherben zusammen, und siehe da, die Tasse, Untertasse oder Teekanne mit der kleinen Kupfernaht wandert zurück auf den Tisch und verrichtet weiterhin ihren Dienst.

Danach kommen die Künste – der reinste RABIS*! Ein Straßenskulpteur knetet aus farbigem Reisteig Köpfe von feinsten Qualität, aber auch Theatermasken, kleine Figuren und Körbe mit Blumen und Obst. Das Formen dauert fünf Minuten und kostet zehn Kopeken. Ein Chinesenjunge nimmt die noch weiche Skulptur mit nach Hause, um sie auf den Wandschrank zu stellen, wo sie hart wie Stein wird. Ein ‚Kasperle‘ singt, ein Gong schrillt dazu. Auf seinem Schulterjoch ein blaues Häuschen, im Korb Puppen, die wie Schauspieler angezogen sind. Gleich dahinter ein Losverkäufer mit zahmem Meerschweinchen sowie Flötenspieler oder blinde Musiker mit Banduras*, die überlangen Mandolinen ähneln. Blinde sind Ehrengäste in kleinbürgerlichen Häusern. Sie tragen Sagen, Legenden und Lieder vor. Der Blindenverband ist einer der reichsten Vereine: Er besitzt mehrere eigene Häuser. Sänger, Rezitatoren, Gongspieler und wandernde Musikgruppen, immer auf der Suche nach Kundschaft: Sei es ein glücklicher Vater, der die Geburt seines ersten Kindes feiert, ein Bräutigam, der seine Hochzeit begeht, oder ein Kaufmann, der an Silvester aus seinem Laden alle bösen Geister, die sich dort niedergelassen haben, austreiben will. Daher ertönt in diesen Tagen ein so rasendes Gonggestöhne hinter geschlossenen Läden.

Auf den Straßen tummeln sich die Bettler. Dreckverkrustet tragen sie ihre Wunden, Stümpfe und Geschwüre zur Schau. Im Winter, bei minus zehn Grad, liegen sie nackt und zitternd unter einer dünnen Bastmatte. Ächzend

laufen sie den Fußgängern und Rikschas hinterher, deuten sich auf den Mund und sagen: „chi fan“ – „essen“. Krallen sich in die Ärmel der Passanten und stöhnen: „da laoye“*, das heißt: „o weiser alter Mann“. Sie laufen voraus, verbeugen sich vor den Passanten bis zum Boden und betteln um eine Kupfermünze. So bis zum Ende des Viertels, wo sie ihre Schritte verlangsamen und anderen Bettlern Platz machen. Die Bettler in Peking sind untereinander organisiert, sie haben ihre abgesteckten Reviere. Von den Läden erhalten sie eine Art Tribut, andernfalls verschrecken sie deren Kunden, indem sie als Bande erscheinen und vor den Türen ihr Geschäft verrichten. Sie wiederum zahlen eine feste Summe an den für das Stadtviertel zuständigen Schutzmann. Im Gegenzug lässt er sie betteln und teilt nur selten einmal – im Falle einer Prügelei oder eines unterschlagenen Groschens – einen väterlich milden Hieb mit der Scheide seines Pallasch* aus. Über solch eine Abgabe muss man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, dass Rikschas- und Prostituiertensteuer die zwei wichtigsten Einkommensquellen der Stadtverwaltung Pekings sind.

Peking hat keine Kanalisation. Der staubige Boden der Hutongs wird getränkt von Urin, Spülicht und anderen Abwässern, die Stoffsohlen der Fußgänger stampfen geräuschlos darüber weg. Immerhin fahren nachts die Fäkalienmänner an die Jauchegruben heran, die an die Straße grenzen, und laden sich das stinkende Zeug auf ihre Karren, in denen mit Lehm ausgekleidete Flechteimer stehen. Tagsüber streifen die Dungsammler durch die Straßen und die Hutongs: Selbst das kleinste Stückchen Mist lesen sie mit ihrer langstieligen Schaufel auf und werfen es sich geschickt über die Schulter in den Eimer, der an ihrem Rücken hängt. Ihre Arbeit ist so ehrbar wie jede andere, die in China etwas mit Landwirtschaft zu tun hat. Wie die Fäkalienmänner mit ihren Karren bringen sie den Ertrag

ihres Tuns aus der Stadt zu den Gemüsegärten, die Dünger nötig haben.

Auch der Müll bleibt nicht lange auf Pekinger Straßen liegen. Eine Armee von Müllmännern, die genauestens spezialisiert sind, marschiert den ganzen Tag die Häuser entlang. Es gibt Papiermänner, sie spießen Papierfetzen auf einen am Stock befestigten Nagel und befördern sie in den Korb auf ihrem Rücken. Es gibt Lumpen- und Kohlesammler, Knochen-, Knöpfe-, Blech- und Alteisensammler. In den städtischen Müllhalden wühlen die Sammler wie Ratten im Getreide. Und am Ende legen die Händler einer ganz besonderen Zunft am Rande der Stadt ihre Ware auf Strohmatten aus: verrostete Nägel, Knöpfe, Stecknadeln, Stofffetzen – den Ertrag der Müllmänner. Die Ärmsten klaben sich Essensreste aus den Müllkästen; was sie verschmähen, wird von riesigen Hunden verschlungen und von der mächtigen Pekinger Sonne ausgetrocknet – sie ist der wichtigste Müllmann Pekings.

Und während der tropischen Regengüsse im Sommer (Juli und August) findet Pekings große Spülung statt. Dann stürzen jede Minute Tausende Tonnen Wasser vom Himmel herab. Ungeachtet dessen herrscht stickige Schwüle; wo man hinschaut in diesem Saunadunst, blüht ein grüner Schimmel auf den Dingen, und die im Regen sitzenden Bettler auf den Straßen wedeln ganz umsonst mit ihren Palmenblattfächern. Derweil ziehen die Rikschas ihre Fahrgäste durch Flüsse, die in den Gassen eines jeden Hutong wüten und schäumen wie der wilde Terek; jahrhundertalte Mauern bröckeln, stürzen gar ein.

So ist es im Sommer, aber zu anderen Jahreszeiten ist Peking von einer Staubschicht überzogen. Der Straßenbelag pulverisiert sich, steigt auf und kriecht in die Nasenlöcher, und am Himmel fliegen in bronzenen Wolken Tausende Tonnen gelber fruchtbarer Lösserde aus der



Handelsstraße

fernen Mongolei heran. An den Straßenrändern nehmen altertümliche Brunnen, die mit den babylonischen und den altägyptischen verwandt sind, ihren Betrieb auf. Ihre Schächte sind eng wie der Lauf einer Kanone und mit Steinen ausgekleidet. Ein wurstförmiger, aus Schilf geflochtener Eimer dringt, das Seil entrollend, in diesen Kanonenlauf ein und kehrt mit Wasser zurück. Zwei Männer in der blauen Uniform der Stadtverwaltung füllen einen großen Kübel, stellen ihn in die Straßenmitte und fangen damit an, die Straße mit Hilfe einer Schöpfkelle an langem Griff zu besprengen, wobei sie das Wasser geschickt auffächern. Aber die Sonne ist beim Trocknen schneller, und wenn das ganze Viertel fertig gewässert ist, müssen sie, ohne zu säumen, von vorne anfangen.

Im Wechsel mit den Läden begegnen wir den dunklen Höhlen der Handwerker.

Von den Blechschmieden geht schrilles Gerassel aus; viel raschelndes Papier in der Werkstatt, wo Puppen für die Begräbniszeremonien angefertigt werden; der Hobel des Möbeltischlers pfeift. In der Stellmacherei ist soeben ein Satz Räder fertig geworden; ein Junge verstreicht suppigigen Lack in einer Werkstatt, wo Rikschakarosserien in Reihen stehen; in staubigen Schuppen haben Teppichwebber, als ob sie zweibeinige Spinnen wären, zahllose Kettfäden gespannt; die Töpfer klappern mit gebranntem Ton; im Hof einer Cloisonné-Emaillewerkstatt tragen hochnäsige Meister komplizierte Muster auf kupferne Vasen auf; hinter einer samtene Hängetür, auf die die Hieroglyphen der Firma appliziert sind, reimt ein respektabler Wahrsager einem abergläubischen Kaufmann sein Horoskop zusammen; geduldige Uhrmachermeister machen sich an feinen Rädchen zu schaffen; Posamentenmacher flechten Schnüre und Gürtel; Steinmetze scharrieren Platten; und immer noch mehr und mehr sich rührende, schaffende

Hände. Mehrere Dutzend Gewerke, in Zünften vereint. Ein lebendiges Überbleibsel aus dem Mittelalter.

Jede Zunft hat ihren Geist, einen Schutzpatron, dessen Ehrentag sie mit einem Festmahl und einem Spektakel feiert. Der Zunftbund schließt alle ein: Meister ebenso wie Gesellen und Lehrlinge. Dieses Gemenge aufzubrechen, Unternehmer und Arbeiter zu unterscheiden, ist hierzulande bei den Handwerkern nach wie vor schwierig: Der Inhaber der Werkstatt ist immer noch ‚Wohltäter‘ und ‚Ältester‘. Aber in dem Maße, wie die Maschine in die Werkstatt vordringt, verwandelt sich der Besitzer vom Meister zum Unternehmer, die Bande zu den Arbeitern lösen sich auf, reine Arbeitergewerkschaften sind im Entstehen.

Zu den Geschäften: Sie sind noch aufdringlicher als die Bettler. Eines übertrumpft das andere mit seinem Fassadenverputz, Schnitzereien, Lack und Vergoldung, mit Besen und Drachen an den Fassaden, dem Dekor der Gitter, überflutender Beleuchtung. Die Straßen in Qianmen, dem Handelszentrum von Peking, so etwas wie unser Kusnezki Most*, sind eine einzige Ikonenwand.

Ehrlich gesagt, als ich das erste Mal dort war und von der Straße in einen Saal blickte, wo im Halbdunkel Menschen zwischen Porzellanvasen mysteriöse Dinge verrichteten, dachte ich, das sei eine chinesische Kirche, aber es stellte sich heraus, dass es ein Teeladen war.

Der Geschäftssinn des Chinesen ist stark ausgeprägt: Er ist ein erstaunlich sorgfältiger Handwerker, aber auch ein außerordentlich tüchtiger Kaufmann.

Sie betreten einen Laden. Ungefähr zehn Chinesen sind in ihm beschäftigt: Einer packt die frische Ware aus, einer bedient einen Kunden, einer summiert die Einnahmen auf dem Rechenbrett, das mit einer Leiste längs geteilt ist: auf der einen Seite fünf Kugeln pro Stab, auf der anderen zwei. Das sind alles keine Angestellten, sondern die Kompagnons.

Jede dieser zehn, 15 Personen hat einen kleinen Anteil ins Geschäft eingebracht, und alle arbeiten mit, damit es gedeiht.

Kredite sind hier weit verbreitet und eigentümlich, sie bilden die Grundlage des chinesischen Alltags. Der Bürger lässt im Laden anschreiben, der Laden beim Großhändler, der Handwerker beim Rohstofflieferanten und manchmal nimmt gar die Regierung einen Kredit bei ihren Beamten auf, nämlich indem sie sie ein halbes Jahr oder länger auf ihr Gehalt warten lässt. Aber es gibt ein Datum, an dem alle Rechnungen beglichen sein müssen, und das ist Neujahr. Wer bis Silvester seine Rechnungen nicht bezahlt hat, geht bankrott und blamiert nicht nur sich selbst, sondern seine gesamte Sippe.

Neujahr ist das Fest der winterlichen Sonnenwende. Es wird im Januar oder Februar begangen und dauert einen Monat. Der Chinese, der sonst keinen Urlaub kennt, stellt zu Neujahr die Arbeit ein und schließt für eine Woche die Läden, Werkstätten und Ämter. Dafür kochen zu der Zeit die Jahrmärkte und Theater über. Zuvor werden schäbige Ladenschilder erneuert und neue bunte Bilderbögen* mit den Geistern der Zunft an die Türen geklebt, man tischt Süßigkeiten auf, um dem Hausgeist damit den Mund zu verschließen, der sich in diesen Tagen ins Himmelreich begibt, um Bericht zu erstatten. Tag und Nacht werden in ganz Peking Raketen und Böller gezündet – es ist, als hätte sich eine Armee zum Aufstand erhoben. Die Böller sind extrem, sie explodieren wie Kanonenschüsse. Hingegen werden in den Parks ausgeklügelte Feuerwerke auf Regierungskosten abgebrannt, unter den geduldigen Blicken Tausender frierender Gaffer.

Und tags darauf im schönsten Mittagslicht lässt, was ein echter kleiner Chinese ist, seinen frisch auf dem Jahrmarkt gekauften Drachen steigen, die Dinger schwirren

wie riesige bemalte Libellen. Oder die Kinder jagen Tauben hinterher, deren Schwärme mit melodischem Summen über den Hutongs kreisen, denn die Taubenzüchter bringen an den Schwänzen der Vögel besondere Rohrpfifen an, die beim Fliegen erklingen.

Während der Geschäftszeiten ist im Handelsquartier kein Durchkommen. Die Menschenmenge ist wie eine Wand. Die Rikschas klingeln zwar wie verrückt, kommen aber kaum voran. Die Treppen der Einkaufspassagen sind überfüllt. Die gepolsterten Hängetüren klappen beständig auf und zu, das knallt wie beim Teppichklopfen.

In rote und blaue Seidenmäntel gehüllt, den Pony tief in die wächserne Stirn gekämmt, Gesichter wie gemalt, so leidenschaftslos und unecht, fahren Kurtisanen vorüber. Sie kommen aus den Galanterieläden und wollen nach Hause.

Ihr Viertel liegt gleich nebenan. Sie haben es eilig, ihre Verehrer warten auf sie. Wochen und Monate treiben sie mit ihnen ein raffiniertes, höfliches Liebesspiel, welches oft damit endet, dass ein Beamter oder ein reicher Kaufmann sich ernsthaft verliebt, die erwählte Kurtisane kauft und zur Frau nimmt, wofür er Zehntausende, wenn nicht sogar Hunderttausende von seinem Konto, mitunter auch aus der Staatskasse springen lässt.

Mit seinen Freunden kommt der Galan zu ihr am helllichten Tage wie in einen Klub, sie spielen Mahjong*, tauschen Gerüchte aus, fädeln Intrigen ein. Sie singt den Heren Verse chinesischer Dichter und begleitet sich selbst auf der Geige oder dem Tamburin. Züchtig – denn Zurückhaltung ist eine der traditionellen Tugenden des kultivierten Chinesen – streichelt der Verehrer gelegentlich einmal ihre Hand (China kennt keine Küsse), und abends um halb zwölf schließen kräftige Diener die Türen des Etablissements, nachdem der letzte Gast gegangen ist.

So spielt sich die Prostitution in den höheren Kreisen ab, sie ähnelt noch dem Hetärentum der alten Griechen. Weiter unten, in der Tiefe der Gassen, gibt es Prostitution vom einfacheren Schlag, deutlich ungenierter – wo die Frau eine von Geschlechtskrankheiten zerfressene Ware ist, wo dem schnellen Kontakt ein schneller Handel vorausgeht.

Das hier sind nicht mehr die Viertel, wo erstklassige Theater ihre rauschenden Vorstellungen geben und vor den Türen der Restaurants Köche und Kellner den Ein- und Hinaustretenden mit überschwänglichen Grußorgien das Geleit geben. Hier trifft man sich ganz familiär in äußerst bescheidenen Räumlichkeiten, begrüßt einander mit zereemoniellen Verbeugungen und nimmt Platz an runden Tischen, auf denen sich das Spektakel jener Kunst entfaltet, die bei uns schon vergessen ist – der kulinarischen. Zu Anfang werden Schälchen blassgelben Tees gereicht, dazu geröstete Wassermelonensamen. Darauf folgen die Vorspeisen: Das sind an die zwei Dutzend aufgetischte Tellerchen mit kleinen Mengen verschiedenster Appetitlichkeiten. Marinaden ebenso wie Garnelen, geschnittener Rettich und zitternde Gemüsesülze. Man nimmt sich mit den Stäbchen ein winziges Häppchen davon und befördert es in den Mund. Gleich eine ordentliche Portion davon zu essen wäre gefährlich – der noch zu gewärtigende Speisenhorizont ist unabsehbar. Und schon folgen Schlag auf Schlag Gerichte von eigenartigem Geschmack mit sonderbaren Namen. Zum Beispiel Bambussprossen, drei Tage zu Pamp gekocht; Suppen mit Fischrogen, Suppen mit Taubeneiern und nicht zu vergessen die, die aus Schwalbennestern zubereitet wird – die teuerste Delikatesse. So ein Schwalbennest besteht aus einer gelatinösen Masse; es wird in der Suppe aufgelöst, und erst wenn man sie löffelt, sieht man, wie sich silberne Fäden vom Löffel zum Teller

ziehen. Es werden Eier serviert, die, mit Lehm ummantelt, einen Monat in der Erde gelegen haben. Ihr Eiweiß ist braun geworden, das Eigelb grün, aber der Geschmack ist absolut frisch.

Hahnenkämme, Entennieren, komplizierte und fragile Konstruktionen aus Geflügelinnereien; Hähnchenfleisch, bis zur Konsistenz von Quark verkocht, genannt ‚Herbstblüte‘. Die berühmte ‚Pekingente‘, zu purem Fett genudelt, taucht unerwartet hochrot auf diesem Tisch auf. Austernsuppe, Haifischflossensuppe, Seegurkensuppe (sieht aus wie Kalbssülze). Fleischbällchen mit Zuckerkruste, Fisch verschiedenster Arten und Formen, gehackte Krabben, in eigener Schale serviert; zwischendurch Süßes – glasierte Früchte, Mürbeteig, zartes Gebäck und klebrige Kuchen – und zum Abschluss wieder eine Hühner- oder Schweinefleischsuppe, gefolgt von Schälchen mit Reis. Damit endet das Mahl, das auf seinem ausgedehnten Wege großzügig mit weichem gelben Schnaps und heißem Bier aus langnasigen Teekesseln begossen wird.

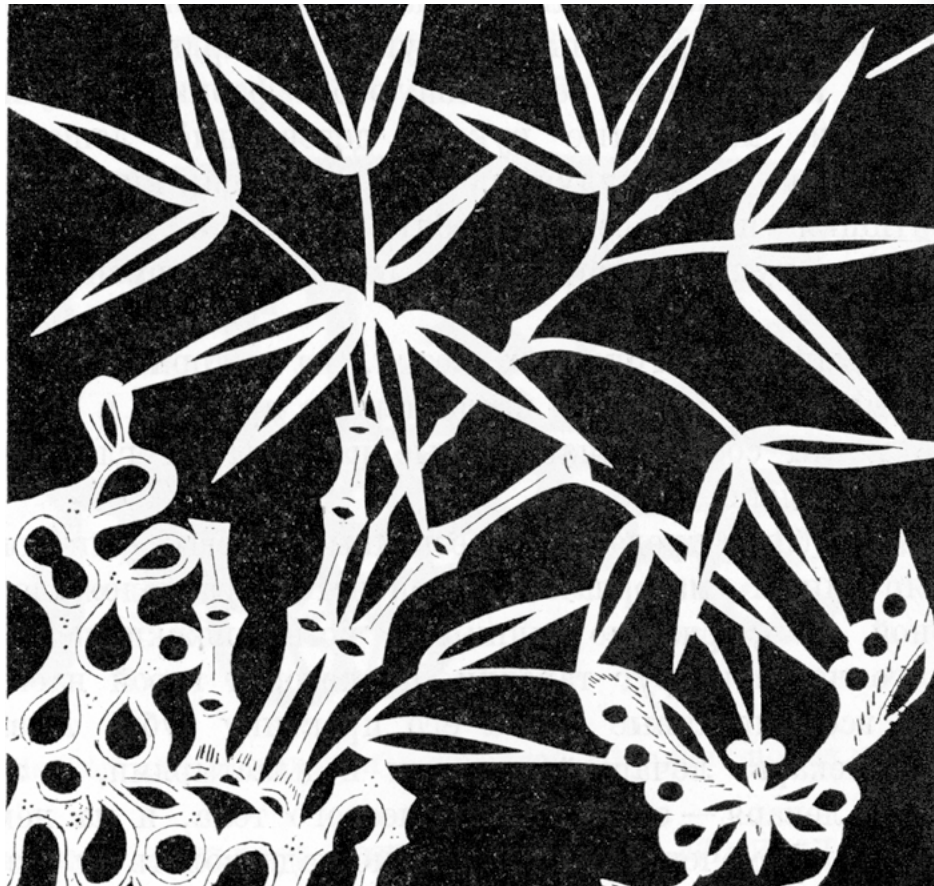
Darüber sind die Gesprächspartner lebhafter geworden, sie streuen Aphorismen ein, zitieren verstaubte alte Dichter, suchen einander mit diesen Zitaten zu imponieren. Oder sie kriegen Lust auf das Fingerspiel*: starren einander unverwandt in die Augen, werfen immer gleichzeitig einige Finger aus der geballten Faust und brüllen, laut wie Zuchtbullen, eine Zahl. Entspricht die gerufene Zahl der Summe der ausgestreckten Finger an beiden Fäusten, so hat der Rufer gewonnen und zwingt den Unterlegenen, noch ein Tässchen Alkohol zu kippen. Die Lust zu hasardieren nimmt zu, weitere Spiele kommen auf den Tisch. Zum Beispiel ein Brett mit vielen Feldern, auf dem Dutzende schwarzer und weißer Damesteine auszulegen sind, oder ein Blatt Spielkarten, schmal wie die Seiten einer Streichholzschachtel, mit nur drei Farben. Dominosteine knallen,

(es ist Mahjong, die chinesische Variante, die gerade ganz Amerika erobert), Würfel klappern, bis weit nach Mitternacht hört man die erregten Schreie der Gäste.

Es gibt wohl kaum leidenschaftlichere Spieler als die Chinesen. Vielleicht hat die jahrhundertlange Unterversorgung diesen Durst nach dem ‚Erfolg aufs Geratewohl‘ ausgebildet. Hunderttausende Chinesen warten auf die anstehenden Ziehungen verschiedener Lotterien. Pferderennen, Trab und Galopp, in Peking, Tianjin und Schanghai ziehen Wettlustige zu Tausenden an. Selbst ein Rikschakuli oder ein Trödler, wenn er einen Groschen verdient hat, wird damit nicht einfach ein Fladenbrot kaufen, nein, für diesen Groschen zieht er aus dem Bambusbecher mit den Fahrradspeichen, unter die der Kuchenbäcker ein paar markierte gemischt hat, zwei-drei heraus in der Hoffnung, das Geld für drei Fladenbrote zu gewinnen, und oft verliert er und geht hungrig weg.

Handwerk und Handel existieren in Peking Seite an Seite und ‚zeilenrein‘ beisammen. Bei uns in Moskau erinnern bloß noch Straßennamen wie Jägerzeile, Weberzeile, Kristallzeile daran, dass es auch dort einmal so war, aber in Pekings Handelsquartier, Qianmen, bestehen auch heute noch ganze Straßenzüge nur aus Kürschnern, nur aus Schneidern, ausschließlich mit Kupferwaren handelnd oder von vorn bis hinten mit Trauerkränzen behängt. Auch ganze Bücherstraßen gibt es oder solche durchweg mit Theaterrequisiten.

Und über den Schaufenstern die Aushängeschilder: goldene Hieroglyphen auf lackschwarzem Grund – wie das goldene Bauchfett eines kugelrunden, in schwarz glänzende Seide gezwängten Pfeffersacks. Diese babylonische Geschäftigkeit des Handelsquartiers, brodelnd zu jeder Tages- und Nachtzeit, greift in Form von Jahrmärkten auch auf andere Stadtteile über. Einen von ihnen, der in



Bambus
Schablone für eine Kissenrandstickerei

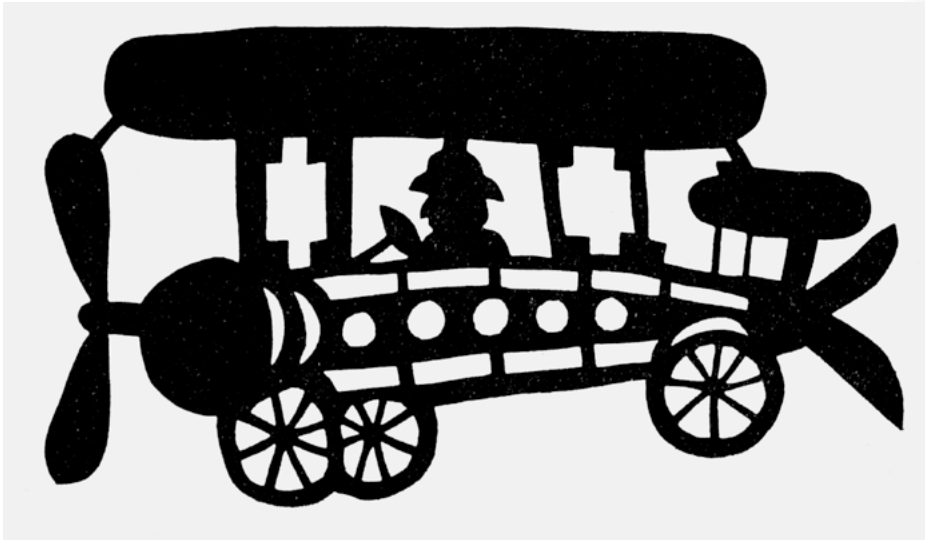
den üppigen Gemäuern des verfallenen Tempels Lian Fu Si* untergekommen ist, suchte ich des Öfteren auf.

Zwischen Spalieren aneinander klebender Läden und Zelte bewegt sich eine zähe blaugraue Menschenmenge. Jüngere Frauen drängen zu den Ladentischen, die wie von der Explosion einer unerhörten Rakete überschüttet sind mit bunten Papierblumen und Haarnadeln. Ältere suchen sich bestickte Schuhe aus, bucklig im Spann und kaum eine Handbreit lang, oder Haarlocken – dazu da, ihre gelackte Glatze andeutungsweise zu bedecken. Kleine Kinder mit Zöpfen und Dreck unter der Nase strecken die Hände nach Spielzeugen aus. Als da wären: Masken und Marschallstäbe, Hellebarden, Streitkolben und Schwerter, die Theaterrequisiten kopieren. Außerdem Luftdrachen, Stoffpuppen und Holzpferdchen, vor eine Fuhre gespannt. Mir scheint, dass chinesische Kinder nicht sonderlich gern mit Schusswaffen spielen. Flinten und Kanonen sind auf den Ladentischen der Spielzeughändler relativ selten zu sehen.

Berge klebrigen Konfekts, an russische Sahnebonbons erinnernd, ziehen die Hungrigen an, ebenso wie glasierte Äpfel, auf Ruten gespießt und zu großen Besen gebunden.

Seite an Seite mit dem Verkäufer durchsichtiger Schattenfiguren und grellbunter Stoffmarionetten hat sich ein Zahnarzt niedergelassen; eine verrostete Zange und Ziegenhufe liegen auf seinem Ladentisch neben einem Teller, auf dem alle Zähne, die er im Laufe seiner Berufspraxis gezogen hat, zu einem Haufen drapiert sind. Dahinter kommt ein Arzt, der die Behandlung mit Nadeln und Pflastern anbietet, in seinem Rücken lässt sich die Silhouette des menschlichen Körpers betrachten, auf der mit kleinen Kreisen die Stellen markiert sind, die gegen verschiedene Krankheiten akupunktiert werden müssen.

Als nächstes folgen Stände, die mit Kupfergerät, Weihrauchfässchen, Aschenbechern, Tablettis, Buddhastatuetten,



Stickereischablone Flugzeug
(Einfluss neuer Motive)

geschnitztem Elfenbein, Perlmutter, irgendwelchen knorri- gen Holzgeschöpfen und Siegelstempeln aus Speckstein oder Kupfer überhäuft sind: Die Chinesen unterschreiben nicht, sie setzen ihr Siegel. In eine Fensterlaibung hat ein Chinese einen schwarzen Schirm geklemmt und hauch- dünne, aus Zigarettenpapier geschnittene Stickereischab- lonen angehängt.

Er schneidet sie mit dem Messer aus dem ganzen Block und reißt sorgfältig mit der Pinzette so viele Scha- blonen ab, wie der Käufer braucht. Die Muster sind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Der gestalterische Einfalls- reichum von Jahrhunderten hat der Arbeit des Schablon- nenmeisters seinen verlässlichen Stempel aufgedrückt. Deswegen bereitet es umso mehr Freude zu sehen, wie unter den Hunderten von Drachen, Schmetterlingen, Bam- buspflanzen, Püppchen und Ornamenten hie und da ein Aeroplan, Automobil oder ein Velofahrer hervorschaut und die alten Stereotype durcheinanderbringt.

In der Zeile der Schnitzer warten zu Kübeln ausge- höhlte Kürbisse auf Käuferinnen, Schöpfkellen aus Bam- bus und große Suppenlöffel aus Kokosnusshälften. Gra- vitätisch sitzen die Buchhändler hinter der Theke, hinter sich die in Stoff gebundenen Bände, in denen das Papier zur Harmonika gefaltet und nur auf einer Seite mit Hie- roglyphen beschrieben ist. Daneben liegen Rollbilder mit Tuschzeichnungen und von Hand geschriebenen Apho- rismen, während auf Reispapierplatten, durchsichtig und zart wie Oblaten, Theaterszenen von kunstfertiger Hand in farbigem Aquarell festgehalten sind.

Dort, wo sich Stand an Stand die Fresszeile in die Länge zieht, führt zwischen den Tischen ein redseliger Jongleur seine Tricks vor. Unter umgekippten Tässchen bringt er Körner zum Verschwinden; lässt eine Schlange in sein Nasenloch kriechen, die aus dem Mund wieder



Der Himmelstempel

hervorkommt; isst angezündetes Papier und zerbrochenes Glas und geht auf Händen.

Im Februar, wenn sich der Frühling nähert, ist jene Ladenzeile besonders belebt, in der Blumen verkauft werden – Bäume, genauer gesagt, ohne ein einziges Blatt, die Zweige mit lauter rosa Knospen übersät. Beliebige Kaliber sind im Angebot, vom faustgroßen Zwerg bis zum Riesen, der mit dem Wipfel übers Dach schaut. Bei allen sind die Wurzeln mit Lehm zu einem schweren Klumpen gerollt. Sobald chinesische Stubenhocker den Frühling herannahen spüren, zerren sie diese Bäume zu sich nach Hause, um sie inmitten ihres Hofes einzupflanzen.

Nach dem Jahrmarkt verläuft sich das Volk, die Kinder pusten in Pfeifen und Tröten. Vogelliebhaber tragen in hübschen kleinen Bambuskäfigen, wenig größer als eine Streichholzschachtel, Zeisige und Meisen heim, aber auch Fische in bauchigen Gläsern, rote, violette, goldene und schwarze – Schleierschwänze mit Augen, die zu platzen bereit und wie Knöpfe an die Stirn genäht sind. Papierfetzen bedecken die Straße, die die Menge entlangwalzt. Mitte darin ein respektabler Chinese mit schwarzer Brille, sein wachsamer Blick ist zu Boden gerichtet; dann und wann bückt er sich und hebt einen Fetzen auf, um ihn in den Korb zu befördern, der über seiner Schulter hängt. Er ist kein Müllmann, sondern hat ein Gelübde abgelegt, dass er jedes Fitzelchen Papier aufhebt, auf dem eine Hieroglyphe steht, denn nach den alten chinesischen Begriffen soll man Schrift nicht mit Füßen treten. Anschließend wird er das Gesammelte wegbringen und es verbrennen.

Derweil wimmelt es in den dunklen Nischen der Jahrmarkte, die einmal Tempelhöfe waren, von tierähnlichen Götzenbildern. Sie warten auf die Opfergaben derer, die gut verkauft haben, oder der Chinesinnen, denen es nicht gelingen will, ihre Gatten mit einer Schwangerschaft zu beglücken.

Es wird Abend. Der Jahrmarkt leert sich.

Blecherner Fanfarenhall und dumpfe Trommelschläge übertönen das menschliche Getöse. Ein papageienhaft ausgestaffiertes Militärorchester begleitet einen Käfig mit zwei rosa gefärbten Gänsen, der auf den Schultern zweier Träger ruht. So umwirbt ein höflicher Bräutigam seine Braut und schickt ihr das chinesische Symbol ehelicher Treue. Gut gebrüllt, Ganter!

Auf den Jahrmärkten traf ich nur wenige ausländische Touristen an. Sie haben es auf die Tempel abgesehen. Diese leben heutzutage wohl nur noch von den Touristen, was insbesondere auf den Lama-Tempel zutrifft, der sie mit einigen Statuen des kopulierenden Buddhas zu ködern weiß. Die Statuen sind verhüllt. Für einen halben Rubel lupfen schmutzige, durchtriebene Mönche in speckigen gelben Umhängen die Hüllen und befriedigen die ‚rein wissenschaftliche‘ Neugierde rotnasiger amerikanischer Misses in Korbhüten und Mister in Tropenhelmen.

Der Konfuzius-Tempel ist stiller und weniger besucht. Ein Mausoleum der zu Asche gewordenen tausendjährigen Weisheit. Statuen gibt es nicht, nur Inschriften. Auf dem Hof, zwischen den alten Thujen, trägt eine ganze Schar steinerner Schildkröten lotrechte Steintafeln mit eingemeißelten Hieroglyphen auf ihren Panzern. Diese Denkmäler für weise Konfuzianer haben dereinst Alumni für sie errichtet. Manche Schildkröten sinken schon in die Erde ein. Sie sind alt, 500 bis 700 Jahre. Einige Inschriften auf den Platten sind violett; das heißt, die Kalligrafen haben sie mit Kopierpapier abgepaust, um an diesem Beispiel die Schönheit und Kraft der Schrift zu studieren, die von den Chinesen so geschätzt wird. Hier ist nicht viel los. Der Chinese von heute, sogar der konservativste, interessiert sich doch mehr für den Anschlag mit dem aktuellen Tagesbefehl des Generals oder die kleinformatige Zeitung mit den neuesten Nachrichten.

So bewegt sich das Peking Rad mit der steinernen Felge der Stadtmauer fort. Die Achse, auf der es sich dreht, das sind die beiden Hauptviertel: die Verbotene Stadt, der ehemalige Kaiserpalast, umrandet von einer rosafarbenen Mauer, und schräg ihm gegenüber das Botschaftsviertel, das sich hinter die Fensternischen und Schießscharten der Festungsmauer drückt. Die Verbotene Stadt enthält Seen, Inseln, Palastremisen, Galerien mit Fresken, von denen die Farbe blättert, künstliche Labyrinth und Säle, in denen der Präsident seine Gäste empfängt.

Noch vor zwei Jahren wohnte in den Palästen eine chinesische Kuriosität – der letzte Sprössling der Kaiserdynastie, umgeben von seinem Hofstaat. Er bezog für seinen Lebensunterhalt vom bettelarmen China jährlich fünf Millionen Rubel, hielt sich einen Harem mit auserwählten mandschurischen Schönheiten und empfing an seinen Geburtstagen chinesische Staatsbeamte mit den Brustlätzen der Mandarine, den Präsidenten inklusive, mit allem höfischen Prunk. Diesen Nichtstuer namens Puyi hat General Feng Yuxiang* im Frühjahr 1925 in zwei Schritten liquidiert. Zunächst reduzierte er ihm das Gehalt auf 500.000 Rubel, und als der Imperator sich beleidigt zeigte, warf der General ihn aus dem Palast. Der erschrockene Puyi ist in den Schutz der japanischen Botschaft und später ins Ausland geflohen, seine Frauen und auch seinen Erzieher, den Engländer Johnson, nahm er mit.

Die Palastgärten wurden schon vor längerer Zeit in einen Park für den öffentlichen Gebrauch umgewandelt, den so genannten Zentralpark, der für Peking dasselbe ist wie der Sommergarten für Leningrad und der Trafalgar Square für London, nämlich ein Ort der Erholung und eine Tribüne politischer Kundgebungen.

Direkt gegenüber dem Eingang befindet sich ein weißer Bogen. Seine Geschichte ist bemerkenswert. Errichtet

einst auf Befehl der imperialistischen Siegermächte zu Ehren des deutschen Botschafters, der von den Boxern umgebracht worden war.* Nach Ausbruch des Weltkriegs hatte er verschiedentlich unter dem patriotischen Über-schwang alliierter Soldaten zu leiden. Daraufhin beeilte sich die chinesische Regierung, ihn abzutragen, und als der Frieden von Versailles geschlossen war, errichtete man aus seinem Stein zu Ehren des Sieges den aktuellen Bogen. Nichts kann dümmere erscheinen als diese ‚Ehre‘, wenn man bedenkt, wie gemein die Friedensstifter von Versailles ihren Verbündeten China übers Ohr gehauen haben, indem sie ihn nicht nur leer ausgehen ließen, sondern gar versuchten, ihm die Halbinsel Shandong abzuluxsen, um Japan zufriedenzustellen.

Die Pekinger, dem Staub der Hutongs und Prospekte entkommen, spazieren auf Kieswegen zwischen 300 Jahre alten Thujaen einher. Kleine Restaurants klappern mit Geschirr, eine eilige Gruppe von Professoren raschelt mit Zeitungen, unterwegs zum Meeting in einem der Pavillons, das ein speziell für diesen Anlass ins Leben gerufener Verein zu einer aktuell-politischen Frage veranstaltet. Die Pekinger Intelligenzija ist eine hauchdünne, nur aus ein paar 100 Personen bestehende Schicht, aber sie hat eine ganz eigene Art, auf politische oder gesellschaftliche Ereignisse zu reagieren. Beim geringsten Vorfall schießen diverse Gesellschaften und Ligen mit unterschiedlichsten Namen wie Pilze aus dem Boden, man organisiert Kundgebungen, veröffentlicht Deklarationen, Protestschriften, Manifeste. Im Endeffekt besteht jede dieser Ligen aus 20 bis 30 Personen, die demselben kleinen Kontingent Intellektueller angehören. Bei der Presse sieht es ähnlich aus. Es gibt zahllose Zeitungstitel, aber wenn man genauer hinschaut, sind diese Blätter entweder eine verdeckte Form proklamatorischer Eintagsfliegen oder Werbeblätter

irgendeines Politikers; sie haben eine Auflage von 100 bis 200 Exemplaren. Pekings älteste und anerkannteste Zeitungen (vergleichbar dem *Russkoje Slowo** und den *Russkije Wedomosti** bei uns) sind *Jingbao* und *Chenbao* mit einer Auflage von lediglich 2.000 bis 3.000 Exemplaren.

Auf einer der Freiflächen des zentralen Parks steht ein weißer Obelisk – das ist ein Denkmal der amerikanophilen Chinesen für den amerikanischen Präsidenten Harding, der die berüchtigte Washingtoner Flottenkonferenz* einberufen hat. Wie schon das Tor des Friedens symbolisiert wohl auch dieser Obelisk den großen Bluff, mit dem die Chinesen einmal mehr auf dieser Konferenz abgespeist wurden.

Überqueren Sie die mit antiken Platten gepflasterte Straße entlang der Mauern der Verbotenen Stadt und das riesige Glacis – ein weitläufiges Gelände längs des Zauns zum Diplomatenviertel, auf dem Fußball- und Tennisplätze sowie Laufwege für die europäischen Kavaliere und ihre Damen angelegt sind, rothaarige englische Soldaten mit einem speziellen Handschuh den aus Gummi gegossenen Baseball fangen und Reitergruppen, ihre Pferde anfeuernd, beim Polo mit langen Harken einen kleinen Ball über das Feld treiben –, haben Sie dies alles hinter sich, so betreten Sie den blitzsauberen Asphalt des Diplomatenviertels.

Dies ist das steinerne Sprachrohr, durch das das imperialistische Kapital China seine Befehle diktiert. Im Viertel befinden sich neben den Botschaften, die außer von der gemeinsamen Außenumfriedung auch noch separat eingezäunt sind, lediglich Banken, Kirchen und als einzige private Behausung – das *Grand Hotel des Wagons-Lits**. Die Legation Street, Hauptschlagader des Viertels, an deren beiden Enden Stahltore angebracht sind, die rund um die Uhr bewacht werden, liegt still und leer. Ist doch einmal eine Botschafterlimousine vorübergeflitzt, hat eine Rikscha den katholischen Missionar vorbeigetragen, dessen

mühlradgroßer Hut dem *Barbier von Sevilla** zu entstammen scheint, ist das Trüppchen Barmherziger Schwestern wieder verschwunden und eine Kolonne französischer Maghrebener oder kleinwüchsiger olivhäutiger Annamiten* vorbeimarschiert, kehrt gleich wieder Ruhe ein, menschenleere gespannte Wachsamkeit.

Den hinteren Abschluss des Viertels bilden gigantische Kasematten, dick wie die Chinesische Mauer, in denen Dynamit-, Patronen-, Konserven- und Zwiebackvorräte für den Belagerungsfall deponiert sind. Kein bewaffneter Chinese darf das Viertel betreten. Eine Ausnahme haben die Imperialisten im Jahr 1924 für Zhang Zuolin* gemacht, aber er ist ja einer der ihren. Eine Botschaft nach der anderen suchte er auf, umgeben von waffenstarrenden Leibwächtern. Links vom Fahrersitz befand sich eine Sirene, rechts ein Maschinengewehr, auf dessen Abzug die Hand eines Soldaten lag.

Als Zhang Zuolin – ein untersetzter Mann in weiten Hosen, der aussieht wie ein geschäftiger Vertreter der ukrainischen Konsumgenossenschaft – die Treppen zur Botschaft hinaufstieg, folgte ihm ein kräftiger Bursche mit Brille, sein Sohn und Erbe, der 20jährige General Zhang Xueliang*.

Abends und am Wochenende fliegen Scharen englischer Sergeanten mit Spazierstock auf Rikschas die Legation Street entlang. Ihr Ziel sind die Bordelle.

Die Nacht bricht herein. Schwatzende Menschencharren fahren noch vorüber, sie kehren aus dem Kino zurück, dann ist es still. An den Toren der Botschaften marschieren Wachposten auf und ab.

Nur vor der Botschaft, von deren Bastion unser Rotbanner mit Hammer und Sichel die Stadt Peking grüßt, gibt es keine Wachposten.

Der religiöse Kult in China ist blass und bescheiden. Etwas Öderes als die chinesischen Tempel hat man nicht gesehen, sie sind verstaubt und menschenleer. Nur während der Tempelfeiertage erwachen sie zum Leben oder wenn auf den großen Tempelhöfen ein Jahrmarkt abgehalten wird. Zur Schau gestellte Liturgien, Mysterien und Prozessionen wie im Westen kennt man in China nicht, wenn man von den Begräbnissen absieht, bei denen teilweise religiöse Dao-Kapellen mitwirken.

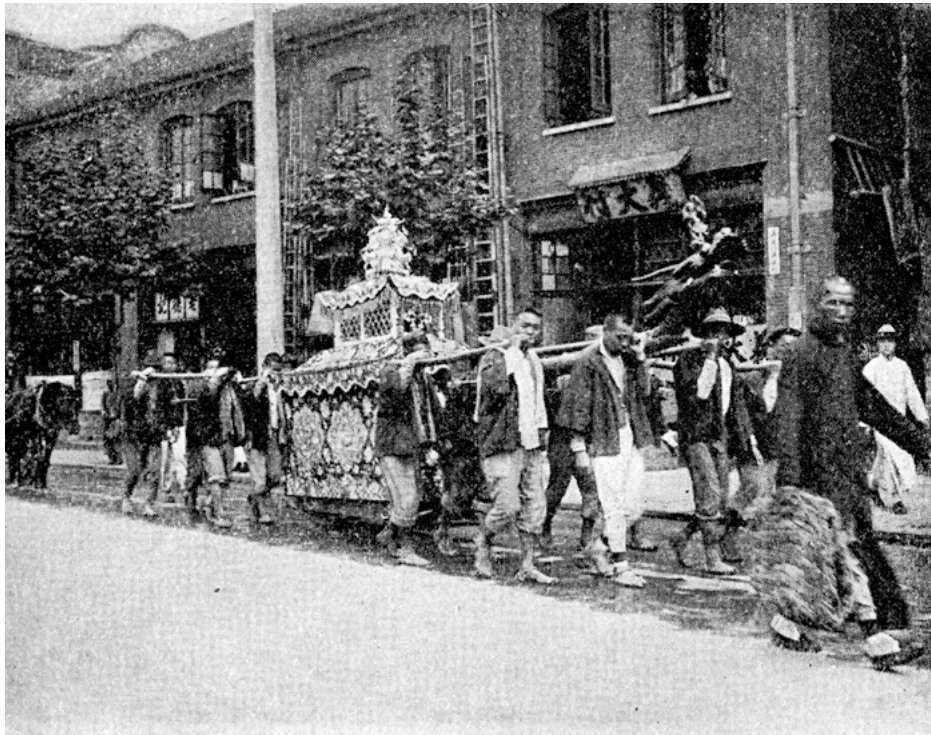
Im Unterschied aber zu den deprimierenden, allenfalls von Touristen besuchten Tempelscheunen in den Metropolen des Landes sind die Theaterscheunen dort von Menschen überfüllt, in ihnen brodeln das Leben.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass das Theater in China an die Stelle des religiösen Kultes getreten und zu einem vordringlichen Gebrauchsgegenstand avanciert ist.

Man stelle sich ein Dorf vor, ein armseliges chinesisches Dorf. Am alljährlichen Totensonntag drängt sich die Bevölkerung auf dem Hof des Dorftempels (eher etwas wie ein Klub, wenn man von den Tafeln mit den Namen der Vorfahren absieht, die als Schutzheilige des Dorfes erhalten). Die Opferrituale vor den Tafeln sind eben zu Ende gegangen, die traditionell dazu gehörenden Speisen verabreicht, die Menge wendet sich ab vom Altar und der an der gegenüberliegenden Mauer befindlichen Bühne zu, wo nämlich die Vorstellung begonnen hat.

Ist ein einzelnes Dorf nicht in der Lage, eine Schauspieltruppe zu engagieren, so legen mehrere Dörfer zusammen und schauen die Vorstellung gemeinsam.

Oder nehmen wir einen beliebigen Handwerksverband. Alljährlich versammeln sich seine Mitglieder am Ehrentag des für ihre Zunft zuständigen Genius. Neben der



Prozession mit Drachen
(Gebet um Regen)

eigentlichen Feier und einem Festessen steht eine Theateraufführung an. Aufgeführt wird ein spezielles Stück, in dem der Genius die Hauptperson ist. Was ist das Andere als die Fürbitte an einen Heiligen nebst Akathistos* in unseren Kirchen?

Der 60. Geburtstag von Vater oder Mutter kann der Anlass dafür sein, dass ein Wandertheater Auszüge aus populären Stücken spielt, in einer Farce herumalbert, vor den Gästen singt und deklamiert.

Und die Theater in den Städten? Sie sind von morgens um elf bis Mitternacht geöffnet und die ganze Zeit ist etwas los. Im Publikum sitzen feist glänzende Kaufleute, die die Plätze in den Logen einnehmen, ebenso wie der Bettler, der seine paar Kupferlinge zusammengeschnorrt hat, der Professor ebenso wie der Soldat, dem ein Zehner nicht zu schade war, um ein Spektakel nach dem anderen in sich einzusaugen wie den Rauch einer Opiumpfeife.

Und durch die Gassen der Stadt ziehen „Kasperletheater“, machen mit einem Gong auf sich aufmerksam. Mit ihren kunstvollen Marionetten spielen sie die gängigen Stücke der großen Bühnen sorgfältig nach. Ein Spieler führt – unter einer Art Taubenhaus aus blauem Stoff – bis zu drei Figuren zugleich (die Figur selbst auf einem Schaft mit Stäbchen zu den Händen hin, an denen diese bewegt werden), singt und rezitiert seine Rollen, schlägt den Gong dazu und gibt so die Vorlage bis ins Detail genau wieder.

So gelangt das Theatergift unter das Volk.

Die Anziehungskraft des Theaters in diesem Land bezeugt auch der Umstand, dass der chinesische Bilderbogen, der die Wände noch der ärmlichsten Hütte ziert und regelmäßig zu Neujahr ausgetauscht wird, sich grundsätzlich an zwei Themengruppen orientiert: religiösen Mythen und theatralischen Episoden. Viel im Umlauf sind Postkarten oder gezeichnete Bildchen mit Theaterszenen sowie

Porträts von Schauspielern und Schauspielerinnen, in zinkografischer Ausführung reihenweise auf großen Papierbögen verewigt. In Auflage und Popularität schlagen sie selbst die ähnlich aufgemachten Blätter mit chinesischen Generälen und Politgrößen.

Hat man sich erst einmal mit der Welt dieses Theaters etwas näher befasst, erkennt man theatralische Gesten und Intonationen in jedem beliebigen Gespräch zweier Chinesen, in jeder Straßenszene wieder. Das Theater ist eine Verhaltenslehre. Es lehrt Gangarten, Verbeugungen, eine bestimmte Art, den Kopf zu werfen, zu deklamieren, den sanften Schwung der weiblichen Hand, die ein Tüchlein hält.

Arien und Rezitative bestimmter Schauspieler werden auf Grammophonplatten festgehalten, die man dann bei jeder Neueröffnung eines Geschäfts unter der mit grellbunten Papierblumen bestückten Fassade hervordudeln hört. Das ist die wirksamste Reklame, die sich denken lässt, denn diese Platten mit populären Arien werden massenweise gehört und geliebt.

Das chinesische Theater – Statthalter der religiösen Liturgie, Ausrichter patriarchaler Zunfttriale – wird vielfach reproduziert, beispielsweise durch Skulpteure an den Straßenkreuzungen, die aus gefärbtem Reisteig Statuetten und Masken von Akteuren basteln; Töpfer formen ebensolche Statuetten aus fragilem, ungebranntem Ton. Ein spezielles Handwerk ist die Verfertigung kaum fingergroßer Theaterfiguren aus Ton und Papier; sie ruhen auf einem Kranz Borsten, der den Papiersockel der Figuren umgibt. Man platziert die Figürchen auf einem kupfernen Tablett, schlägt mit einem Stab gegen dessen Kante – und das erbebende Kupfer bringt die Figuren zum Tanzen, wobei sie in majestätischer Theatralik ihre heroischen Kolben, Stäbe und Schwerter schwingen.

Auch das berühmte chinesische Schattenspiel ist ein Spross des Theaters und sein Imitator. Die Figuren sind aus Pergament, präzise geschnitten und transparent eingefärbt. Sie sind im Profil dargestellt, die Gliedmaßen in den Gelenken beweglich; an den Händen ist ein starrer Draht befestigt, der die Puppe zum Gestikulieren bringt. Ich durfte mehrere solcher Schattenspiele auf der Leinwand verfolgen – auch sie reklamehalber zur Neueröffnung von Geschäften in Szene gesetzt. Die Kunst des Schattenspiels ist am Aussterben. Das Pergament wird mehr und mehr durch Leimpapiere ersetzt. Die Aufführungen finden immer seltener statt, was damit zusammenhängt, dass sich ein unerhört mächtiger Konkurrent breit macht, nicht nur zum Schattentheater, sondern zum Theater ganz allgemein – der Kinematograf.

Ich bin kein Fachmann für die Historie des chinesischen Theaters. Sinologen behaupten, das chinesische Theater sei die griechische Tragödie, die den langen, von Alexanders Heerscharen gebahnten Weg nach Indien gegangen und dann, nach einiger Abwandlung durch indische Einflüsse und Hinzugewinnung von Elementen der malaysischen Theaterkunst, in China heimisch geworden sei.

Als Indizien führen die Sinologen die zwei Zoll dicken Filzsohlen unter den Schuhen der Mimen an – als Nachfahren der antiken Kothurnen. Sowie die Masken, die sich für einige Charaktere im chinesischen Bühnenstück erhalten haben, zum Beispiel die Geister aus dem Jenseits. In anderen Fällen ist die starre, im Voraus gefertigte Maske abgelöst worden durch eine aufgeschminkte mit maskenhaften Zügen.

Das chinesische Theater hatte in seiner Geschichte eine beständige große Nähe zum kaiserlichen Hof. Die Theaterbegeisterung nahm in höfischen Kreisen nicht selten psychotische Züge an. Einer der Kaiser trat sogar selbst

als Mime auf, noch dazu im komischen Fach. Seither hat der Komiker im chinesischen Theater einen ehrbaren Ruf, besagter Kaiser wurde zu seinem Schutzheiligen. Immer steht seine Statuette im bemalten Schrein hinter den Kulissen – und wie ich mehrfach an Hauptdarstellern von Premieren beobachten konnte, vergisst ein chinesischer Mime nie, vor dem Auftritt ein paar Räucherstäbchen in die dicke Asche im bronzenen Becken zu pflanzen, denn er ist abergläubisch wie sonst nur die Kapazitäten unserer Künstlergewerkschaft. Allerdings steht hier der Schrein mit dem „Gott des guten Geschäfts“, der für die Händler zuständig ist, gleich daneben. Beide Genien haben sozusagen ihre Ressorts – der eine ist zuständig für künstlerische Fragen, der andere für Finanzen. In beiden Becken wächst der Aschepegel gleich schnell. Überliefert ist, vor rund 400 Jahren sei einmal eine sehr bedeutende Aktrice Kaiserin geworden, die nach ihrer Krönung nichts Eiligeres zu tun hatte, als ein Auftrittsverbot für Frauen im Theater zu erlassen. Damit nahm die Epoche der rein männlichen Theatertruppen in China ihren Anfang; Frauenrollen wurden in spezieller Technik von Männern ausgeführt. In jüngerer Zeit haben sich – nicht ohne Zutun der Südchinesen (Kanton), wo die Frau zu keiner Zeit so demonstrativ unterdrückt wurde wie im Norden – reine Frauenkompagnien gebildet, was die chinesischen Theaterbesucher aber nicht sonderlich goutierten, sie sehen in einer Frau auf der Bühne immer noch den Inbegriff einer Prostituierten und sind aufrichtig überzeugt, dass eine Frauenrolle von einer Frau niemals so gut dargestellt werden könne wie von einem Mann. Und erst in allerletzter Zeit sind in den Zentren der Industrialisierung (Shanghai, Tianjin, Kanton, Harbin) auch gemischte Truppen entstanden. Die Kantonesen, die nach der Revolution 1911* in die nördlichen Städte strömten, ließen nicht eher

locker, bis Frauen auch im Publikum zugelassen waren. Doch gibt es in Peking bis heute Theater, die Frauen den Zutritt verwehren.

Überflüssig zu sagen, dass die studentischen Theateraufführungen und Agitprop-Auftritte in den Straßen zu brennenden politischen Fragen von Jungen und Mädchen gemeinsam abgehalten werden.

Vor 300 bis 500 Jahren erreichte das Theater den Gipfel seiner Entwicklung und hat sich seither nicht mehr verändert.

Darin liegt übrigens ein Charakterzug der gesamten chinesischen Kultur. Die um mehrere Jahrhunderte verzögerte Entwicklung ökonomischer Formen bedingte einen ebensolchen Verzug auch in allen übrigen Sphären.

Darum vollzieht sich eine chinesische Theateraufführung heute in denselben Kostümen und Masken wie vor 300 bis 400 Jahren; auch der Text ist derselbe. Während sich der Zuschnitt der Kleider im Alltag längst gewandelt hat, gehen die Bühnendarsteller in altchinesischen Jacken, gestickten Blusen und kuriosen Mützen vor einem in mandschurische Kittel gewandeten Theaterpublikum einher. Deklamiert und gesungen wird dabei ein Text in altergebrachter Literatursprache, der dem Publikum derart unverständlich ist, dass der Schauspieler, im Begriff, eine Arie oder Tirade vorzutragen, oft erst einmal in moderner Sprache erläutert, was er zu singen, zu sagen und zu tun vorhat.

Bedeutsame neue Stücke sind in dem genannten Zeitraum nur sehr wenige entstanden. Und auch sie sind mehrheitlich Verarbeitungen älterer Stoffe, die durch Einfügung von neuem Personal modifiziert wurden. Urheber dieser Fassungen ist zumeist der erste Schauspieler am Platz, der dann auch die Inszenierung besorgt und die Hauptrolle übernimmt.

Das Repertoire ist nichtsdestoweniger vielfältig, reich der Fundus an Stücken mit historischer Thematik, vorwiegend heroischer Natur. Daneben gibt es Charakterkomödien, Abenteuerkomödien, Dramen und Farcen.

Das historische Heldenstück hat entweder einen „Staatsmann“ – zumeist einen kaiserlichen Beamten, Mandarin – oder einen Militär zum Helden. In letzterem Fall sind Kampf- und Schlachtenszenen obligatorisch – einzige Gelegenheit im chinesischen Theater zu etwas, das dem Ballett im westlichen Theater nahekommt. Das Tanztheater in unserem Sinne kennt man in China – jedenfalls in seinen nördlichen und mittleren Teilen – nicht.

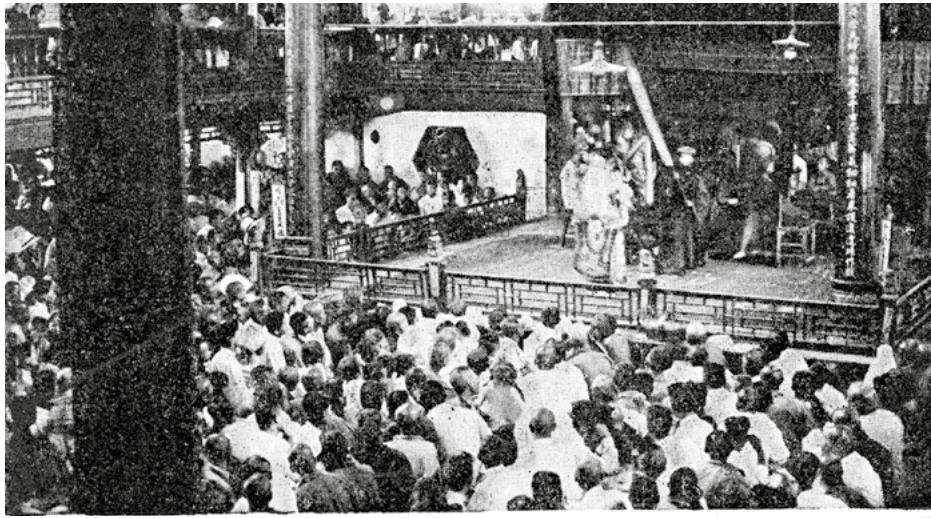
Treue und Demut sind die zentralen Tugenden im chinesischen Repertoire. Ergebenheit des Sohnes vor dem Vater, des Untertanen vor dem Kaiser, der Frau vor dem Manne, des Angestellten vor dem Chef, des Schülers vor dem Lehrer. Fügen wir noch Weisheit, Bescheidenheit und Gerechtigkeit hinzu, so haben wir den kompletten Moralkodex des mittelalterlichen China beisammen, dessen Pfeiler die patriarchale Familie zum einen, zum anderen die Zunft- und Gildegemeinschaft sind. Das Theater dient als Sprachrohr zur Verkündung dieser Moral. Figuren, die in diesem Sinne die positiven Prinzipien verkörpern, werden regelmäßig belohnt, Missetäter bestraft. Behalten Schurken im Diesseits die Oberhand, folgt die Verlegung der Handlung ins Jenseits, wo nunmehr die Geister der vordem wirkenden Menschen, Tiere und Dinge, mit denen ja buddhistischen Anschauungen zufolge die Welt dicht bevölkert ist, zu Handelnden werden, bis schließlich irgendeine jenseitige Autorität die Sache zu einem moralisch befriedigenden Ausgang führt. Endet das Stück hingegen unter irdischen Umständen, spielt der Kaiser selbst die Rolle des ultimativen obersten Richters – ein Lehrbeispiel für die Projektion realer gesellschaftlicher Verhältnisse auf das Jenseitige.

Die Ausgänge chinesischer Theaterstücke drängen den Vergleich auf mit den notorischen Schlussakten der antiken Tragödien (Triumph des Schicksals), der christlichen Liturgie (Sieg der heiligen Gottheit), dem Happy End im amerikanischen Film (Sieg des Unternehmertums, finanzieller und intellektueller Rentabilität). An diesem obligatorischen Druck auf die menschliche Psyche, bar jeder realistischen Form von Zufall und Willkür, lässt sich erkennen, wie agitatorisch das chinesische Theater gestrickt ist. Es spiegelt nicht die Wirklichkeit wider, es konditioniert den Zuschauer mit spektakulären Mitteln.

Dieser konservativen, rituellen Ausrichtung ungeachtet, haben chinesische Bühnenstücke durchaus hin und wieder einen revolutionären Brand entfacht. So in den Jahren des verschärften Kampfes vieler Millionen Chinesen gegen die unterdrückerische Quing-Dynastie. Vor der Revolution 1911 erfreute sich ein Stück besonderer Beliebtheit, in dem Quing-Beamte auf naturalistische Art Gericht halten. Ein Spektakel, das Erschütterung und Empörung freisetzte.

In Scharen strömt das Publikum in die chinesischen Theaterscheunen. Wenige davon ausgestaffiert nach europäischer Manier: mit Vestibül, Theatersesseln, Rampe, Orchester und Vorhang. Für gewöhnlich ist das Theater eine zweistöckige Bretterbude. Oben sind die Logen, dahinter schaut durch die Reste der papiernen Verdunklung vor den Fenstergittern der Tag herein. Das Theater arbeitet von früh bis spät in die Nacht. Im Parterre sind Holzbänke, mit schmalen Tischen davor. Manchmal sind die Tische quer zur Bühne gestellt, ziehen sich durchgehend aus den Tiefen des Saals bis zur Rampe, so dass die Leute halb zugewandt dem Bühnengeschehen folgen.

Man tritt aus dem Staub der Pekinger Gassen durch eine mit grellbunten Plakaten beklebte Pforte und ist im Theater. Muss aber erst einmal durch ein paar düstere,



Theater. Auf der Bühne ist ein weißbärtiger Krieger mit Fahnen hinter seinem Rücken zu sehen.

schmutzige Gänge, in denen der Gestank der primitiven Pissoirs und der Brodel vom Geschirrspülbecken stehen. Im Zuschauerraum Getöse. Man knabbert Melonenkerne, kandierte Äpfel, beduderte Süßigkeiten und Obst (Birnen, Melonen, Apfelsinen), trinkt Tee. Die Luft ist stickig und heiß. Handtücher segeln durch die Luft, von den Theaterdienern zuvor in kochendes Wasser getaucht; damit können die Besucher sich nach dem Tee den Schweiß aus Nacken, Gesicht und Armbeugen wischen, worauf die nasen Knäuel quer durch den Saal retour in die Hände der Bediensteten fliegen.

Die Bühne – ein Viereck mit Säulen an den Ecken, umsäumt von einer niedrigen Balustrade – ragt in den Zuschauerraum hinein. Sie hat zwei Türen: eine zum Auf- und eine zum Abtreten. Nur in den Schlachtenszenen, wenn die Akteure in größeren Gruppen auf die Bühne stürmen, kommen sie von beiden Seiten zugleich. Die Türen sind mit bestickten Tüchern verhängt. Dazwischen spannt sich ein großer Pekinger Teppich oder ein Prospekt aus feerroter Seide oder die nackte, mehr schlecht als recht bemalte Wand.

Nun zu den Schauspielern auf der Bühne. Sie haben eine spezielle Art aufzutreten, stelzbeinig, den Saum des Kittels lupfend; die Gesichter sind Schwarz auf Rot, Gelb auf Blau und Braun auf Weiß geschminkt. Auf ihren Köpfen schwanken wahre Angebinde aus Puscheln, im Rücken bauschen sich vier an den Gürtel geknüpften, bestickten Banner. Zwei Fasanenfedern krönen den Kopfputz, die im Bogen bis zu den Knien hinabschwingen. In der Hand ein Speer mit Quasten. Deklamiert wird im dünnen, gepressten Falsett, das in den Ohren schmerzt.

Doch sie sind nicht allein auf der Bühne – da ist ja noch das Orchester. Geige und Flöte gehen unter im rasenden Klappern hölzerner Tamburins, Trommeln, Gongs,

Tamtams, im durchdringenden Klang palmhölzerner Xylophone sowie gellender Blechfanfaren, die den Auftritt des Helden ankündigen. Einen Europäer muss dieses Orchester konfus machen, in den Wahnsinn treiben, insbesondere wenn es, die Kakophonie stufenweise steigernd, in pathetischen Momenten des Kampfes ekstatische Züge annimmt. Wobei die Ekstase vornehmlich auf Seiten des Publikums zu verzeichnen ist, Rhythmus und Klang üben eine narkotische Wirkung aus, vergleichbar der Schellentrommel eines Derwischs oder Schamanen. Üppigkeit, Künstlichkeit und Grellheit des chinesischen Theaters finden ihresgleichen in Europa höchstens noch in dem, was die Christenkirche zu Messen und Prozessionen an liturgischem Zauber aufbietet.

Tatsächlich erinnern die Kampfszenen an einen außer Rand und Band geratenen Kreuzzug – mit ganz ähnlichen Bannern und Standarten, nur vor dem Hintergrund dieses besessenen Orchesters, dessen Wirbel die Trommelfelle zum Platzen bringt.

Ist eine Arie an der Reihe, hebt die zweisaitige Huqin-Fiedel aufreizend zu jaulen an, der Bogen fährt zwischen den Saiten auf und ab, das Griffbrett endet in einem mit Schlangenhaut bespannten Bambusbecher. Gastierende Sänger oder solche, die besonders angesehen sind, bringen zumeist ihre eigene Begleitung mit, da sie den Hausorchestern nicht trauen.

Außer den Sängern und den Musikern sind noch diverse Diener auf der Bühne. Sie tragen gewöhnliche blaue Kittel. Lautlos und emsig flitzen sie umher: mal um den sich kniefällig verbeugenden Sängern ein Tuch unterzuschieben, mal um einem sitzenden Mimen (der aber eigentlich nicht sitzt, sondern breitbeinig gegen einen Berg Kissen gelehnt steht, welcher wie ein Stapel Plinzen im Sessel sich türmt) den hinteren Saum des kostbaren Kittels glattzuziehen, damit er nicht knittert. Auch

bekommt der Mime, nachdem ein Gesang geendet hat, auf offener Bühne ein Schälchen Tee gereicht, der Sänger trinkt es diskret hinter dem gegen das Publikum vorgeschobenen Ärmel, worauf er sich saftig den Schleim aus der Kehle räuspert, auf die Bühne spuckt und bereit ist für das nächste Lied. Oder man hält ihm einen Spiegel hin, damit er sich – mit dem Rücken zum Publikum – pudern und die Maske aufbessern kann. Dieselben Bühnendiener wechseln auch die Requisiten; sie werfen abgeschlagene Köpfe (Flickenknauel in Melonengröße, gebunden in ein rotes Tuch) aus dem Hintergrund auf die Vorbühne, Knallpulver ins Kohlebecken, wenn ein Gewitter anliegt, oder ziehen eine graue Plane über ein paar zusammengestellte Tische – das sind dann die Berge, durch die die Reise des Helden zu gehen hat.

„Hinter den Kulissen“, also hinter den zwei Bühnentüren, befinden sich lediglich ein oder zwei lagerartige Räume. Hier hängen die Requisiten an den Wänden, stehen die Truhen des Kostümbildners, liegen zu Kugeln ineinandergestapelte Masken. Längs einer Wand der Tisch, an dem sich die Schauspieler vor Spiegelscherben schminken. Erst wird der Kopf (welcher kahlrasiert ist von Ohr zu Ohr, für die Maske braucht der Mime eine hohe Stirn – an dieser Frisur erkennt man die Schauspieler im Pekinger Straßenbild) eingefettet, dann die Grundfarbe (Weiß, Schwarz oder Blau) aufgetragen und anschließend mit dem Pinsel das Heldengesicht in all seinen Zügen, unerhört bunt und komplex, ausgestaltet oder das matte Rouge der weiblichen Wange sorgsam und geduldig in die Haut gerieben. Nach dem Auftritt wäscht man sich die Maske wieder aus dem Gesicht, dazu stehen schmutzige Schüsseln bereit, in die heißes Wasser kommt.

Das chinesische Theater ist ausgesprochen regelhaft. Genau wie der kirchliche Gottesdienst wirkt es auf den

Zuschauer über ein ausgefeiltes System von Zeichen und Symbolen ein. Ohne Kenntnis davon lassen sich die Vorgänge auf der Bühne nicht verstehen, die zahlreichen handelnden Personen nicht auseinanderhalten, ihr Verhältnis zueinander nicht klären. Tradierte Kunstgriffe helfen dem Zuschauer einerseits, sich in der Handlung zurechtzufinden, befreien das Theater andererseits von allem Ballast naturalistischer Nachbildung in Dekor und Requisite. Das Alphabet theatralischer Zeichen ist umfangreich und diffizil. Jeder Chinese beherrscht es aus dem Effeff.

Das traditionelle Schlachtenstück beinhaltet Reitszenen. Gut möglich, dass in früheren Zeiten ein wirkliches Reitturnier Teil der Vorführung war. Heutzutage sind Pferde in China eher eine Rarität. Daher wurde ein Regelwerk entwickelt, wie man einen Reiter auf der Bühne markiert: Erscheint auf der Bühne ein Krieger in betont aufrechter Haltung, etwas schwankend in seinen Bewegungen, mit einer quastenverzierten Gerte in der Hand, mit der er ungefähr so schwungvoll hantiert wie ein Kind auf einem Steckenpferd, dann wissen wir, es handelt sich um einen Reiter, der auf seinem Ross voltigiert. Dieses ist im chinesischen Theater nicht selten ein Kabinettstückchen für sich, beinahe eine Art Ballettnummer. Wirft dieser Reiter schließlich das gestreckte Bein nach vorn, dann zur Seite und setzt es anschließend ab, worauf er die Peitsche seinem Waffenträger übergibt, so können wir sicher sein: Der Mann ist vom Pferd gestiegen.

Gehen zwei Personen im Abstand nebeneinander her, zwei Stäbe zwischen sich haltend, und zwischen den Stäben geht ein dritter, so heißt das, er wird in einer Sänfte getragen. Hängen an den Stäben jedoch ein Paar quadratische Blätter mit aufgemalten Rädern, so fährt er in einer Kutsche.

Und was ist das: Ein Mann kommt auf die Vorbühne, vollführt eine Art segnende Geste, hebt das Bein und tut

noch einen Schritt auf das Publikum zu? Er hat die Tür seines Hauses aufgeschlossen und tritt über die Schwelle. Hierbei kommt es vor, dass zwei Grüppchen synchron auf der Bühne agieren, getrennt durch eine vorgestellte Wand.

Werden Bambusgestelle mit Vorhängen auf die Bühne getragen, weiß man: ein Bett, ein Schlafgemach.

Ein Mann mit Flagge, der diese an den Helden übergibt, ist ein Bote mit einem Schriftstück. Das rührt daher, dass eine Flagge früher eng mit einem Befehl oder Auftrag assoziiert wurde – auf der Bühne hat sich diese Bedeutung erhalten.

Hat der Held in einem Stück einen Fluss zu durchqueren, so erscheint auf der Bühne eine Bahn Leinwand am Stab, auf die Wellenlinien gemalt sind.

Hält eine handelnde Person einen Stab mit weißem Rossschweif in der Hand, darf man daraus schließen: Sie ist ein Geist, ein Gespenst; seltener auch ein Priester oder Mönch.

Das Kostüm erfüllt eine Doppelfunktion. Zum einen charakterisiert es die Figur, zum anderen ist es ein wandelndes Dekor von hoher Farbenpracht und Plastizität. Letzteres trifft insbesondere auf die reich bestickten Seidenkittel der Heldenrollen (ziviler ebenso wie militärischer) zu, bei denen es sich zumeist um das Eigentum spezieller Kostümbetriebe handelt, das die Theater sich für ihre Aufführungen leihen. Solche Kostüme sind überaus teuer, ihr künstlerischer Wert ist beträchtlich. Es gibt Stücke, in denen sich der Hauptheld für jeden einzelnen Auftritt umzukleiden hat. Manch Bühnenkoryphäe ist reich genug, sich eine eigene Garderobe zu leisten, deren Wert auf eine hohe fünfstellige Rubelsumme zu veranschlagen ist. Legendar ist zum Beispiel die des Schauspielers Mei Lanfang – eine Art chinesischer Sobinow*, Schwarm der Chinesinnen, der ausschließlich weibliche Rollen spielt



Mei Lanfang

und, wenn man den Chinesen glauben will, Manieren und Mode für die betuchte chinesische Frau vorgibt.

Der Gürtel – ein starrer, mit Spiegeln besetzter Reif – und vor allem der Kopfputz sind dazu da, Rang, Nation und Bedeutung der jeweiligen Person zu charakterisieren.

Für Mandarine etwa ist eine Mütze mit eigentümlich schaufelförmigen Auswüchsen im Nacken kennzeichnend. Fasanenfedern am Hut deuten auf einen ausländischen Militär. Ein Mönch oder Zauberer trägt einen Halbmond auf dem Kopf.

„Der Kaiser schickt dem Mandarin Gift.“ Der Krug, den der Bühnendiener vor dem Mimen platziert, ist gut einen halben Meter groß – der Saal sieht darin die Phiole mit dem Gift.

Oder: Ein Kaufmann reicht seinem Bekannten ein Gefäß, das aus menschlichen Gebeinen gefertigt ist – so steht es jedenfalls im Stück. Auf der Bühne sieht das so aus, dass eine normale Waschsüssel, blau emailliert, noch dazu angeschlagen, von Hand zu Hand wandert. Keiner im Saal schmunzelt darüber.

Die „Fee“ aus der Unterwelt (gespielt von einem Mann) läuft in einem zweifelhaften Flitterröckchen einen vertrackten Parcours über die Bühne, wird dabei von wechselnd gefärbtem Scheinwerferlicht angestrahlt. Atemlos verfolgt das Publikum den Vorgang.

Nun zur Gesichtsbemalung. Das chinesische Theater und insbesondere das heroische kennt keine Mimik; was der Gesichtsausdruck bei uns an Psychologie transportiert, ist dort einzig den Augen und den gestikulierenden Händen überlassen. Dafür ist die Bemalung des Gesichts der soziale und individuelle Ausweis der betreffenden Person. Hier hat alles – jede Farbe, jeder Schnörkel – etwas zu bedeuten.

Gesichter, in denen sich ein unförmiger weißer Fleck von der Nasenwurzel über die Augen zieht, gehören



Wanderzauberer und -akrobat

Komikern, Narren, Spaßmachern. Weiße Schminke ist ein obligatorisches Zeichen für das komödiantische Fach. Eine schwarz-weiße Gesichtszeichnung wiederum (zumeist mit rot überzeichneten Nasenlöchern) kennzeichnet den Abenteurer.

Wem eine Geldmünze auf die Schläfe gemalt ist, der darf als reich gelten. Zierte die Stirn ein roter Fleck, handelt es sich um einen guten Menschen – oder einen reichen. Ein weißes oder gelbliches Gesicht verweist auf einen schlaun, hinterlistigen Menschen. Das schwarze Gesicht einer Amtsperson verheißt Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit. Grüne und blaue Gesichter gibt es auch. Die blauen kennzeichnen in der Regel Nicht-Chinesen (genau wie besagte Fasanenfedern) oder aber Chinesen, die lange im Ausland gelebt haben.

Ein vergoldetes Gesicht deutet auf einen Geist hin. Geistergesichter sind besonders witzig und raffiniert gestaltet. Aufragende Borsten in einem goldenen Gesicht: der Hasengeist und sein Schnurrbart. Dicker Hängeschnauzer: der Welsgeist. Weißes Haar und weißer Flaum um den Mund: der Fuchsgeist. Ein auf der Nasenwurzel angepappter grüner Frosch oder ein Krebs: Frosch- und Krebsgeister, je nachdem. Eine mit grünlichen Ringen bemalte Gesichtshälfte – der Austergeist. Und so weiter, und so fort, in unabsehbarer Vielfalt. Weißlippige Idioten, schwarzlippige Tintenfuchser (ein extra Fleck auf der Zunge vom Belecken des Tuschpinsels); weiße Sprenkel im schwarzen Gesicht eines Bettelmönchs.

Es soll 50 bis 60 grundlegende Typen von Gesichtsbe- malung geben, die für alle Theater in China bindend sind. Varianten sind möglich; außerdem darf eine Theatertruppe natürlich neue Stücke verfassen und dafür neue Gesichter entwerfen. Sie werden in ein besonderes Buch gezeichnet, das der Truppe gehört und sozusagen Betriebsgeheimnis

ist. Die Japaner geben sich Mühe, solche Alben ausfindig zu machen und aufzukaufen.

Anzumerken ist noch die Bedeutung der Symmetrie: Wenn die symmetrische Maske einen Chinesen meint, dann die asymmetrische einen Barbaren (d.h. Nicht-Chinesen). Dementsprechend die Unterscheidung zwischen Gut und Böse, dramatischer und komischer Personage. Besonders häufig sind asymmetrische Visagen bei Räubern – den bevorzugten Helden von Abenteuerstücken – und hier wiederum vor allem in der Farce, wo ein Räuber in aller Regel akrobatische und äquilibristische Aufgaben zu bewältigen hat. Beim Herrichten der Gesichter kommen auch Bärte zum Einsatz, die am gebogenen Draht an den Ohren aufgehängt werden und den Mund verdecken. Jugendliche Figuren haben anstelle der Vollbärte Koteletten von den Schläfen abstehen. Mitunter trifft man auch auf Bärte à la Alexander II.: Oberlippenbart plus Koteletten, das Kinn frei. Schnurrbärte finden sich, wenn überhaupt, nur bei ausgesprochen komisch und exzentrisch angelegten Figuren.

Die weiblichen Gesichtszüge sind im Unterschied zur Schroffheit der männlichen sehr weich ausgeführt: zartes Rouge und Weiß auf den Wangen, geschwärzte Augenbrauen. Auch hier keine Mimik: Die chinesische Etikette verlangt vom weiblichen Gesicht, leidenschaftslos wie ein Stein zu sein.

Allenfalls die Komödie oder Farce – beide leider zunehmend verdrängt von der heroischen „Oper“ – geben der Mimik einigen Raum und lassen die untradierte, exzentrische Geste zu.

Was über den Unterschied im Schminken von Mann und Frau gesagt ist, lässt sich auch für das Gestische behaupten. Die Geste des Mannes ist schroff, eckig, impulsiv. Ein Mann bewegt sich ruckartig; er bricht die Geste

auf ihrem energetischen Höhepunkt ab, verharret in ihr für einen Moment. Je spannender und entschiedener die hieraus erwachsende Pose, desto ungestümer die Hao-Rufe* der Zuschauer.

Dagegen ist die weibliche Gestik weicher, runder, entspannter und fließender – sie beschreibt in einem fort Ovale. Nur da, wo die Frau verkleidet in die Rolle eines Recken schlüpft und an die Spitze eines Heeres tritt, wo sie Tochter eines gefallenen Beamten oder eines Ganoven ist, darf die Frau gestikulieren wie ein Mann.

Steifheit und Künstlichkeit des gestischen Repertoires lassen sich mit dem unserer Operntenöre messen. Wie sehr die Gestik an der Prägung von Typen beteiligt ist, sieht man schon daran, wie unterschiedlich die Zeigegeste von den verschiedenen Figuren ausgeführt wird. Ein Soldat zeigt mit zwei Fingern – Zeige- und Mittelfinger; je forscher die Hand nach vorn geworfen wird, desto gestreckter die Finger. Zivile Männer benutzen den Zeigefinger so, wie wir es gewohnt sind. Frauen formieren die Finger zu einem Gabelchen – Zeigefinger und kleiner Finger gestreckt.

Ein aufgestellter Daumen ist gutheißen, ein gereckter kleiner Finger geringschätzend, verachtend. Daumen und kleiner Finger ausgestellt, verweist auf Tapferkeit. Die Hände über dem Kopf zu schütteln, demonstriert Angst; ein kräftigeres Rütteln der Arme mit eingezogenem Kopf – Wut. Ein Erstarren in breitbeiniger Pose, nachdem der Kontrahent das Schwert geschwungen hat, lässt auf den Tod schließen. Hierauf wird dem Toten ein rotes Tuch übers Gesicht geworfen, und er wird von der Bühne geführt. (Das versteht der Zuschauer als Begräbnis.)

Zu erwähnen ist noch der interessante, teils gestisch, teils sprachlich gefasste Akt, mit dem sich der Held dem Publikum ganz zu Anfang anempfiehlt, „präsentiert“ – beinahe eine Art Parade.

Nahezu alle Mimik eines geschminkten Mimen mit vorgehängtem Bart liegt in den Augen: Er kann damit glupschen, rollen, zwinkern und blinzeln.

Eine wunderbar realistische Pantomime erlebte ich im Rahmen einer Farce. (Die Handlung: zwei Frauen eines Mannes vor seiner Heimkehr im Streit, welcher von beiden die anstehende Nacht mit ihm gebührt. Das Gezänk ruft die Nachbarn auf den Plan, ein Orakel wird vollzogen; die Nebenfrau bekommt den Mann zugesprochen, doch die Hauptfrau simuliert einen Selbstmord, und als der Mann erschrocken auftaucht, schleppt sie ihn ab.) Näherei und Stickerei wurden von den Frauen pantomimisch ausgeführt – vom Einfädeln der Nadel bis hin zu den kompliziertesten Stichen – die Illusion war perfekt. Pantomimisch auch die lange Szene am Morgen, in der die über das nächtliche Ausbleiben des Mannes verdrossene Frau sich wäscht: die Waschschüssel leer, doch sämtliche Bewegungen so präzise und ausdrucksstark, dass man nur staunen konnte.

Bleibt noch das Sprechen und Singen. Mit Alltagsrede hat das emphatische Rezitativ im chinesischen Stück nicht das Geringste zu tun. Sie ist höchstens in der Farce oder im *à part* gesprochenen Text komischer Figuren im heroischen Genre anzutreffen.

Gesungen wird auf chinesischer Bühne unbedingt im Falsett, mit energisch zusammengezwungenen Stimmlippen. Je gellender der Kehnton, je länger in Reinform anhaltend, desto frenetischer der Jubel im Saal. Vier Arten von Falsett, je nach Maske und Rollenfach: Frauen, komische Helden, Bartträger und schwarz-rote Larve (nach unseren Begriffen etwas zwischen Heroe und jugendlichem Liebhaber). Das Verblüffende am Gesang ist, wie oft ein und dieselbe Melodie in verschiedenen Stücken, unterschiedlichen Rollen und diversesten Zusammenhängen

wiederkehrt. Die Melodik tritt in China allem Anschein nach auf der Stelle. Es existieren nur wenige Dutzend volkstümlicher Weisen, die die Autoren wohl oder übel ihren „Opern“-Texten unterlegen. So kommt es, dass die Melodie einer klagenden Frau im nächsten Stück aus dem Munde eines jubelnden Generals ertönt.

Dem Publikum sind diese Melodien folglich vertraut, es kann sie mitsingen, mitklatschen – und niemals wird es die Novität einer melodischen Phrase, Geste oder sprachlichen Wendung würdigen, sondern ausschließlich die Meisterschaft des Akteurs in der Ausführung des Immergleichen, sattsam Bekannten. Dadurch, dass die Zuschauer das Repertoire des Hauses in- und auswendig kennen und kein Interesse an neuen Stücken haben, ist das Theaterverständnis in China extrem auf das Ästhetische konzentriert. Das Auskosten einer virtuosen Roulade, ihrer Intonation, ihrer Ausdauer, das Entzücken über eine Geste (in der Art unserer Ballettomanen, die zum hundertsten Mal die Fouetté in der *Coppélia** zu genießen in der Lage sind) oder den artistischen Wurf eines Speers, den der Partner zwei Zentimeter vor der Brust abfängt – das ist es, was den chinesischen Zuschauer ausmacht. Der moralische Gehalt eines Stücks, seine Fabel – all das ist längst aufgesogen, kanonisiert. Der General von heute ist eine Plage, eine Hassfigur für jeden chinesischen Ladenbesitzer, weil seine Soldaten die Geschäfte plündern, ohne zu zahlen. Aber derselbe Ladenbesitzer, wenn er im Theater sitzt, brüllt „hao“, wenn ein General ihm von der Bühne seine Heldentaten vorwimmert. Er kommt nicht auf die Idee, ein Pendant zur Bühnenwelt in der ihn umgebenden Wirklichkeit zu suchen. Das Theater in China – wie übrigens auch anderswo die Theater und die Kirchen – ist ein Ausschank von ästhetischem Alkohol, eine ästhetische Opiumhöhle.

Die Position des alten Theaters ist in China unangefochten. Bisher waren alle Versuche, es zu europäisieren, ein europäisches Repertoire einzuführen, zum Scheitern verurteilt.

Ich lernte in Peking Pu Pieying kennen – Mitglied des Parlaments, begüterter Mäzen, Besitzer eines großen Pekinger Theaters, Initiator einer Theaterhochschule, Verfasser mehrerer auf neue Art geschriebener Dramen (wobei das Neue daran nicht über einen mittelmäßigen Realismus hinausgeht), denen Material aus der heutigen Wirklichkeit zugrunde liegt (Politik und soziale Probleme bleiben freilich außen vor) und deren Aufführung nach echtem europäischem Vorbild geplant war. Pu Pieying sah sich vor der Aufgabe, das chinesische Theater zu europäisieren. Doch sie erwies sich als unlösbar: Binnen zwei Jahren scheiterte die Hochschule, und das Theater ging baden, in seinen Räumen spielt jetzt eine konventionelle Truppe ihr übliches Repertoire.

Das Höchste an Theaterreform, worauf die Chinesen sich einlassen, ist der Eintrag einer gewissen Sanftheit, Weichheit, einer Prise Impressionismus in ihr allzu lautes und grelles Volkstheater. In diese Richtung wirkt Mei Lanfang mit seinem schmachtenden Gesangsstil, der Abneigung gegen alles Schlagwerk und dem Hang zu blasen Farbtönen in der Kostümierung. Er nennt das die Restaurierung des wahren chinesischen Theaters. Man darf annehmen, dass diese Restaurierung eher eine Stilisierung bedeutet – ein Zeichen dafür, dass das Volkstheater tot ist.

Die Krise des Theaters steht außer Frage. Davon zeugt schon der Umstand, dass ein groteskes oder dramatisches Repertoire, vom rhythmisch-melodischen Rauschmittel der „Peking-Oper“ (Theater mit Musik und Gesang) an den Rand gedrängt, einfach keinen Abnehmer findet.

Wohin diese Krise führen, wie rapide ihr Verlauf sein wird, ist schwer abzusehen.

Allzu viel wäre vonnöten, um das Theater zu entchinesieren: Man müsste die Kostümgroßbetriebe auflösen, die Gilden der Schauspieler zerschlagen, von denen jeder ein paar 100 Rollen auf Lager hat, die Ausbildung verändern, bei der die Schüler – noch Kinder – diesen ganzen Repertoireberg gestisch und stimmlich abzukupfern haben; vor allem aber müsste der Zuschauer, in dem die mittelalterlichen Geschmäcker und Gepflogenheiten noch so sehr lebendig sind, ein völlig anderer werden. Nicht nur eine Handvoll wohlgesinnter Mäzene bräuchte es, das Theater umzukrempeln, eine breite, sozial gegründete revolutionäre Bewegung müsste her!

Doch lässt sich auch eine gänzlich andere Entwicklung denken. Könnte es doch sein, dass es gar keine Renaissance des chinesischen Theaters geben muss, weil es durch das Kino beerbt werden wird, das einstweilen ganz prächtig neben dem Theater herlebt.

Kino ist in China sehr populär.

Das Theater ist bereit, seine Bretter zu teilen, der Kinoleinwand einen Platz einzuräumen. In Peking gibt es solche gemischten Kino-Theater, wo abwechselnd Theater- und Filmvorstellungen laufen.

Die Chinesen zeigen sich dem Kino gegenüber sehr aufgeschlossen. Auf Jahrmärkten bin ich einer eigentümlichen Form von Wanderkino unter schwarzem Zeltdach begegnet, dessen Wände über der Bank hängen, auf der ein Dutzend Zuschauer sich vor einer winzigen, kaum metergroßen Leinwand drängt, um einen Film zu sehen (eine alte, zerkratzte, auf den Jahrmarkt „heruntergekommene“ Kopie). Das nötige Licht dazu liefert keine elektrische Lampe – ein Spiegel lenkt Sonnenlicht in den Projektor.

Es sind vornehmlich amerikanische Produktionen, die die Chinesen verschlingen. Sie lieben Harold Lloyd, Douglas Fairbanks, Mary Pickford und Jackie Coogan. Die Amerikaner in ihrer Obliegenheit als „freundliche Kulturbringer“ dürften den Film neben Schule und christlicher Mission als eines der wirksamsten Instrumente zur Bearbeitung chinesischer Hirne erkannt haben.

Doch im Zuge des industriellen Wachstums geben sich die Chinesen nicht länger mit Importen zufrieden – zumal ihr Land in westlichen Filmen nur als exotisches Anhängsel figuriert, und noch dazu selten frei von arischer Hoffart gegenüber den Gelbgesichtern. Darum müssen für den chinesischen Verleih aus amerikanischen Filmen andauernd Szenen herausgeschnitten werden, in denen Chinesen schlecht wegkommen. Das Finale des *Diebes von Bagdad** ist ein gutes Beispiel dafür.

Also haben die Chinesen ihre eigene Filmindustrie ins Leben gerufen und produzieren Filme, die in China gern gesehen werden. Zwar ist der chinesische Film in technischer wie ideologischer Hinsicht immer noch stark von Amerika abhängig; die eigene Technik steckt noch ziemlich in den Anfängen, die Regie ist oft ermüdend, ausufernd, blass und eintönig. Stilistisch überwiegen Märchen und Legenden oder das trivial-sentimentale Melodrama, dessen Stoff der kleinbürgerlichen Lebenswelt entnommen ist.

Davon, dass die Leinwand als Sprachrohr revolutionärer Agitation nützlich sein könnte, ist nicht einmal andeutungsweise etwas zu sehen. Das liegt nicht etwa daran, dass das Filmwesen in der Hand von reaktionären Schwarzhundertern wäre, nein. An seiner Spitze stehen Vertreter der jungen nationalliberalen industriellen Bourgeoisie. Doch der amerikanische Stil lässt sich schwer abschütteln, es fehlt an Lehrmeistern von anderswoher.

Dass die chinesischen Filmemacher die sowjetische Produktion nicht kennen, versteht sich; aber selbst deutsche Filme dringen nur teelöffelweise zu ihnen vor. Das angelsächsische Kapital hat den Verleih fest im Griff und lässt Konkurrenz einfach nicht zu. Als Stoff für das Kino ist China von den Chinesen im Grunde noch unentdeckt. Dabei sind die Möglichkeiten für den Film hier ausgesprochen reichhaltig.

Man darf einfach nicht vergessen, dass im heutigen China noch immer tiefstes Mittelalter und modernster Imperialismus miteinander verflochten sind. Festungsmauern und -tore hier, moderne Automobile da; hier scholastische Mandarine, da Lenin-Broschüren in studentischer Hand; Frauen und Kinder als Handelsobjekte vertragen sich mit Demonstrationen zum Roten Oktober auf Kantons Straßen, mittelalterliches Räuberunwesen mit den Rechenmaschinen der Banken.

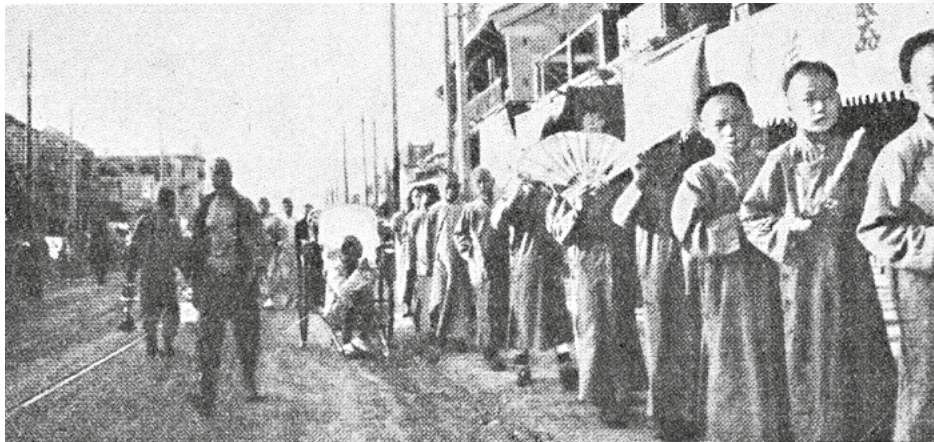
Das Schaufelrad der Geschichte rührt in diesem 400-Millionen-Sauerteig, wälzt ihn um und um. Darin braut und gärt es, zuckt und grollt mit unterirdischen Beben, die die Welt in Atem halten.

Dieses Land, das wir noch gar nicht kennen, zieht uns an. Wir müssen es kennenlernen, gründlich und möglichst schnell, denn die Geschichte legt ein gehöriges Tempo vor.

Zu Zeitung und Buch, die von China künden, sollte sich alsbald und unverzüglich ein Film auf der Höhe der Zeit gesellen, damit die UdSSR nicht nur vom Hörensagen, sondern von Angesicht zu Angesicht etwas über seinen revolutionären Bruder erfährt.

Straßenagitation

Kurz nach den Erschießungen von Shanghai* – in ganz Peking klebten Plakate, Flugblätter flogen, Mensentrauben



Schüler einer chinesischen Theaterschule

wogten auf Straßenmeetings, radfahrende studentische Agit-Kommandos rührten die Bauern der Umgebung auf – bekam ich Besuch von zwei Studenten der russischen Fakultät: nervös und hochgradig erregt, im Bann der schäumenden Straßen und wütender Agitationen.

„Ich schreibe an einem Stück über die Ereignisse von Shanghai“, sprach der eine. „Noch heute Nacht werde ich damit fertig.“

Und er war, das zeigte sich bald, nicht der Einzige, der sich dazu hinreißen ließ. An einer ganzen Reihe von Hochschulen wurden zu gleicher Zeit – einzeln oder im Kollektiv – Texte verzapft, in die die Trauer und die Wut des Tages einfließen.

Ich fragte nach, wie das Stück denn beschaffen sei. Eine lange, unbewegliche Tirade, so stellte sich heraus.

„Es muss kürzer sein“, sagte ich ihm. „Schreiben Sie ein knappes, schlagkräftiges, flexibles Agit-Stück für die Straße.“

Der Student stimmte zu, doch am Ton merkte ich, dass er nicht daran dachte, dem aus ihm hervorbrechenden szenischen Massiv Einhalt zu gebieten.

Ich hatte das Gefühl, dem Studenten einen Gedanken nahezulegen, der in der revolutionär aufgeheizten Luft lag.

Dabei war Amerika längst entdeckt.

Anderntags sah ich auf dem Tienanmen-Platz, vor dem ehemaligen Kaiserpalast (dem Kreml von Peking sozusagen), Hunderte Leute ein hohes, nicht sehr stabil erscheinendes Podest umringen – mit einer Schilfmatte gegen die brütende Sonne überspannt. Dort oben stand eine Gruppe Studentinnen und Studenten und machte Agitprop.

Aufgetreten wird von beiderseits einer weiteren Schilfmatte, die den Bühnenhintergrund bildet und hinter der sich die Darsteller drängen. An ihr prangt ein selbstgemaltes Plakat: darauf eine vor den Mündungen der Engländer fliehende Menschenmenge, aus der Tote und

Verwundete fallen. Im Lauf der Handlung wird der Regisseur noch mehrmals Schrifftafeln an die Matte hängen: erst die Verlautbarung der Fabrikanten über die Ausspernung der Streikenden, dann die Verkündung des Ausnahmezustands und den Schießbefehl. Die Darsteller, die den Feind (Britten, Japaner, Hindi, aber auch Arbeiter) spielen, sind geschminkt und entsprechend kostümiert, zudem aber trägt jeder ein Schild aus einem Fetzen Stoff auf dem Rücken, dem das Publikum von der Straße entnehmen kann, um wen es sich handelt.

Die an die Rampe tretenden Arbeiter gehen in Lumpen, Brust frei, Kohlestaub an den Händen, die Hosenbeine aufgekrempt bis zu den Knien. Sie beschließen, zum Japaner, dem Fabrikanten, zu gehen und einen Lohnaufschlag zu erbitten. Der Fabrikant – Schnurrbart, Kimono, steifer Strohhut, eine Rute in den Händen drehend – teilt grinsend mit, er gedenke die Arbeiter in die Zange zu nehmen und auszusperren. Die Zuschauer unten, die eben noch über den Japaner gelacht haben, beginnen zu murren. Die Arbeiter wiederholen ihre Bitte. Das Pfeifen der Rute, die auf den Rücken eines Arbeiters niedergeht, ist die Antwort.

Der Arbeiter zuckt, will dem Fabrikanten an den Kra- gen gehen – doch da springen schon ein paar japanische Soldaten hinter den Kulissen hervor und prügeln auf den knienden Arbeiter ein, dessen Aufheulen Zunder ist für die erhitzte Menge vor dem Podium. Und ehe ihre Augen wieder trocknen und die geballten Fäuste sich wieder öffnen können, tritt ein Student mit Trauerbinde am Ärmel auf die Vorbühne. Es ist der Conferencier, der die Aufgabe hat, den Zuschauern das eben Gesehene zu erläutern und die richtigen Schlüsse naheulegen – harte, bittere Worte voller Zorn schleudert er auf sie hinab, fuchelt nicht bloß mit den Händen, bebt am ganzen Leib, scheint sich in

Krämpfen zu winden. Solch eine einpeitschende Rede wird er nach jeder noch folgenden Episode halten, mitunter prescht er damit auch mitten hinein. Als zwei Studenten den Leichnam des Arbeiters aufnehmen und quer über die Bühne tragen, begleitet er die Prozession mit seiner Rede. Dann sind die Arbeiter wieder auf der Bühne, blutend, ausgeweglos in die Enge getrieben – verstört, aufschreckend bei jedem nahenden Schritt. Zwei Hindi mit roten Turbanen, Söldner in britischen Diensten, auf ihre Gewehre gestützt, äußern sich über die Schmach ihres Jobs, verstummen jedoch, als der Japaner wieder die Bühne betritt, diesmal gemeinsam mit dem Engländer im weißen Korkhelm und grauen Gehrock. Ein Duett der Imperialisten über das Prestige und die Macht des Bajonetts hebt an.

Die Arbeiter treffen sich mit den Studenten. Die Ängste der Arbeiter werden zerstreut. Das Bündnis festigt sich. Die Unterredung geht fließend über in ein Meeting, die Bühne füllt sich mit Studenten und Studentinnen, Parolen prasseln auf die Zuschauer ein, Aufrufe, den toten chinesischen Arbeiter zu rächen und sich zu erheben. Es schneit Flugblätter, Parolen wechseln sich ab mit Anfeuerungsru- fen und Beifallsbekundungen aus der Menge – da sprengen die beiden Hindi das Meeting: Ein scharfer Wortwechsel, und schon tanzt der Revolver in der Hand des einen, und einige Arbeiter und Studenten fallen tot um. Worauf sich die Hindi den Schweiß von der Stirn wischen, die schießmüden Arme ausschütteln und abgehen, während in ihrem Rücken die Stimme des Conferenciers erschallt: Er hält eine düstere Totenrede, gipfelnd im Aufruf zu Streik und Boykott: auf dass die Chinesen den Briten und Japanern im eigenen Land endlich die Luft aus der Blase um ihre hochmütigen Köpfe ablassen.

Zum Finale steht die komplette Truppe an der Rampe und skandiert (gleich dem Chor der Blaublusen*) die

grundlegenden Kampfparolen, wirft sie in den Kessel des grölenden und applaudierenden Publikums, der kurz vorm Überkochen ist.

Nach Hause

Zeit zu fahren

Fast anderthalb Jahre in China, abgeschnitten von Moskau. Zwar kommen ständig Zeitungen und Zeitschriften von dort, aber Moskau auf dem Papier zu durchblättern ist, als ertaste ein Blinder mit den Fingerspitzen ein geliebtes Gesicht. Du spürst das Wachsen, Sichentfalten, Knospentreiben, all die Veränderungen dort, 7.000 Kilometer entfernt, und gierst nur noch mehr danach, in diese Stadt einzutauchen, Augen, Nase, Ohren zu fluten, ihre Wärme und Frische durch alle Poren aufzusaugen.

Wir alle, die Grenzgänger, die in der Fremde arbeiten, haben nur deswegen so tüchtige Muskeln und einen so munteren, scharfen Blick, weil wir Moskau im Rücken haben. So wie ein Mensch die sichere Mauer im Rücken fühlt, wenn er sich gegen einen Halbkreis bissiger Hunde verteidigt. Es bedeutet, das Hinterland ist geschützt. Aber es bedeutet auch, dass es kein Zurückweichen gibt.

Schon den ganzen Monat bebt China wie ein Dampfkessel kurz vor der Explosion. Von Stadt zu Stadt schwappt zum Bellen der Maschinengewehre und dumpfen Rumoren der Panzerwagen der immer wütendere Schrei: „Weg mit den Räubern! Raus mit den Engländern und Japanern! Den Blutsaugern kein chinesisches Brot mehr, kein Wasser, keine Muskelkraft, keine Geschäfte, kein Geld!“ Läden schließen. An den Fabrikschloten reißen die Rauchschwänze ab. In den Buchten des Ozeans ächzen Schiffsbäuche vor nicht gelöschter Fracht. In die Glut

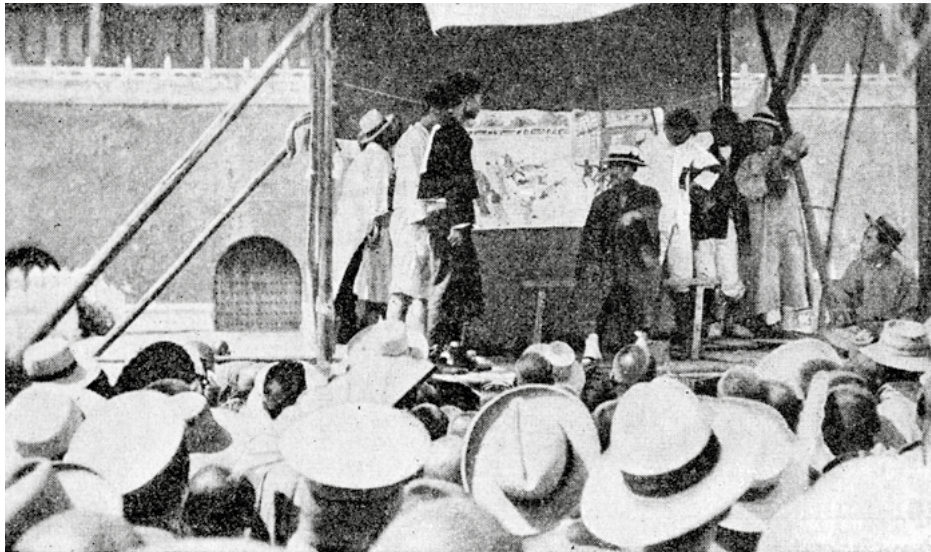
der Studentenproteste fließen das Erz der städtischen Arbeitergewerkschaften und der mächtige Geschiebelehm des Dorfes ein. „Nehmt eure weißen Krallen von unserem friedlichen und arbeitsamen China!“ Und während die Kessel der Demonstrationen hochkochen, Tausende Losungen aufschäumen, in jeder Arbeiterfaust ein Fähnchen, hören die Ausländer in ihren Konzessionen, verschanzt hinter Stacheldraht und Mauern von Soldaten, diese nie dagewesene Musik. Keiner von ihnen wagt sich in so einen Kessel. Nur wir Sowjetmenschen gehen durch die Flamme des chinesischen Zorns, ohne uns zu verbrennen, brüderlich lassen selbst die dichtesten und grimmigsten Kolonnen uns durch, hören sie nur das Wort *Eguoren*, Russe.

Dieses China will man nicht verlassen, wenn der frische Wind des Aufstands den modrigen Staub aus den engen Hutongs weht, in denen der Singsang der fliegenden Händler unter ihrem Bambusjoch nie verstummt. Es fällt schwer, die Studenten zu verlassen, in deren Stimmen so viel Kampfeslust schwingt, wenn sie mit leuchtenden Augen, noch ganz verstaubt, von ihrer Agittour auf Fahrrädern übers Land erzählen – oder von zwölf Straßenmeetings an einem Tag oder davon, dass sie heute im Bezirk Soundso 26 englische und japanische Wohnungen auf die Boykott-Liste gesetzt haben.

Deshalb ließ mich dieses Peking, das so unerwartet scharfe Krallen ausgefahren hat, einen ganzen Monat nicht los.

Zum Bahnhof

Das Auto braust die Mauern des Botschaftsviertels entlang, vorbei an dem dünnen, in den Himmel ragenden Dreifuß eines amerikanischen Funkturms und weiter an Toren aus Stein oder solchen aus Holz, bunt wie eine ukrainische



Studentisches Straßenagitationstheater nach den Shanghai-Protesten. Auf der Bank sitzt ein japanischer Fabrikant, vor ihm sind Arbeiter, hinter ihm der Moderator mit schwarzer Armbinde.

Stickerei. Von den Mauern schreien Plakate, Plakate, Plakate des zornigen Peking; auf jedem ein dreister englischer Gewehrkolben, ausgeholt über einem liegenden Menschen. Ein „Shoot and kill!“ in fetten roten Lettern durchkreuzt die weißen Aushänge an jedem Pfosten. „Shoot and kill!“ – schieß und töte! Die Losung der Angelsachsen in China. Das Plakat richtet sich nicht an die Chinesen, sondern an die Europäer, genau wie das Schild, das neuerdings an jedem der bei Touristen so beliebten Paläste hängt, eine unerhörte Botschaft: „Kein Zutritt für Hunde, Japaner und Briten!“ Chinas Gesicht verzieht sich zu einem bitteren Lächeln, bei dem sich die Fäuste ballen. Das ach so wehrlose, tüchtige, in die Enge getriebene China spuckt, Moskau im Rücken, mit seinen Plakaten in das glattrasierteste, korrekteste, selbstgefälligste Gesicht der Welt:

„SHOOT AND KILL!“

Geschickt umfahren wir die lautlos, mit ausgefahrenen Ellbogen dahinjagenden Rikschas und ihre zweibeinige Last und auch die Kolonnen schwerer Karren, gezogen von so kleinen, schäbigen, ausgemergelten Pferden, dass man meinen könnte, da sei vom Pferd nichts weiter übrig als ein Kopf auf dürrer Hals, der wie ein Hammer jeden qualvollen Schritt in die Luft nagelt. Vorbei an Läden mit einer Fülle elektrischer Zitronen, die erst später gegen den Silberpelz des Sonnenuntergangs wettleuchten werden, saust unser Wagen über die berühmte, kilometerlange Xisi-Straße. Auf dieser Straße hat Peking vor vier Monaten Sun Yat-sen* zu Grabe getragen.

Der Kalganer* Bahnhof liegt ein ganzes Stück jenseits des Stadttors, das heute wie vor 600 Jahren nach Sonnenuntergang geschlossen wird.

Pekings Hauptbahnhof, Tiananmen*, ist solide und imposant. Auf seinen Bahnsteigen könnte man Paraden veranstalten. Auch die Fassade kann sich sehen lassen.

Der Kalganer Bahnhof ist Pekings Hinterausgang, er führt in die Hinterhöfe Nordwestasiens. An diesem Büdchen beginnt die Strecke, die sich über Kalgan bis tief in die Steppen zieht und erst kurz vor der Wüste Gobi abreißt.

Am Bahnhof stürzen sich zwei Dutzend Gepäckträger auf uns. Aktentaschen und Koffer werden uns aus der Hand gerissen. In den Griff eines großen Koffers krallen sich fünf rechte Hände, bevor das Auto überhaupt zum Stehen kommt. Eine Sekunde länger, und sie schleppen alles davon...

Der Fahrer schreitet ein und rettet die Sachen. Aber hungrige Blicke halten das Auto umzingelt, immer wieder legt sich eine sehnige Hand auf einen Koffer, als wollte sie dem Koffer unmissverständlich sagen: „Ich werde dich tragen.“ Zähne werden gefletscht, die jede Kehle durchbeißen würden für eine so dringend gebrauchte, sehnlichst begehrte Münze.

An der Kasse ist eine Schlange von Chinesen mit Körben, Beuteln und Decken. Die Decke ist der Reisepass eines Chinesen. Ohne Decke macht man sich verdächtig. Eine Herberge könnte einem den Zutritt verwehren. Aber ein Chinese mit Decke verkündet der ganzen Welt: „Nachts werde ich unter dieser Decke schlafen und sonst nichts.“

Ein Korb steht auf der Waage, aber der Wiegemeister ist nicht da. Ein Haufen Leute. Manche starren einfach auf den Korb, manche fummeln dilettantisch an der Waage herum, manche laufen durch die Gegend und suchen offenbar den Wiegemeister. Gute zehn Minuten stehen wir uns die Beine in den Bauch. Draußen pfeift der aus Kalgan eingetroffene Zug. In zehn Minuten fährt er nach Kalgan zurück.

Der Wiegemeister ist aufgetaucht, die Quittung geschrieben, das Entgelt (vier Kopeken) für das Gepäck bezahlt (40 Kilogramm sind bereits im Fahrschein enthalten).

Eine Bahnglocke gibt es nicht. Der Zug fährt pünktlich nach der Uhr. Gerade wollen wir ein letztes Mal nach draußen, uns die Füße vertreten, da kreischt plötzlich die Trillerpfeife. Rasselnd ruckt der Zug an, die Rufe der Zurückbleibenden gellen.

Die Fahrt

Ein Abteil der ersten Klasse. Bei uns ginge es gerade mal als zweite durch. Mit braunem Wachstuch bezogene Sitzbänke, aus der Wand zu klappen, ein kleines Waschbecken und schwarze Gaze vor dem Fenster, damit keine Fliegen (oder Aussichten) reinkommen.

Aber hinter dem Schwarz gibt es sowieso nichts zu sehen. Wir bohren uns durchs Gebirge, den Tunnel erkennt man in der Dunkelheit nur am wachsenden Getöse. Ohne ihn zu sehen, fahren wir am Hahnenkamm der berühmten Chinesischen Mauer vorbei, die gerade hier, zwischen Peking und Kalgan, zur Freude der Touristen noch in voller Pracht erhalten ist.

Ich stecke den Kopf aus dem Fenster, bekomme aber nur den frischen Kohler Rauch der Dampflok in die Nase, die mir schnaufend Steinchen gegen die Wange spuckt und ganz nahe sein muss. Stationen blitzen auf mit Laternenlicht und Händlergeschrei. Dann wird es still, der Zugbegleiter lugt ins Abteil und fragt, ob wir zu speisen belieben.

Minuten vergehen. Der Zug steht, eingehüllt in Stille und Schlurfen über Kies vor dem Fenster.

Die Kalgan-Bahn wurde vollständig mit chinesischem Geld gebaut, teils von der Regierung, teils aus der Provinz, und auch der Ingenieur war ein Chinese. Sie hätte der nationale Stolz Chinas sein können, ein Beispiel für eine rein chinesische Bahn. Aber dann wurden die ersten Anleihen aufgenommen, erst bei den Belgiern, später bei

den Engländern und Japanern, und nun liegen auf dieser 160 Kilometer langen Strecke 36 Millionen Schulden und fünf Millionen unbezahlte Lieferanten-Rechnungen. Wo die Millionen hin sind? Dorthin, wo alle chinesischen Millionen verschwinden: in die großen Taschen der Beamten.

Eigentlich sollte die Strecke von Peking bis nach Urga* führen, ins Herz der Äußeren Mongolei, und von da gen Westen, nach Chinesisch-Turkestan. Um sich herum hätte sie Felder wie Speck angesetzt, mit den Rippenbögen von Fabriken dazwischen – dort, wo heute nur wüstes Land ist, Kamele über Salzböden trotten oder nicht einmal das. Aber stattdessen hat die Bahn es nur über Kalgan nach Baotou geschafft und ist dort erstarrt. Über sie kommen nun die Rohwaren – Wolle, Schaffelle, Fleisch und Getreide – aus der reichen, wenngleich kaum besiedelten Provinz Kalgan (sechs Millionen Einwohner) mit ihren drei erst vor kurzem gebildeten Landkreisen Chahar, Jehol, Suiyuan nach Peking gekrochen. Wie eine Pumpe saugt die Trasse die Früchte der Felder aus dem Süden der Region und aus den Steppen der Nordhälfte ab. Der Zug klirrt mit den Scheiben. Kein Schlaf. Dafür stickige Luft, der Gestank des Wachstuchs und der durchdringende Blick des Elektroauges von der Decke. Es ist nach Mitternacht. Noch drei Stunden bis Kalgan.

Ein gewöhnliches chinesisches Haus mit Innenhöfen, um die herum kleine Kammern liegen. Kurzes Warten im Dunkeln, während Körbe auf jemandes Schultern an uns vorbeiknarren, etwas entfernt das gedämpfte Gespräch zweier Stimmen, eine davon verschlafen.

„Kommen Sie!“, sagt ein Mann mit Laterne. Einem Steg aus Platten folgend, über Schwellen stolpernd, betrete ich den Raum. Das Deckenlicht funktioniert nicht. Der Laternenmann knipst vergeblich mit dem Schalter wie ein sturer Selbstmörder mit dem Revolver. Also stellt er die

Laterne auf den Boden: „Sie ist undicht“, sagt er bedauernd und verschwindet in der Dunkelheit.

In dem Zimmer steht ein Bett. Darunter sind Berge von Schuhen. Offenbar hat sich jemand gerade erst aus dem Bett gequält, vielleicht irgendein Gnadenbrotempfänger oder jemand von der Wirtsfamilie. Aber im Krug ist kein Wasser. Und ich habe nicht den Mut, den Laternenmann zu rufen, sitze da und warte. Schritte nahen, er ist es wieder. In einem riesigen klingenden Bottich wasche ich mir den Reisestaub aus dem Gesicht und den Schlaf gleich mit. Aus den offenen Türen dringen unterschiedlichste Schnarchwolken in den Innenhof: schäfchenhafte, gewitterträchtige, ramponierte, schwermütige, gehetzte. Kein Schlaf. Aber ein Pfeifchen, das kann ich mir anzünden, es krächzt und schnauft mit seinem bisschen Glut und hinterher sinkt es neben meiner Wange aufs Kissen und dann ...

Eine Mordshitze dringt ins Zimmer, trotz geschlossener Fensterläden. Die Laterne hat sich eingenässt und steht in einer Kerosinpfütze. Durch den Türspalt verschaffe ich mir einen Überblick vom Hof. An schmalen Flüssen gibt es manchmal solche Badestellen: ein viereckiges Gerüst übers Wasser gestellt, umrahmt von einer Vielzahl Umkleidekabinen. Die gleiche Art Kabinen auch hier, nur das Wasser inmitten ist Erde und Stein, hineinzuspringen sollte man sich hüten. An einem der Verschläge steht „bathroom“ mit Kohle angeschrieben. Das ist eine Lüge – nix „bath“. Keine Wanne, dafür zwei Latrinen.

Kalgan

Im Hotel *Kalgan* gibt es ein Telefon. In dem Zimmerchen, wo es hängt, streiten hitzig zwei Chinesen. Ich nehme den Hörer ab, presse ihn ans Ohr und höre ... Wahrscheinlich sind die Leitungen von ganz China auf diesen Hörer

geschaltet. Hunderte, Tausende Stimmen – mürrisch, geschäftig, schimpfend, weinend, grunzend – landen von überall auf seiner Membran. Das ist kein Hörer, sondern ein riesiger Markt – eine Nishni-Nowgoroder Messe* für ganz China. Und nur selten schwappt im strudelnden Auf und Ab der chinesischen Betonungen einmal ein Birken-scheit unserer „großen, mächtigen, freien“ Sprache* an die Oberfläche: „Warum haben Sie nicht gekauft? Sie hätten kaufen sollen!“

Die beiden Chinesen im Zimmer sind mittlerweile verstummt und beäugen misstrauisch den seltsamen Gast, der seine helle Freude daran hat, den Hörer in der Hand zu halten. Als sich unsere Blicke treffen, merke ich beschämt, dass ich genauso gut ein Stuhlbein oder ein Tintenfass ans Ohr halten könnte, aber wie ...

„Sie müssen kurbeln“, sagt der Chineser in tadellosem Russisch. Richtig. Am Telefon ist eine Kurbel. Ich mache eine vorsichtige Umdrehung. Da steht der Chineser auf und nimmt die Sache – ohne seine Überlegenheit mir, dem Tölpel aus der Provinz, gegenüber zu verbergen – selbst in die Hand.

Mit der Rabiathheit eines Chauffeurs, der sein Auto vorantreibt, das schon 50.000 Meilen und zehn Unfälle auf dem Buckel hat, dreht der Mann an der schwächtigen Telefonkurbel. Er kurbelt und kurbelt mich zur sowjetischen Botschaft.

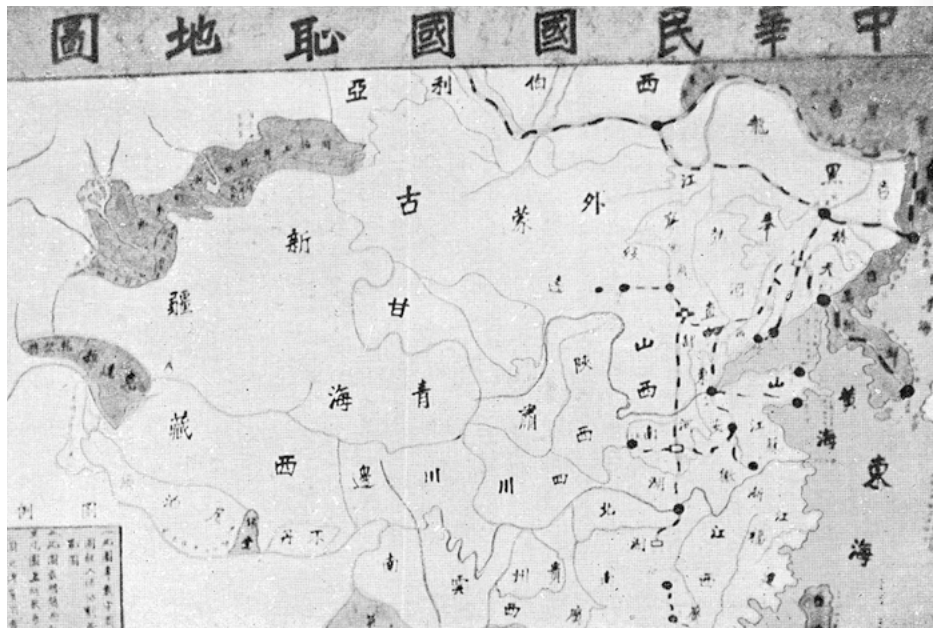
Mit Erfolg.

Ich gehe vor die Tür und warte auf den Wagen. Ein Haufen Rikschas stürzt sich auf mich und will mich fahren. Aus allen Mündern flattern russische Wörter. Wie Englisch in Peking und weiter südlich die Zweitsprache der Bevölkerung ist – in den Südhäfen hat sich daraus sogar ein eigener Jargon, das „Pidgin-English“, herausgebildet –, so wird hier in Kalgan Russisch gesprochen. Russlands alte Verbindungen zu dieser Gegend machen sich bemerkbar.

In Kalgan gibt es Hunderte Russen, aber nur eine Handvoll Ausländer: ein paar Belgier, ein paar Japaner und noch mal halb so viele Amerikaner. Es gibt zwar ein amerikanisches Konsulat, aber wie fachkundige Leute sagen, ist Spionage das einzige Geschäft, das sie betreiben. Die Russen hingegen sind entweder Alteingesessene, die sich längst akklimatisiert haben, oder – das sind die meisten – zugezogene weiße Flüchtlinge, die nun zarte Wurzeln treiben in die fette Erde von Kalgan, oder sowjetische Arbeiter – eine für sich existierende, fest zusammengeschweißte, hart arbeitende Gruppe.

Sich selbst anfeuernd, rast der Wagen durch Kalgan, kippt immer wieder einmal nach rechts und nach links in ausgewaschene Fahrrinnen. Die Straßen sind eng. Was nicht überraschend ist: Kalgan klemmt in einer Felschlucht und windet sich wie ein geknickter Wurm durch dieses Tal. In Peking gibt es die Konfusion der Straßen und den fußgängerischen Frieden in den Gassen. Nur im Handelsbezirk ertrinkt Peking im Lärm der Klingeln und verschluckt sich am Strom der Rikschas, Fahrräder und Autos. In Kalgan sind die Straßen enghalsig, in einer Minute sind wir durch den Straßenkorridor gerauscht, der genauso schmal ist für unser Auto wie ein Gewehrlauf für eine Kugel, biegen in eine Querstraße und stoßen jäh auf eine lange Kolonne Fuhrwerke mit Kohle, die darin feststecken. Stopp!

Das Gezeter unseres Wagens nimmt lebhaften Anteil am allgemeinen Orchester: dem Rumpeln der zentnerschweren Räder, die Mühlsteinen ähneln und mit Stäben zu einem H verbunden sind, dessen verlängerter Querbalken beinahe den Radkranz berührt, dem Quietschen der Kummets, den Schreien der Fuhrmänner – anthrazitfarbene Neger mit weißen Lidern: „A-ach! A-ch!“ und dem Schnalzen ihrer Peitschen, die wie Angeln aussehen.



Die Karte der Schande

Wir klettern aus dem Auto, bahnen uns durch ein Geflecht von Deichseln den Weg zum Markt: eine Plane neben der anderen, Verschläge... Dampf wallt aus den Pöten mit Fladen und Pelmeni; halbnackte Rikscha-Kulis kauen bedächtig an ihren gelben Teigtaschen, gefüllt mit braunen Klümpchen, die an gefrorene Birnen erinnern. Ein Lastenträger führt ein lampenschirmähnliches Schälchen zum Mund, zieht die glitschigen Nudeln geschickt mit zwei Stäbchen zu den Lippen und saugt sie schlürfend ein.

Die Menschenmenge fließt zäh, verknotet sich an den Auslagen, sucht sich die Ware, die sie braucht.

Während sich das Auto zu uns durchkämpft, gehen wir zur Brücke.

An einer Mauer auf der anderen Seite ist sie, die berühmte Karte der Schande Chinas, ein typisches Beispiel für die Agitationskünste des Generals Feng Yuxiang, der in Kalgan das Sagen hat. Die Karte ist vier Meter hoch und sechs Meter breit. Deutlich eingetragen sind die Umriss des gegenwärtigen China. An diesen Umrissen kleben als Blutklumpen jene Gebiete, die einst zu China gehörten, aber nun abgeschnitten sind. Ich erwarte die roten Wunden der Konzessionen von Shanghai, Tianjin und Mukden zu sehen, auch die Blutergüsse der Südmandschurei und der Halbinsel Liaodong mit dem Hafen Port Arthur (die „Pacht“ der Insel ist abgelaufen, aber der Wunsch der Eigentümer, der Japaner, sich von dem warmgesessenen Gebiet zu trennen, kommt nicht auf); ich suche Shandong, Hongkong und Tibet, aber nichts da! Mit Blut verzeichnet die Karte nur das Ussuri-Gebiet, Korea, Taiwan und Indochina. Aber vor dem Hintergrund des konsumgetriebenen China ist sie sogar in dieser Form eine frische und nützliche Sache, denn um den chinesischen Kleinbürger, dieses schwerfällige Brot, zum nationalen Protest aufzuschaukeln, muss ihm schon etwas hartnäckig ins Auge stechen und in den Ohren liegen.

Weiter durch die Stadt, durch schmale Straßen, wo ein Schaufenster neben dem anderen ist, und jedes vollgestellt und -gehängt mit Kram, hauptsächlich Galanterieware, und über den Schaufenstern schimmern girlandenartig geraffte Leinenvorhänge. An den Türen der Garküchen schwingen Papierreifen mit hängenden roten Stoffzungen im Wind – das Zeichen für heiße Speisen und Getränke, und vor den Wechselstuben schaukeln meterlange Münzgehänge, wie Teile von goldenen Ringelwürmern – mit Einschüben von Kupfer – das sind die Käschen-Münzen (1/10 einer Kopeke), die ein quadratisches Loch haben. Das Schild besagt: Hier wird Geld verkauft.

Die Karte der Schande ist kein Einzelfall. Erstaunt bemerke ich, dass an jeder nicht von Ladenschildern besetzten Stelle der Mauer ein riesiges Bild prangt: mal ein Chinese bei der Feldarbeit, mal ein Chinese in verschiedenen Posen lesend im Hof. Das alles gehört zu Feng Yuxiangs Bildagitation, es sind die Spuren seiner von den Amerikanern übernommenen Vorliebe für die Bibel als ein Mittel zur Disziplinierung seiner Armee, was ihm in China den Beinamen „christlicher General“ eingebracht hat. Alles erbauliche Bilder zu biblischen Themen: ein Chinese hobelt einen Balken, daneben ein Hieroglyphenschriftzug über die Heiligkeit ehrbaren Handwerks. Ein Chinese beugt sich über ein Buch – vom Nutzen tugendhafter Gedanken. Ein Chinese wird von einer Schlange in seine weit herausgestreckte Zunge gebissen – von der Schädlichkeit der Lüge. Und plötzlich an der längsten aller Mauern, die Länge eines ganzen Quartals einnehmend, nur von einem Tor mit Wachposten unterbrochen: eines dieser Großbilder am anderen klebend, ein ganzer Bibelfilm.

Die Wachhabenden an dem Tor sind Polizisten. Dieses Anwesen ist das Polizeipräsidium von Kalgan.

Vorbei an einer Fläche mit Rohziegeln, die in der Sonne trocknen. Vorbei an gelben Lehmmauern, aus denen Halme des beigemischten Stroh herausstehen wie Bartstopplern. Vorbei an einer blitzsauberen Kaserne, umgeben von einer anderthalbmannshohen Mauer. Vorbei an einem Soldatenlied, das keinen Ton trifft, aber im Rhythmus vor Manneskraft stotzt. Vorbei an Bahngleisen und den fernen Rufen einer Rangierlok – hinaus aus Kalgan, ins freie Feld.

Der große Langstreckenflug von Moskau nach Peking ist im Gange. Als nächstes werden unsere Piloten Urga anfliegen, und danach wäre Kalgan dran. Zu schade, wenn sie statt dessen in Myotan* zwischenlanden müssten, 60 Kilometer von Kalgan entfernt, und über Kalgan nur die Luft aufwirbeln würden.

Das Tal ist nicht sehr breit und hügelig. Die Bäume sind unwahrscheinlich lang, aber buckelig, gewunden, sich in die Luft schraubend wie schlechte Raketen, den Stamm entlang tragen sie nur ein kurzes Fell aus Zweigen, das sich erst oben zu einer mickrigen Krone auswächst. Die Felder liegen in Terrassen da, sorgfältig wie auf Schubladen verteilt, den Übergang von einem Schub zum nächsten markiert eine steile, gerade Kante, es sieht aus wie ein in Scheiben geschnittener Brotlaib. Das ist Löss, Gelberde, das Fett der chinesischen Böden, so mächtig wie unsere Schwarzerde. Er lässt sich lotrecht spalten wie Halwa. Man kann Häuser oder sogar ganze Städte in Löss hauen. Aber eine einzelne Lössschicht abzunehmen ist sehr schwierig: als wäre die Erde hier ein aufgestelltes Holzscheit. Unser Auto fährt in die Lösskorridore hinein und kurvt ein bisschen zwischen diesen ordentlichen gelben Mauern umher, ehe es wieder an die Oberfläche taucht. Die Felder sind klein, manche kaum größer als ein Tennisplatz. Ein Feld ist durch kleine Wälle und Gräben vom nächsten getrennt. Auf den Feldern ist alles schnurgerade, Ähre an Ähre; Hafer,

Hirse und Mais entfalten ihre Blätter. Das ist schon die zweite Ernte, die ihre zarte Jugend durchlebt. Hier und da bearbeiten Bauern mit Spitzhacken die Erde. Einer ganz in Blau mit Strohhut, von dessen breiter Krempe vier Bänderchen baumeln, trabt dahin auf einem langohrigen, stelzbeinigen Maultier. Wir sehen uns das Feld genauer an, das auf Löss-Schubladen verteilt ist. Der alte Friedhof mit seinen Steintürmen, kreisförmigen Parzellen und Gittern, hineingequetscht in ein Feld, das noch am ehesten flugplatztauglich wäre, missfällt uns sehr.

„Hier fliegt eine Junkers doch nie im Leben hin! Die könnte hier nicht mal wenden. Eine Junkers ist keine Wright oder Blériot. Die hat eine Spannweite – hoho! Da bleibt dir die Spucke weg!“, sagt mein Begleiter.

Ich bin beeindruckt, in diesem „Hoho“ stecken mindestens 20 Meter. Und ich gebe ihm Recht: Das hier ist kein Flughafen, sondern ein Misthaufen.

Zurück.

Wir halten kurz in einem Dorf, wo eine alte, halb verfallene Gebetsstätte wie ein steinernes Huhn auf einem Hügel gluckt. Der Mann auf dem Muli ist schon hier. Er lächelt freundlich und hätte offenbar nichts dagegen, fotografiert zu werden. Aber das Tier möchte nicht: Es hasst die Kamera und das Auto und tänzelt in einer Lesginka* davon.

Unterwegs bleiben wir in einer zähen, vom Regen aufgeweichten Fahrrinne kleben. Surrend dreht das Rad in der Sülze durch, mit skeptischem Bedauern schätze ich ab, wie viele Kilometer es noch sein mögen bis zu den gelben Würfeln von Kalgan, die am Horizont zu sehen sind. Rückwärtsgang. Alle raus aus dem Auto. Geschafft.

Die Mauern von Kalgan wirken so frisch und rein, dass es die Augen blendet: ein neues, frisch verputztes und gebügeltes Städtchen. Nach der Zartheit seiner kindlichen Lösshaut zu urteilen, nicht älter als zwei. Wie kommt das?

„Letztes Jahr gab es ein Hochwasser. Mehrere Tage Starkregen. Alles Wasser landete in der Schlucht. Rollte von den Hängen herab auf Kalgan. Und dort, wo sich eben noch eine Stadt befunden hatte, war das Bett eines reibenden Flusses. Häuser und Straßen mussten wieder freigeschaufelt werden. 4.000 Menschen wurden unter einer Schlammschicht begraben.“

„So dick war die Schicht?“

„Schauen Sie selbst. Hier sind Überreste, die noch nicht weggeputzt wurden.“

Über einem Fenster im Erdgeschoss hängen Reste eines Gesims aus Schlamm.

Als wir auf klappernder Brücke die Felsschlucht überqueren, auf deren Grund sich noch trübe Reste der Lösssuppe kräuseln, kann ich die Folgen des Tobsuchtsanfalls dieses Flusses erahnen. Doch neben der Holzbrücke sind schon die Pfeiler einer neuen Brücke gewachsen und in den verschalteten Zwischenräumen sind viele nasse Maulwürfe zugange.

Unser Auto hält vor einem Tor, offenbar ein militärisches Objekt. Ein paar Soldaten, jung, mit schelmischen Augen (Feng Yuxiang hat nur ausgesuchte junge Burschen), in grauen Gamaschen, Hosen, Jacken und Mützen mit dem Kokardenstern (fünf Zacken, fünf Farben* – das Zeichen aller chinesischen Truppen). Dass es sich um Fengs Truppe handelt, erkennt man nur an den Hieroglyphen auf der Blechmarke am Ärmel. Übrigens ist die Tatsache, dass alle chinesischen Uniformen gleich aussehen, ein großes Problem bei den Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Generälen. Man kam nicht umhin, die einander bekämpfenden Armeen durch Armbinden zu kennzeichnen. So trug zum Beispiel während des jüngsten Krieges von Zhang Zuolin gegen Wu Peifu* die eine Armee weiße, die andere rote Armbinden.

Aus dem Tor, das sperrangelweit offensteht, dringt beharrlich ein Ruf im Chor: „uj-ech!“ Und nochmal mit Nachdruck: „uj-ech!“ Und wieder: „uj-ech, uj-ech, uj-ech!“

Durchs Tor sehe ich: Der ganze Hof ist voll von Soldaten, die auf dem Boden sitzen. Sie haben die Arme um die Knie geschlungen, schauen in eine Richtung und sagen „uj-ech“, und dann, nach kurzer Pause, eine andere Lautkombination, mit demselben Nachdruck und zum Ende hin immer schneller. Wie ein Gummiball, der zwei, drei Sprünge macht, dann immer kürzer und schneller prallt, kurz vibriert und schließlich faul zur Seite rollt.

Vorsichtig stecke ich meinen Kopf durchs Tor und beobachte mit einem Auge, was die Wachposten dazu sagen. Die Wachposten winken mich durch – Na, geh schon! Keine Angst! – und lachen.

Eine Reihe Sitzender, noch eine und noch eine... Bis ich endlich den Punkt sehe, auf den alle Augen geheftet sind: eine Schultafel. An der Tafel steht eine Hieroglyphe. Ein Korporal bringt den Burschen Lesen und Schreiben bei. Er schreibt eine Hieroglyphe an die Tafel, liest sie laut vor und die Truppe an die Tafel starrend, wiederholt, bis sich das Wort festigt.

Der Wachposten zeigt mit dem Finger auf meine Kamera und nimmt die schönste aller ihm zur Verfügung stehenden Posen ein.

Ich verstehe. Richte die Kamera auf ihn. Da preschen die anderen Wachposten heran, drängen sich neben ihn, um auch aufs Bild zu kommen, und erstarren, das aufblitzende Objektiv mit den Augen verschlingend.

In Kalgan gewesen zu sein und nicht mit Feng Yuxiang gesprochen zu haben, wäre ein journalistisches Verbrechen, erst recht jetzt, da Feng in dem vor Zorn bebenden, im Brodel der Revolution befangenen China einer der wenigen Heerführer ist, die sich offen und eindeutig zur

Befreiungsbewegung* bekennen. Derzeit treten Studenten, denen Demonstrationen, Streik und Boykott nicht genug sind, scharenweise in Fengs Armee ein, um das letzte und entscheidende Handwerk der Revolution zu lernen: das militärische.

Aber ich bin ja nur auf Durchreise in Kalgan. Für morgen ist die Weiterfahrt nach Urga angesetzt. Ich bezweifle stark, dass er mich so kurzfristig empfängt.

In Erwartung eines Rückrufs vom Generalstab sitze ich in unserem Konsulat. Es liegt ganz am Ende dieser endlosen Stadt, im Geviert der alten Festungsmauern, beim Haupttor, das in Richtung Berge und weiter in die mongolische Steppe weist. Einst hatten die Mongolen das erste Tor gestürmt, über dem sich eine hochkomplexe Tempelanlage erhebt, sahen sich aber schon nach ein paar Dutzend Schritten dem nächsten gegenüber, das ebenfalls von einem bemoosten alten Tempel gekrönt ist. Kreuzweise einander gegenüberliegend, also ein Tor und noch ein Tor, unser Konsulat und die Pelzhändler. Durch ebendiese Tore saugt Kalgan Karawanen mit Fellen und Häuten aus der ganzen Mongolei ein: von Ochs, Pferd und Schaf, dazu Ballen von zu Filz gewalkter Kamelwolle. In Schichten liegen die Häute und Felle aufgetürmt, damit die noch feuchten, sehnigen Unterseiten in der Sonne trocknen. Kaum rollt ein Fuhrwerk an, zerren Ladearbeiter die Rohware auf ihre zweirädrigen Karren. Träge geben die Lagerverwalter ihre Kommandos: Hände vor dem Bauch, Ärmel ineinandergeschoben, und hinterm Kopf steckt ein aufgeklappter Fächer im Kragen.

Mir fällt ein, dass ganz in der Nähe von Kalgan die Chinesische Mauer verlaufen muss. Wo ist sie? In meiner Ehrfurcht bin ich kurz davor, das Bisschen ruinöses Ziegelwerk, das ich am Hang oberhalb des Konsulats und der Pelzlager aufragen sehe, für die Chinesische Mauer zu halten.

„Nicht doch! Schauen Sie weiter unten!“
Mein Blick kriecht abwärts und landet bei den Dächern, ohne an irgendeiner Mauer hängengeblieben zu sein.

„Hinter dem Dach da!“

Ah! Gefunden. Auf einer Höhe mit den Häusern, blinzeln ihre Zacken ganz bescheiden hinter den Giebeln hervor, als wollte sie der Stadt ein Gürtel sein. Zwar zieht sie dahinter ziemlich steil den Hang hinauf, doch oben angekommen, hat sie sich schon so weit verflüchtigt, dass man sie eher ahnen als sehen kann.

Hinter dem Berg kriecht Filz hervor. Der Filz hat ausgefranzte Hängezotten, von dahinter grummelt es finster. Ein Gewitter naht.

Die Verwalter fuchteln, die Arbeiter rennen, reißen Schicht um Schicht von den Lederbergen. Schicht um Schicht wird von den Luken des Lagers geschluckt. An den Mauern wird Fellballen auf Fellballen getürmt, von Mal zu Mal mühseliger, sodass wahre Schober heranwachsen. Bambusmatten werden ausgerollt. Ihr Gelb kommt oben auf. Seile werden darübergezurrnt, dass es knackt. Durch Windböen, Staub und aufgewirbelte Fetzen schleppt und zerrt ein minderjähriger Träger mit aller Kraft die letzte Lage Häute. Noch stäubt es dort unten, noch ist es trocken. Während der Wind mit Fäusten auf die Fensterläden einprügelt, hat droben das Mattgrau der Bergrippen schon unheilvoll metallisch zu leuchten angefangen.

Eine Stunde später schaufelt unser Auto mit dem Trittbrett Wasser, spritzt es in Fächern gegen die Hauswände, und der Hof unserer Handelsvertretung, die ich wegen des Fahrzeugs für morgen aufsuche, ist ein genoppeter Wasserspiegel, so dass man an der Mauer klebend im Bogen gehen muss, um zur nötigen Tür zu gelangen.

Zwischen Kalgan und Urga – reichlich 1.000 Kilometer – verkehren nur ein paar Dutzend Autos. Die meisten

davon stammen von unserer Handelsvertretung, außerdem gibt es ein paar selbständige Chauffeure, Flüchtlinge zumeist, die in den Schoß des sowjetischen Passes zurückgekehrt sind. Chinesische Autos sind nur wenige darunter.

Nach drei Fahren hat ein Wagen sich amortisiert. Eine Fahrt erbringt 700 Rubel. Ein Passagier zahlt 70 Rubel (neben dem Fahrer gibt es einen privilegierten Platz, für den zahlt man zehn Rubel mehr) und sechs Rubel für 16 Kilogramm Gepäck. Der Wagen wird mit Gepäck vollgeladen, und zwar randvoll. Auf dem Gepäck sitzen dann, Beine in der Luft, noch sieben, acht Passagiere und halten das die drei bis vier Tage, die die Fahrt dauert, durch; und damit sie nicht bei jedem Schlagloch herunterplumpsen, werden sie mit Stricken an der Fracht festgeschnallt. Meist sind es Chinesen, die so reisen: Sie machen den Hauptanteil der Passagiere auf dieser Strecke aus.

Nur zwei Marken konnten sich auf dieser Straße durchsetzen: Dodge und Buick. Ihre Belastbarkeit und ihre Hubkraft sind wirklich einmalig: Sie transportieren zehn Zentner Gepäck, als wäre es nichts.

Während mir die Papiere ausgestellt werden, drehe ich eine Runde durch die Behörde. In einer Lagerkammer stoße ich auf Textilien – Leinen und Kattun, Meterware. Farben und Muster sind anders als das, was man in den chinesischen Auslagen sieht, und auch die Qualität ist spürbar hochwertiger.

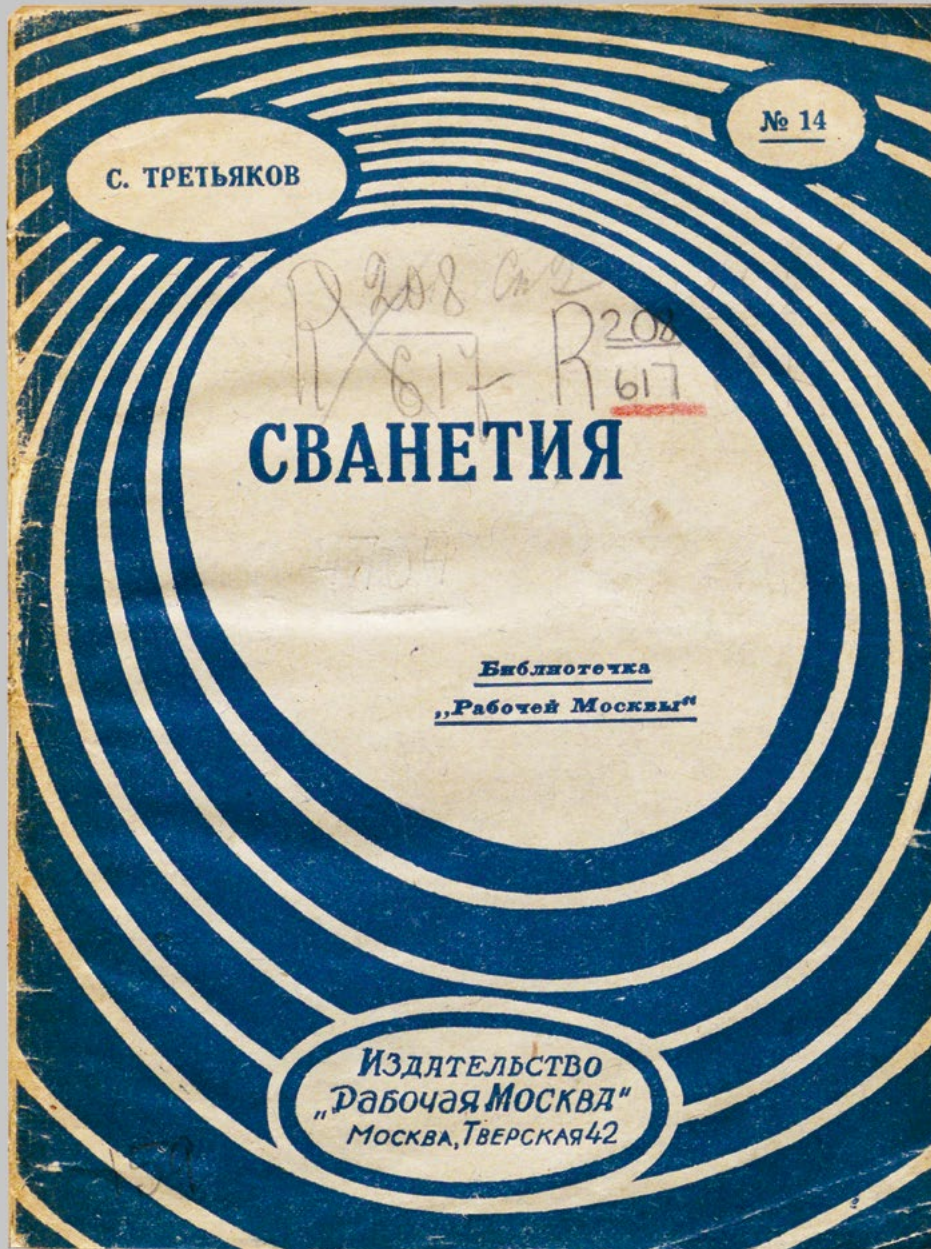
„Was sind das für Stoffe?“

„Das sind unsere. Aus der UdSSR. Eine Warenprobe.“
Ich streichle. Befühle. Trage sie ins Licht. Am liebsten würde ich strammstehen und diesen baumwollenen Diverstanten einen fröhlichen „Genossengruß“ zurufen, diesen hydraulisch plattgedrückten Ballen, die sich aufgemacht haben durch die Wüste, um dem Feind entgegenzutreten: dem Kattun englischer und japanischer Fabrikate, die jetzt

im feuchten Luftzug eines chinaweiten Boykotts verrotten.

Ich liebe mit den Augen das feingemusterte Gewebe und versuche – anderthalb Jahre fern der Heimat – zu erraten, was in den Köpfen steckt und was die Finger bewegt, die diese neuen Muster entworfen haben – Muster, wie ich sie nie gesehen habe.

SWANETIEN



Umschlag des 1928 erschienenen Skizzenbandes *Swanetien*, der sieben dokumentarische Texte Tretjakows über seine Reisen in den Norden Georgiens versammelt. Für diesen Band wurden neben dem Vorwort drei Skizzen ausgewählt, die Maria Rajer übersetzt hat.

Einleitung

Macht man auf der Karte des Kaukasus einen Sprung vom Elbrus, der etwas vom Gebirgskamm abgerückt in Richtung der Kuban-Steppe steht, über den Kamm, gelangt man nach Swanetien. Oberswanetien erstreckt sich von der Quelle des Flusses Enguri bis zu seiner Mündung, Niederswanetien liegt im Tal des Flusses Zcheniszqali und reicht bis zum Städtchen Zageri.

Ein schroffes und wildes Land, in das so schmale und unsichere Pfade führen, dass nur die klugen Hufe von Gebirgspferden Menschen und Waren dorthin befördern können.

Oberswanetien gleicht von oben betrachtet einem Laubblatt; die Hauptader ist der Enguri, die Nebenadern seine Zuflüsse. Das Stielende des Blattes ist anderthalb Kilometer über den Meeresspiegel angehoben, das Wasser der swanetischen Flüsse fließt also nicht, es stürzt die Hänge hinab.

Rau ist das Klima, die Menschen sind grimmig, uralt die Gebäude und ebenso die Bräuche. Wenn du nach Swanetien kommst, hast du den Eindruck, nicht bloß 200 Kilometer von der Eisenbahn entfernt zu sein, sondern 600 bis 700 Jahre von der Gegenwart.

Aber das Land ist lebendig und seine Menschen sind es auch. Die sowjetische Ordnung erweitert die Pfade und baut neue Häuser. Frischer Wind weht durch die modrige Felsschlucht mit ihren Altertümern, und dank seiner Kom-somolzen holt Swanetien in wenigen Jahren ganze Jahrhunderte auf.

Ich kam im Sommer 1927 über Kutaissi*, wo die Eisenbahn endet, nach Swanetien. Von Kutaissi fahren wir mit dem Auto bis Zageri: Die Taxis fahren unregelmäßig, und ein Platz kostet zehn Rubel.

In Zageri mieteten wir Pferde für 25 Rubel pro Tier (fünf Rubel pro Tag; drei Tage bis Mestija* und zwei für den Rückweg). Die Pferdebesitzer gingen als Führer voran.

Anfangs geht man den Zcheniszqali entlang. Die ersten 20 Kilometer, von Zageri bis zur Siedlung Lentechi, sind am schwierigsten. Ein Sims ist in die Felsen gehauen, stellenweise geht man über unbehagliche, wackelige Brücken und Konsolen – schmale, an der Felswand über dem Fluss befestigte Stege. Das alles ist für unerfahrene Städter und Touristen furchteinflößend, aber die Einheimischen gehen und fahren auf diesem Weg wie auf der Twerskaja*, transportieren ihre Waren und haben keine Unglücksfälle zu beklagen (höchstens dass mal im Winter bei Sturm oder Glatteis jemand abstürzt).

Ab Lentechi und bis zur Siedlung Tscholuri, wo man am Abend des ersten Tages eintrifft, ist der Weg angenehm.

Wir übernachteten in Tscholuri.

Die Entstehung der Flüsse

Eine frische Morgendämmerung. In der Kimme des dreieckigen Horizonts erhebt sich, eingeklemmt von schwarzen Waldhängen, der vereiste Doppelgipfel des Ushba. Aus dem Sattel zwischen den Gipfeln quillt ein Gletscher hervor wie das weiße Haarbüschel zwischen zwei Kuhhörnern.

An einer Lehmhütte gegenüber vom Duchan* weht ein rotes Fähnchen – die Krankenstation. Der Arzt, der hier wohnt, ist beleidigt, dass wir gestern nicht bei ihm abgestiegen sind.

Alle Reisenden, die nach oder aus Swanetien kommen, übernachteten unweigerlich bei ihm und lauschen seinen Geschichten über dieses schroffe Land.

Die Ärzte in Tiflis* erzählten mir, über die Hälfte der Swanen wären kröpfig. Er bestätigt das, allerdings nur für

Niederswanetien. Das Wasser der dortigen Flüsse enthalte kein Jod, deswegen wachse die Schilddrüse der Menschen zu einer abscheulichen fleischigen Tasche am Hals.

Oberswanetien hingegen hat mineralhaltige Quellen im Überfluss. Es gibt Gegenden, die sogar berühmt sind für ihr Wasser. Beispielsweise Ezeri; die Menschen dort sind Hünen in Größe und Statur und führen ihre Gesundheit und Kraft auf das Wasser zurück.

Zuhause sind die Swanen selten und nur widerwillig krank. Fahren sie aber für Lohn und Brot als Erdarbeiter auf die andere Seite des Kamms, erwischt sie in der mingrelischen und imeretischen Ebene die Malaria und deren treue Gefährtin: die Schwindsucht. Dann kehren sie in die Berge zurück und behandeln die Tuberkulose auf swanetische Weise. Täglich gehen sie mit dem raschen Schritt der Bergjäger die hohen Pässe hinauf und wieder hinunter. Das Herz pumpt mit Hochdruck, die Lungen werden förmlich durchgespült mit Blut, der Tuberkuloseschimmel wird abgewaschen, die sauerstoffreiche Luft erneuert das Blut, die Menschen haben wieder Appetit, in anderthalb bis zwei Monaten sind sie wieder auf den Beinen und bereit zu neuer Arbeit.

Das häufigste Leiden sind rote, geschwollene Augenränder: Bindehautentzündung. Von dieser Krankheit wird man Swanetien nicht heilen, solange es nicht aufhört, mit dem Rauch der offenen Feuer alles und jeden durchzuräuchern in seinen steinernen Kasematten, wo es keine Schornsteine und nur schmale Fensterspalten gibt. Auf unserer Fahrt nach Mestija, der Hauptstadt des Freien Swanetien, schlagen wir einen weiten Bogen, um uns anzusehen, wo die Flüsse entstehen: bei den Gletschern.

Wir fahren ins Dorf Chalde und weiter zum gleichnamigen Gletscher. Ignorieren das berühmte Kloster des Heiligen Quiricus, wo bewaffnete Swanen aus der Gemeinde Kal die Schätze bewachen: den mit Edelsteinen verzierten

Sattel der Königin Tamar*, eine aus Gold gegossene Ikone und sonstigen Kleinkram, Kreuze und Ikonen. Die Swanen behaupten, diese Gegenstände seien Millionen wert, einen Blick auf sie zu erhaschen, ist daher schwierig.

Wir kommen immer höher. Dampf rauscht irgendwo in der Tiefe der schmalen Felsschlucht ein unsichtbarer Fluss. Die Steigungen sind gewaltig, man wundert sich, dass die hiesigen Pferde sich die Hufe nicht schieftreten.

Der Blick gleitet die kaum aus der Senkrechten tretenden Felswände hinab. Weit unten wuseln Swanen – ameisen groß, so hoch sind wir schon – und ernten die reife Gerste von den Südhängen. Mit weißen Sternchen blüht die Kartoffel.

Uns überholt ein Schlitten mit breiten Holzkufen, vor den Stiere gespannt sind. In Swanetien findet man kein einziges Rad. Hier ist mehr als die Hälfte des Jahres Winter, da verwenden die Swanen genau wie wir Schlitten. Und im Sommer sind die swanetischen Wege für Wagen zu schmal und zu schief.

Auf diesen Wegen, die eher einem mit Steinbrocken übersäten Flussbett gleichen, würde ein Rad keine Stunde halten. Die Ladung für die Schlitten wächst oben, auf den Almwiesen oberhalb der Baumgrenze und etwas tiefer auf den bewässerten Feldern, wo man Bergflüsse hinleitet und auf Rinnen verteilt. Die leeren Schlitten hinaufzubekommen ist einfach. Und noch einfacher geht es durch das Gewicht der Ladung wieder hinunter.

Es gibt wenige Herden. Selten geht ein Grüppchen Ziegen vorbei, noch seltener Schafe. Dafür sieht man öfter kleine Schweineherden. Die Schweine sind bemerkenswert: graziös, hochbeinig und schlank, sie quieken ungewöhnlich viel und ohne ersichtlichen Grund, und haben ein langes, wallendes Borstenkleid. Ein Stachelschwein auf Antilopenbeinen.

Die Bergsonne will uns zu Ziegeln brennen. Wir lassen den Gletscher von Chalde seitlich liegen und steigen weiter auf den Pass zu. Dem Auge erscheint er ganz nah, doch das Pferd im geruhsamen Schritt braucht Stunden. Vom Pass blicken wir dem weiß bekittelten Präsidium des Großen Kaukasus direkt in die Augen. Hinter dem weißen Gipfelsägeblatt liegt die weiche, abgerundete Kuppel des Elbrus. Zu unseren Füßen fließt der Adischschala. Rechts der Gletscher, aus dem er hervortritt. In der Höhe schimmert der Gletscher bläulich. Weiter unten zeichnet sich etwas ab, was man für einen angetauten Weg halten könnte, darin zwei bräunliche Spurrinnen wie von einem gigantischen Schlitten, und quer dazu kleine Wälle, wie Pferdehufe sie in den trockenen Schnee schlagen. Das sind Moränen – streifenförmige Ablagerungen des Gesteinsschutts, den der Gletscher von den Felsen absägt. Das Ende des Gletschers ist eine dicke graue Zunge, darunter hervor fließt, durch eine Vielzahl runder weißer Inselchen, der Fluss.

Wozu Zeit verträdeln und im Abstieg dem Zickzack des Weges folgen? Wir überlassen die Pferde unserem Führer und rennen geradewegs hinab. Gehen in die Hocke und schlittern über das glatte, nach unten gebürstete, lederblättrige Geflecht der Rhododendren. Fegen übers abschüssige Gelände wie übermütige Gemsböcke: Außer Puste rasen wir in die Büsche, von den Büschen in einen Birkenhain, vom Birkenhain in einen Sumpf, dort bleiben wir stehen. Wo sind wir? Wir haben den Weg verloren.

In der Nähe rauscht der Fluss, aber das Gebüsch lässt uns nicht zu ihm. Wir klettern auf einen Baum, um zu sehen, wie wir hier wieder herausfinden. Was gar nicht so einfach ist. Wir nehmen die Hände zuhulfe, ziehen uns von Busch zu Busch. Nasse Füße bis zu den Knien. In einem großen Bogen gelangen wir schließlich zum Fluss, lassen unsere Sachen auf den Ufersteinen trocknen, um uns her

das unentwegt murmelnde weißschäumende Gletscherwasser, das aussieht, als würde sich jemand oben an der Quelle die Zähne putzen.

Vom Gletscher herab weht uns ein kalter Wind in den Rücken. Da kommen die Pferde, wir sitzen auf und legen auf ihrem Rücken den restlichen Weg bis zur Zunge des Gletschers mit den Hufen übers Eis scharrend zurück.

Vor uns liegt ein flacher Brotlaib, oder eine fette, riesige Kellerassel. Der Rücken der Assel ist von Schotter übersät. Die Ränder des Gletschers ragen spitz über die darunterliegenden Felsbrocken. Wirft man einen Blick darunter, sieht man den gläsern glatten Bauch der Assel, in vielen kleinen Sternen kristallisiert. Unter dem Bauch tropft es. Die Tropfen sammeln sich und sprudeln in mehreren Sturzlächen unter dem Eis hervor. Die Höhlen über den Strömen erinnern an Schutenhüte. Auf dem Rücken des Gletschers gibt es Schächte, die bis auf den Fels hinabgeschmolzen sind. Je weiter wir kommen, desto dicker die Gletscherzunge.

Am Adischschala entlang reiten wir zum Dorf Adischi. Vor der eigentlichen Siedlung, etwas abseits, ein Steinhaus kultivierter Bauart, mit großen Fenstern – das ist die Schule. Sie wurde noch unter dem Zaren erbaut. Hinter einer Kurve liegt das Dorf – und auch hier das Gefühl, einen Industrieort zu betreten, das einen beim Anblick von swanetischen Dörfern überkommt: Im ersten Moment wirken die swanetischen Wohntürme* wie Hochöfen. Die Gebäude stehen so eng auf einem Haufen, dass man mit den Pferden kaum durchkommt. Von den Balkonen, die in die Straße ragen, wird man fast geköpft. Vor einem 103-jährigen Alten halten wir an. Er empfängt uns mürisch. „Geben Sie uns Heu für die Pferde“, bitten wir ihn.

„Kann ich nicht. Das Heu ist frisch, ich muss erst den Ochsen etwas geben, danach kann ich Pferde füttern, fremde obendrein.“

Ich verstehe ihn: Der Ochse ist in Swanetien eine Person ersten Ranges und könnte es ihm übelnehmen, aber ich bleibe hartnäckig. Auch der Alte gibt nicht nach. Ein dummer Aberglaube hindert ihn daran, uns ein Heubüschel zu verkaufen. Wir schmieren ihm Honig ums Maul, loben seinen Turm, sein Haus, seine Enkel, ihn selbst. Er krächzt vor Behagen.

Ob er denn verheiratet sei.

„Sicher doch, zum zweiten Mal schon.“ Seine Frau sei 50 und er ein prächtiger Ehemann wie eh und je.

Zwei Dorfbewohnerinnen, die neben uns stehen, brechen in ein Gelächter aus, das wie klackernde Holzhammerchen klingt. Offenbar werden dem Alten irgendwelche Boccaccio-Aventüren* nachgesagt. Er krächzt noch mehr und wird sanftmütiger.

Schon kauen unsere Pferde Heu. Über bebende altersschwache Balkone führt uns der Alte zum Turm. Jedes Stockwerk ist ein Würfel, drei Meter hoch und mit einer Luke im Boden.

Zur Luke führt ein Baumstamm mit Einkerbungen. Über den Stamm steigt man so weit, dass der Kopf ins nächste Stockwerk ragt, dann stemmt man die Ellbogen auf die gut einen halben Meter dicke Decke und drückt sich nach oben. Die Luken liegen versetzt, damit man nicht ganz nach unten durchrasselt.

Dieser Turm ist mit vier Stockwerken noch verhältnismäßig klein. Von ganz oben sieht man durch die Zinnen hinab auf die Siedlung, die fernen Berge, den Fluss und die Gletscher. Schwere Steine liegen in den Ecken. Vielleicht sind sie einfach aus den Mauern gefallen – oder sie liegen bereit für den Fall, dass man sie einem Angreifer auf den Kopf schmeißen muss.

In den Schießscharten liegen haufenweise Knochen und Knöchelchen. Der Alte erklärt: „Wenn man Wild isst,

muss man die Knochen hier sammeln. Schmeißt man sie weg, hat man bei der Jagd kein Glück mehr und erlegt kein Wild.“

Schlitten ohne Schnee

Wir sitzen auf Brettern im Hof. Der Alte raucht eine Pfeife. Er mag unseren Cognac. Stumpfnasige, schwerfüßige, kräftige Frauen bringen uns Wasser in Krügen aus getriebenem Kupfer. Erstaunt stelle ich fest, dass Swanetien kein Tongeschirr kennt. Holz und Kupfer. Sie gießen uns das Wasser über die Hände. Wir antworten mit Rasierwasser. Sie verreiben sich die ungewöhnliche Flüssigkeit in den Gesichtern und sorgen mit ihrem Wohlgeruch in der Siedlung für Erstaunen.

Wir wollen herausbekommen, wie alt der Turm ist, und versuchen, dem 103-jährigen Eigentümer wenigstens ein paar vage Kindheitserinnerungen zu entlocken. Vielleicht hat ihm ja einst ein genauso alter Urgroßvater etwas erzählt. Beim Alter dieser Türme sind sich nicht einmal die Gelehrten einig. Die einen verorten sie im 4. Jahrhundert, also beinahe zu Zeiten von Mithridates*, die anderen beharren auf dem 11. Jahrhundert. Mit einem langen Blick schätzt der Alte seinen Turm. Schließlich sagt er: „Sechs Millionen“, und sein Ton duldet keinen Widerspruch.

Die Sonne hat den Zenit überschritten. Wir müssen schnell aufbrechen, wenn nicht der Nebel und die Kälte der Nacht auf diesen grauen Alpwiesen, nächst dem Schnee, über uns hereinbrechen sollen. Den geplanten Weg am Adischischala können wir nicht nehmen, dort wurden die Brücken fortgeschwemmt. Also müssen wir wieder zum Pass hinaufkraxeln, um vor dem Abend in der Gemeinde Mulach* zu sein, einem bolschewistischen Vorposten des Freien Swanetien.

Der Alte nickt beschwichtigend Richtung Berg und sagt: „Nur kurz über den da, schon seid ihr in Mulach.“

Die Pferde brauchen lange für den Aufstieg. Eine Hand ruht am Rist, die Mähne um die Faust gewickelt. So macht man das bei einem steilen Anstieg. Falls sich der Sattel lockert und vom morschen Gurt reißt.

Kein Mulach hinterm Berg, aber ein Scheideweg. Weiße Pünktchen jenseits des Tales – man ist bei der verspäteten Heuernte. Ein Berggespräch entspinnt sich. Mit klarer Stentorstimme ruft unser ossetischer Reisegefährte über das kilometerbreite Tal hinweg die Leute drüben an. Sie unterbrechen ihre Arbeit, halten die Hand über die Augen, dann ans Ohr. Sie lauschen. Der Ossete ruft auf Swanisch: „Weg... Mulach... rechts... links?“

Zurück kommt ein abstruses: „Wuh... Mulach... u-uh... Mulaschu.“ Die Figürchen heben unbestimmt die Arme. Wir warten auf günstigen Wind, der ihre Stimmen zu uns trägt. Endlich kommt es bei uns an: „Geradeaus.“

Man kennt es, über Funk miteinander zu sprechen. Aber hier kullern die drahtlosen Depeschen eine ganze Weile durch die Bergluft, schlingern im Wind, verlieren einen Teil ihrer Laute an das Gras, den plätschernden Bach und den grummelnden Busch, ehe sie auf vertrackte Weise doch an den Mann kommen. Einen Bergmenschen, wenn er sich in die Stadt und in den geschlossenen Raum verläuft, erkennt man sofort. Er schreit wie von Berg zu Berg.

Schon sehen wir von den trockenen grauen Alpenwiesen, über die unsere müden Pferde trotten, unten im sanft abfallenden Tal ein verstreutes Dutzend Siedlungen mit den senkrecht aufgestellten Klötzchen ihrer Türme. Die untergehende Sonne schlägt wie ein Bündel Scheinwerfer über die zackige Schwarte der elefantenartigen Berge.

Noch eine Stunde, und es wird so finster sein, dass man mit der Hand die eigene Hosentasche verfehlt.

Nicht weit von uns lädt eine Familie stupsnasiger Wehrturmswanen in glockenförmigen grauen Filzmützen betulich Heu auf einen Schlitten, während die hängebrüstigen Stiere das trockene Gras kauen und den Sonnenuntergang betrachten.

Wir wollen die Swanen gerade fragen, ob wir in den Heuhaufen übernachten dürfen. Aber wie sich herausstellt, haben sie vor, noch vor Einbruch der Dunkelheit in der Siedlung zu sein. Wir schauen auf die Stiere, den Schlitten, die längst nicht fertig geladene Fuhre und müssen lachen. Die Swanen werfen einen Blick auf unsere Pferde, Halbschuhe, die geknüpften Satteltaschen (Churdschin genannt), und lachen auch.

Ironisch wünschen wir den Swanen eine gute Reise und beginnen unseren Abstieg vom Pass zur nächsten Siedlung. Das Gefälle unseres Pfades wird immer unangenehmer. Der Abhang rechts und links immer steiler. Schon wird der Pfad zu einem Graben. Und der Grund immer matschiger, die Senkung immer furchteinflößender, die Pferdehufe finden kaum noch Halt. Wir steigen ab. Auf angespannten Beinen schlittern wir über Felsblöcke und Lehm. Vom klebrigen Dreck sehen die Schuhe schon wie Boxerhandschuhe aus. Hüpfend, rennend, rutschend geht es abwärts, wir schwitzen und kriegen vor Herzpochen kaum noch Luft, im Rücken die zähnefletschenden Mäuler der über den Stein knirschenden Pferde.

Der Pfad macht einen Korkenzieher, das Zwielicht verdichtet sich. Man muss aufpassen, nicht daneben zu treten, sonst setzt man den Abstieg auf dem Luftweg fort.

Ein Swanenmädchen im übertrieben langen Rock, ein Tuch um Kinn und Mund gerafft, lässt uns vorbei, da hören wir hinter uns ein Geräusch, das gleichzeitig wie eine Straßenbahn und das Umblättern einer Zeitung klingt.

Wir können an einer breiteren Wegstelle gerade noch ausweichen, als wir einen abwärts rutschenden Heuwagen sehen.

Acht auf einen Punkt zusammengeführte Stierhufe bremsen die Last. Das Swanenmädchen passt den Augenblick ab, springt von einem Felsen und plumpst ins Heu neben den Lenker, der pfeifend, schreiend, grölend schon darinnen liegt. Dem ersten Wagen folgt ein zweiter. Kurz weht uns der Heugeruch um die Ohren, da ist das Sausen und Knattern der swanetischen Seilbahn schon weit unter uns, in der Tiefe, während uns, die wir vor Wut und Hilflosigkeit heulen könnten, nichts bleibt, als weiter nach Luft ringend den Abhang hinabzuhüpfen und uns mit unseren erschöpften Beinstelzen von den glitschigen Steilwänden des Grabens abzustoßen.

Erst als wir glauben, wir könnten uns nur noch hinhocken und als Fleischklumpen hinabrollen, willenlos und erledigt, wird der Pfad etwas ebener und ein Hundeorchester zwingt uns zurück in die Sättel.

Unsere Nasen vor Zusammenstoßen mit den Stöcken schützend, die aus den Mauern der swanetischen Häuser ragen (diese Stöcke werden beim Bau hineingesteckt, damit man Bretter darauf legen kann, auf denen die Maurer stehen, und wenn das Haus fertiggebaut ist, lässt man sie einfach stecken, bis sie von allein abfaulen), preschen wir in den Hof eines swanetischen Priesters, der sich bereit erklärt hat, uns aufzunehmen. Die Siedlung, in der wir gelandet sind, heißt Jabeschi. Mulach stellt sich als eine ganze Gruppe von Dörfern heraus.

Im Zimmer ist es still und warm, gleich ist einem nach Bett und Samowar zumute. Der kleine Priesterenkel versucht, einer swanetischen Geige Töne zu entlocken, deren Korpus mit einem rauchgegerbten Schafsfleder bespannt ist.

Der Hausherr fischt jeden Morgen Forellen in den Wildbächen. Ein rundes Netz ist ringsum mit kleinen Gewichten versehen. Mit dem Netz wird ein großes Stück vom Flussbett bedeckt, dann greift man sich die Mitte und hebt es heraus. Die Gewichte gleiten über den Grund aufeinander zu und lassen die Fische, die gegen das Netz drängen, nicht entweichen.

Wir schauen aus dem Fenster.

In der Dunkelheit der Nacht leuchtet – fast so hoch wie die Sterne – ein gelbes Licht. Es ist das Feuer vom Nachtlager einer Gruppe Wanderer, die über den vereisten Tschegegem-Pass nach der Kabarda und zum Karatschai-See jenseits des Großen Kamms unterwegs sind.

Der Morgen.

Wir waschen uns im Hof des Priesters mit einem Wasserstrahl, der aus den Bergen herabkommend in einen ausgehöhlten Baumstamm läuft – zu hoch, als dass das Vieh daraus trinken könnte. In diesem Trog werden Hülsenfrüchte ausgelesen, überwiegend Bohnen und Erbsen. An der Öffnung geht ein kleines Schleusenbrettchen hoch und runter. Die von den Ochsenhufen und einem mit Feuersteinen bespickten Brett ausgedroschenen Körner werden, mit dem Sand der Tenne vermischt, in den Trog geschüttet und darin bewegt. Mulm und Spreu werden vom oberen Wasserstrom weggespült, Steine sinken auf den Grund, und in der Mitte bleiben die Körner, die herausgeschöpft werden. Trotzdem knirschen im Brot und im Brei, die aus dem hiesigen Korn gemacht werden, immer Steinchen und Sand zwischen den Zähnen.

Durch das Tal des Tjuibri, der am Twiber-Gletscher entspringt, zieht sich die Kette von Siedlungen der Gemeinde Mulach. Hier liegen Jamusch, Lagut, Arzheli und etliche andere Siedlungen, alle mit Wehrtürmen. Die Türme sind das Kennzeichen des Freien Swanetien, jenes Gebiets

im Enguri-Tal, das nicht den Fürsten Dadeschkeliani* untertan war. Wenn es nötig war, begruben verfeindete Swanen ihren Streit und verbündeten sich zu einem plebejischen Zähnefletschen gegen den machtgierigen Aristokraten. Deswegen sind im Grenzgebiet auch die Gemeinden mit den meisten Türmen: im Osten Uschkul und Latal im Westen.

In den Türspalten der steinernen Riesen sitzen Frauen in dunkelgrauen, selbstgewebten Kleidern über irgendeiner Stopfarbeit. Das Kopftuch, tief in die Stirn gezogen, verhüllt auch Kinn und Mund.

Das Verdecken des Mundes ist im Kaukasus eine weit verbreitete Sitte.

Ein über den Mund geschlagenes Tuch ist eine Abwandlung des Schleiers und verweist eindeutig auf eine Muslimin.

Neben dem christlichen Sonntag feiern die Swanen wie auch andere Bergvölker den muslimischen Freitag und den jüdischen Samstag. Dieses drei Tage währende Wochenende ist ein großes Übel für Swanetien. Ein Grund für die anscheinende Trägheit und Untätigkeit der Bevölkerung.

Eine Wolke hat das Flusstal verhängt. Wir reiten durch trübe, feuchte Luft. Der Pfad zerfließt unter den Pferdehufen. An den Fichtenhängen springen Bächlein hervor, ihr Bachbett ist durch Narzan*-Ablagerungen in ein sanftes Rosa gefärbt. Das sind die berühmten sauren Quellen.

Zwei Flüsse, der Tjuibri und die Mulchra, die durch geschliffene schmale Schieferspalten strömen, vereinen ihre hellen Wasser kurz vor Mestija. Über jeden Fluss führt eine 15 Meter hohe Brücke. Eine der beiden ist der Stolz der ganzen Region: Sie hat eine Brüstung. Eine Vogelbeere, die auf halber Höhe der Böschung wächst, scheint mit ihren roten Dolden nach den Brettern der Brücke zu greifen. Auf einer Landzunge steht ein alter Wachturm. Die

obere Hälfte hat die Zeit bereits abgenagt. Den Rest nehmen zwei Swanen mit Brechstangen auseinander und werfen die Steinbrocken herab. Auf Anordnung des Exekutivkomitees wird das alte Ding zu Baumaterial zerlegt. Ziegen lecken, Vögel picken den alten porösen Zement. Vielleicht ist darin Stärke enthalten. Jedenfalls ist es kein Kalk. Im alten China wurden die Gemäuer ja mit Reiskleister als Mörtel hochgezogen.

Mestija ist ein riesiges Feld, zu den Wäldern im Süden hin ansteigend. Das Feld ist in Quadrate unterteilt. Auf den dunkleren stehen Bohnen, auf den helleren steht Gerste. Auf diesem Schachbrett sind symmetrische Knöpfchen: Heuschaber und -hocken. Am unteren Rand ist das Feld von wuchtigen, gezackten Türmen gesäumt. Sie bewachen dieses Feld, das die Hauptstadt des Freien Swanetien ernährt.

Das neue Swanetien

Das Herz des neuen Mestija ist das Gebäude des Exekutivkomitees.

Es wurde gerade fertiggebaut. Ordentlich und massiv. Allerdings hat man vergessen, eine Toilette einzubauen. Die steht jetzt etwas abseits auf dem Vorplatz des Komitees – ein klappriger Bretterschlag. Daneben tummeln sich Schweine – eine Fäkalienbrigade in Dauerschicht.

Das Dach des nächstgelegenen Turms wurde mit einer Stange entweiht. Von ihr spannt sich eine Radioantenne zum Dach des Exekutivkomitees. Als in Mestija zum ersten Mal Stimmen aus dem Radiolautsprecher kamen, wollten die Swanen es nicht glauben: „Uns führt man nicht so leicht hinters Licht. Da ist ein Grammophon auf dem Dachboden versteckt. Ein Telegramm läuft ja auch über Draht. Ihr habt einfach einen Draht vom Grammophon zu uns rüber verlegt.“

Und kappten den Draht hinterm Fenster mit einem Dolch.

Erst als die Stimme von Filipp Macharadse* im Radio erklang, der 1925 durch Swanetien gereist war, fanden die Stolzen zum Glauben, denn es war klar, dass Macharadse nicht auf dem Dachboden, sondern nur in Tiflis sein konnte.

Der Juli neigt sich dem Ende zu. Auf den umliegenden bewaldeten Bergen ist frischer Schnee gefallen. Swanetien liegt unter kalten Wolkenmassen vergraben. Es ist so kalt, dass man selbst im Zimmer, eingepackt in eine Burka*, zittert. Das Haus des Exekutivkomitees bewohnen Touristinnen auf Durchreise. Die Hausherren wurden in die Ecke verdrängt.

Zwei Ethnografie-Studentinnen aus Leningrad, Dina Koschewnikowa und S. Poloshenskaja, sind mit ihren paar Kopeken Exkursionsgeld nach Mestija gereist. Nun laufen sie mit Notizbuch und Kamera umher und spießen Swanetien wie einen wunderlichen Käfer auf Papier und Fotoplatte. Ihre Beobachtungen sind interessant und sie sind so freundlich, sie mit mir zu teilen, so erfahre ich trotz der Kürze meines Aufenthalts bemerkenswerte Details über Swanetien.

Im Flur hängt eine Wandzeitung mit Bildern der Berge. Am Ende des Flurs liegt der Klub. Jemand versucht sich an einer Balalaika, zwei Swanen spielen Schach. Der eine war früher Leibeigener, der andere Fürst, er führt nun ein einfaches Leben und arbeitet als Sekretär. Vielleicht waren die beiden einmal in eine Blutfehde verstrickt, war einer dem anderen mit Dolch und Gewehr zu Leibe gerückt, hatte seinen Turm belagert. Heute rückt er ihm nur noch mit einem Bauern zu Leibe und umstellt seinen hölzernen Turm. Dann klopfert er seinem Spielpartner auf die Schulter und sagt:

„Genug für heute, ich gehe mal die Schreibmaschine reparieren.“

An den Wänden des Klubs hängen Plakate, von denen eins am lautesten schreit: „Baut Gartenstädte“. In der Ecke daneben funkelt ein Fußball mit seinen meridionalen Nähten. Am Abend wird er auf dem von einem Graben zerschnittenen Platz vor dem Exekutivkomitee rollen, es kommt dort zu einem außergewöhnlichen Spiel. Die einheimischen Jungs werden mit ihren Burkas auf den Schultern hinter ihm herjagen und sich weigern, die schweren Dinger abzulegen. In einem Tor wird ein Kleinhändler stehen, im anderen ein Sachbearbeiter der Polizei. Ein Genossenschaftsbäcker in seiner weißen Schürze wird aufopferungsvoll das Polizeitor verteidigen, doch ein Stürmer – Leiter des Standesamtes – wird die Verteidigung zur Freude des Händler-Torwarts durchbrechen, im nächsten Moment aber wird der Ball davonspringen und unter Verzweiflungsschreien in den Graben rollen, wo ein zufällig daherkommender, eben noch an den Ausläufern des Gletschers gewesener Swane den schwimmenden Ball nach eingehender Betrachtung, gemächlich und mit Würde aus dem Wasser holen und vorsichtig mit der weichen Fußspitze, die unter den Filzstulpen hervorschaut, zurückkicken wird.

Rings um das Exekutivkomitee stehen zweistöckige Holzhäuser mit Galerien: Genossenschaftsladen und Genossenschaftskantine, davor Reckstangen und Barren zur nachmittäglichen Betätigung von Gästen und Angestellten; ein Friseurladen, bei dem ein durchreisender Künstler von der Assoziation*, sich geschickt übers wackelige Gerüst hangelnd, ein wunderbares Schild angebracht hat, rote Buchstaben auf grünem Grund: „Friseursalon“, darunter eine Schere und ein Rasiermesser in Weiß. Und in der Tat kann man hier das Messer über die Wangen

schaben hören: So knirscht bei -25°C der Schnee unter den Schuhsohlen.

Ochsen ziehen einen steinzeitlichen Sommerschlitten an einem Briefkasten und den Telegrafenmasten mit ihren Porzellanbecherchen vorbei, während im Postamt fröhliche Plakate an den Wänden von Krediten und Lebensversicherungen künden und ein etwas großköpfig geratener Junge lachend ruft:

Jeder hat seine Art
und seine Manier,
doch jeder ohne Bart
liest den *Pionier**.

Aus den Fenstern der Post dringt ständig Gebrüll, als würde dort jemand ausgescholten – das ist der Postbeamte, der über das Telefon Telegramme in das 150 Kilometer entfernte Sugdidi übermittelt. Das Telefon ist alt und kaputt, das Kohlepulver ist von der Membran des Hörers abgebröckelt; nach jedem zweiten gebrüllten Wort pustet der Postbeamte hinein wie in das Rohr eines Samowars und klopft mit dem Finger dagegen. Trotzdem bleibt die Nachricht undeutlich, denn bei einer Entfernung von 150 Kilometern rutscht das Kabel nicht selten vom Mast und schlängelt sich über Gras, Wald, Maisfelder oder jene Zäune aus länglichen Steinplatten, die an Querstangen lehnen. Oft wird das Kabel auch von Baumstämmen durchgetrennt, die Holzfäller von den Bergen zum Enguri hinabrollen lassen.

Die Krankenhausterrasse prahlt mit den schneeweißen Kitteln der Ärzte und Schwestern. Aus den entlegenen Orten angereiste Patienten sitzen da und warten. Hier ein Matschauge, dort eine Struma, eine vereiterte Wunde oder eine Frau, die ihr Kind erwartet. Heutzutage wollen die Schwangeren nicht mehr zur Hebamme, sondern verlangen einen Chirurgen. Eine Ärztin, auch sie Chirurgin, erzählt mir, wie sich die Bevölkerung allmählich an

die Medizin gewöhnt. Vor wenigen Jahren noch konnte es vorkommen, dass eine Frau, bevor sie sich unters Messer begibt, ihre Familie Blutrache am Arzt schwören lässt, falls sie während des Eingriffs stirbt.

„Die Heilerinnen ziehen nach“, sagt die Ärztin. „Die Medizin ist eine große Konkurrenz für sie. Sie schleichen schon um die Krankenhäuser, beschnuppeln alles, schauen genau, welche Mittel ein Arzt verschreibt, um dann zur Apotheke zu gehen und dasselbe für ihr Gewerbe zu kaufen.“

Das Schlimmste für einen Swanen ist die Amputation. Bei einer schweren Arm- oder Beinverletzung probiert er erst alle Heilerinnen durch – sie sind Meisterinnen darin, gebrochene Knochen mit einem speziellen Klebeband zu bandagieren – und erst, wenn gar nichts hilft, kommt er und legt sich auf den Operationstisch. Zugleich aber kann man, in unmittelbarer Nähe zu Verbandswatte, Stethoskop und Sterilisator, eine Frau aus dem Krankenhaus kommen und über den Platz gehen sehen, die unterm Arm einen Hahn trägt. Als sie zu einer Pfütze kommt, bedeckt sie diese sorgfältig mit einem Brett und balanciert darüber hinweg, achtet peinlich darauf, dass ihre Sohlen nicht nass werden. Sie trägt die Seele ihres gestern verstorbenen Mannes aus dem Krankenhaus nach Hause. Der Hahn, der geholt wurde und einmal gekräht hat, zeigt an, dass die Seele des Mannes jetzt an ihr haftet, nun muss die Frau die Pfütze unbedingt überbrücken, weil Wasser die Eigenschaft hat, Menschenseelen zu verschlucken.

In der Genossenschaftskantine sitzt man an langen Tischen und kaut, nachdem man eine Essenmarke gekauft hat, klebriges Gerstenbrot für 15 Kopeken das Pfund und zähes Ochsenfleisch. Die Kantinengäste sind größtenteils Angestellte im Exekutivkomitee, bei der Genossenschaft oder anderen Behörden; seltener kommen auswärtige

Swanen vorbei, Reisende und Exkursionsteilnehmer, deren Weg durch das Becken von Swanetien führt.

Die Gesichter der Bergsteiger sind rot wie frisch gehäuteter Schinken, die Wollstrümpfe sind von den nackten Waden auf die Nagelschuhe gerutscht. Die Wanderstöcke, die aussehen wie lange Spitzhacken, liegen in der Ecke bei den schweren Rucksäcken. Sie verschlingen die dreifache Portion eines Mittagessens und sind vor lauter Gletscher- und Gipfelhochmut gar nicht gewillt, dem zweibeinigen Kleinvieh, das unterhalb von 14.000 Fuß über Null vegetiert, Beachtung zu schenken.

Mir ist eine Gruppe in Erinnerung geblieben, die gerade aus dem Schnee des Pik Laila heruntergekommen war. Ein stupsnasiges Männlein mit dicken runden Brillengläsern war der Anführer einer Gruppe kolossaler, bassstimmiger Sohlengängerinnen, die problemlos zentnerschwere Rucksäcke auf ihre Karyatidenschultern warfen.

Mit ihren Stöcken und Stimmen lärmend verließen die mächtigen Frauen die Kantine, doch an den Pfosten der Terrasse blieben sie wie auf Kommando stehen, plötzlich hieß es kleinlaut und in Zimmerlautstärke: „Pfui, wie ekelhaft! Wozu machen die das?“

Vor der Terrasse zerlegte der Kantinenkoch einen frisch geschlachteten Stier. Der Stier zuckte mit den Beinen. Wie eine pluderige rote Dahlie lag der durchgetrennte Hals neben den Stufen vorm Kantineneingang, wo Schweine grunzend und schmatzend die Blutpfütze austranken.

Gegen Abend hat die Kantine wieder Zulauf: Man trinkt Milch und löffelt Mazoni, georgische Dickmilch, manchmal singt man auch mit gesenkten Stimmen, harmonisch wie im Kliros*. Es gibt kein Volk, das sich besser aufs Chorsingen verstünde als die Georgier. Ob im Duchan, in der Postkutsche oder im Eisenbahnwagen, summend

oder aus voller Kehle – sie singen ihre Lieder, das populärste ist *Mravaljamieri**, das ist so beliebt wie bei uns *An der Mutter Wolga**.

Ein Swane erklärt mir:

„Wir schätzen die Touristen nicht deshalb, weil sie uns Geld bringen, sondern weil sie, indem sie hier umherziehen, ein bisschen Leben ins swanetische Dorf bringen, den schädlichen Stillstand beenden. Schade finde ich nur, dass die Reisenden unorganisiert zu uns kommen. Sie wissen nicht, dass es in Mestija einen Telegrafen und ein Exekutivkomitee gibt. Würden sie sich vorher ankündigen, könnten wir bequemere Unterkünfte vorbereiten und ihnen Pferde aus Swanetien entgegenschicken, die günstiger wären, weil sie auf dem Hinweg Waren transportieren könnten.“

Neben der Kantine ist der Genossenschaftsladen. Die Regale mit Textilien sind ziemlich leer. Da hängt ein Staubmantel, Galoschen glänzen. Schultertücher und Spielzeug in bunten Farben. Nudeln und Papirossy scheinen das Wichtigste zu sein. Auf ausgebreiteten Bastmatten am Boden trocknet haufenweise Steinsalz vor sich hin. Ein Genossenschaftler klagt: Es sei schwer, das Salz bei schlechtem Wetter zu transportieren. Man kaufe 100 Kilogramm in Dschwari. Auf dem Weg durch den Nebel würden daraus 130, und wenn man sie getrocknet habe, seien es plötzlich 85. Dabei koste der dreitägige Transport über 130 Kilometer 25 Kopeken pro Kilogramm. 25 Kopeken für 1 Kilogramm Salz, das für sechs Kopeken verkauft werde. Aber er fügt stolz hinzu:

„Wir verkaufen es trotzdem für sechs Kopeken. Lieber legen wir den Verlust auf Schuhe, Textilien, Süßigkeiten und Spielsachen um, aber den swanetischen Bauern geben wir das Salz zum Selbstkostenpreis. Im Winter kostet die Ladung sogar fast 30 Kopeken pro Kilo. Ein Pferd kann

zwar 130 Kilogramm wegtragen, aber im Winter rutschen die Pferde oft von den vereisten Pfaden und stürzen ab in den Enguri, der nie zufriert.“

Die Genossenschaft hat 700 Mitglieder und einen Jahresumsatz von einer halben Million. Aber der Umsatz wächst nicht, denn auf Swanetiens kostspieligen Wegen lohnt fast nichts auszuführen. Die Kooperative kauft nur Schweineborsten und Wachs auf – Waren, die den teuren Transport verkraften.

Direkt am Exekutivkomitee steht eine Bretterbude an der Straße. Die Bude war einmal ein Laden, jetzt ist sie vollgekackt. Mit diesem Schmuckstück beginnt die im Bau befindliche Straße nach Mingrelien, die Swanetien mit der Welt verbinden soll. Ich bin über den Latpari-Pass nach Swanetien gekommen. Der Weg dort ist gut, aber den Winter über nicht begehbar. Nach Dschwari zu kommen ist einfacher. Hier schlängelt sich der Weg durchgehend am Enguri entlang, ohne allzu große Höhen zu erklimmen. Doch es gibt ein anderes Problem: An vielen Stellen muss man über Geröllhalden, wo sich kein richtiger Weg trampeln lässt. Über dem Pfad hängen Brocken, die sich kaum noch im Lehm halten. Ein Starkregen oder Tauwetter – und der Weg rutscht in den Fluss.

Beim Blick auf die Geröllhalden bekommen wir kalte Füße, aber die Swanen, die uns begleiten, schätzen den Weg als hervorragend ein. Scherzhaft ziehen wir den Schluss: In Swanetien ist ein Weg nur schlecht, wenn der Reisende auf jeden Fall abstürzt und man seine Leiche nicht mehr findet. Mittelmäßig, wenn der Reisende abstürzt, aber seine Leiche auffindbar ist, und hervorragend, wenn eine Chance besteht, dass er gar nicht abstürzt.

An anderen Stellen verstellen Felsen den Weg. Zwei in den Enguri hineinragende Felsnasen sind der wunde Punkt des swanetischen Weges. Sie tragen Namen: Roter

Felsen und Suntar. Noch 1926 war der Weg, der hier um den Felsen führt, eher etwas wie ein Sims, keinen halben Meter breit. Die Pferde hielt man an der Kandare und am Schwanz, zog sie mit aller Kraft zur Felswand, damit sie nicht abstürzten.

Für anderthalb Millionen könnte Swanetien eine Verkehrsstraße haben, aber anderthalb Millionen wären für die Swanen 100 Rubel pro Kopf.

Der wirtschaftlich denkende Swane schaut auf die bewaldeten Hänge der Schluchten und überschlägt im Kopf, wie viele Jahre es mit dem Geld aus der Abholzung des Waldes dauern würde, eine befahrbare Straße zu bauen, von der Swanetien, das moderne, aufblühende Swanetien, träumt wie von einer Geliebten.

Derzeit erfolgt der Holzeinschlag in Swanetiens Wäldern durch den staatlichen Holztrust. Allenthalben kann man die geschälten Baumstämme durch die Fluten des Enguri springen sehen. Es wird Raubbau betrieben. So auch der Eindruck von Filipp Macharadse, als er Swanetien im Jahr 1925 bereiste. Jährlich werden bis zu zwei Millionen Kubikfuß Holz hinabgeflößt. Die Rodung geschieht wahllos und systematisch, vernichtet riesige Flächen von jungen und alten Waldbeständen und hinterlässt nichts als Kahlschläge, die von Gewässern ausgewaschen und abgetragen werden.

Die Baumstämme werden in den Fluss gerollt. Der schleudert sie mit Wucht gegen die Uferkanten und zertrümmert diese, die Stämme verkeilen und verklausen sich. Bis in die ruhigeren Lagen schaffen es nach Angaben des Holztrust gerade einmal 60 Prozent. 40 von 100 Baumstämmen gehen verloren.

Gleichzeitig wird fast nichts unternommen, um das Flussbett zu begradigen, an besonders gefährlichen Stellen Einsatzbrigaden zu postieren, das Fahrwasser zu vertiefen

oder Hindernisse zu sprengen. Dort, wo man vom Gewinn 20.000 bis 30.000 Rubel für die Erziehung des Flusses abzwacken könnte und müsste, werden maximal 2.000 bis 3.000 investiert.

Durch ganz Swanetien rauscht der unbändige Enguri, auf dessen Grund beständig und unter Knirschen grobes Gestein in Bewegung ist. Seine Strömung ist so schnell, dass er im Winter nicht zufriert, und so stark, dass 1911 zwei englische Energieforscher am Mittellauf des Enguri 500.000 Kilowatt gemessen haben. 30 Mal mehr, als die Sages-Talsperre* erzeugt.

Der swanetische Ingenieur sieht diese Kilowatt schon auf Glühbirnen umgelegt, die ganze Dörfer beleuchten, auf Mühlen, Sägewerke, Gruben und – warum auch nicht – eine elektrische Eisenbahn quer durch Swanetien, die Touristen anlocken könnte, sowie auf die Keramikfabriken bei Dschwari, wo es rote und weiße Tonfelder gibt, und auf die Milchproduktion in einem Swanetien der Zukunft.

Die Qualität des swanetischen Weidelandes ist ausgezeichnet. Schon jetzt gibt es in Swanetien Kühe der besten Rassen. Swanetische Butter und Käse könnten in Zukunft beispielgebend für die ganze Lebensmittelindustrie sein. Man sollte aufhören, für Gerste die Böden umzupflügen. Stattdessen billigen Mais aus Mingrelien importieren, die Äcker für die Beweidung zurückgewinnen, die Wiesen bewässern, dreimal jährlich mähen, Butterfässer und Käsereien aufstellen und Swanetien in eine Schweiz verwandeln.

Früher suchte der Swane seine Soda- und Eisenquellen, die in Dorfnähe aus Erdspalten dampfen und köcheln, nur auf, wenn er nach einer durchzechten Begräbnisfeier etwas gegen seinen Kater brauchte.

Heute ist sein Blick auf diese Quellen ein anderer. Er stellt sich vor, wie das Wasser in Flaschen abgefüllt wird,

die Flaschen mit einem hübschen Etikett versehen werden, und sieht diese schon in den Regalen der Geschäfte in fernen Städten stehen. Und die Bläschen, die vom Grund der Quelle aufsteigen, sind keine Luftlöcher mehr, sondern bares Geld, mit dem man Häuser bauen, Kühe kaufen, Zentrifugen beschaffen, Turbinen aufstellen, Fachhochschulen eröffnen und Kinos betreiben kann (letztere kennt Swanetien übrigens noch nicht).

Der swanetische Ingenieur hat die Bodenschätze seines Landes schon über den Daumen gepeilt. Es gibt Blei und Zinn, Pyrit und Graphit, Marmor und Quarz, Gold und Antimon. Die Goldvorkommen sind in der Gegend von Tschuberi. Neueste Sondierungen in dieser Gegend führten zu überraschenden Ergebnissen: Soll man annehmen, dass der antike Goldsand und das goldene Vlies, dessentwegen die Argonauten angefahren kamen, sich womöglich hier befunden haben?

Bei oberflächlichen Ausgrabungen entdeckte man die Ruinen einer antiken Münzstätte, Teile von Öfen, in denen Gold geschmolzen wurde, und antike Goldmünzen mit dem Portrait Alexander des Großen. Bei den Swanen gibt es den Volksglauben, das antike Volk der Tschuberer habe in diesem abgelegenen Winkel unter der Wand des Großen Kaukasus gelebt, sei reich gewesen, aber dann durch das in seinem Lande reichlich vorhandene Gold verderbt und schwach geworden. Nachbarvölker aus dem Norden, dem heutigen Karatschai, hätten die Bewohner der Region Tschuberi überfallen, um deren Reichtum zu rauben, doch den Tschuberern sei es noch gelungen, ihr ganzes Gold zu vergraben, bevor sie vernichtet wurden. Lange habe ihr Land brachgelegen. Später sei da ein Wald gewachsen. In diesem Wald lebt auch heute unter den neuen Siedlern, den Swanen, die Legende von dem in den Bergen vergrabenen gewaltigen Schatz fort.

Das neue Swanetien wird von neuen Menschen erbaut. Noch vor gerade mal sieben Jahren schauten die Swanen grimmig, wenn sie das Wort „Bolschewik“ hörten, denn es schien ihnen den Sturz von Grundfesten wie der Ahnenverehrung, der Gottesanbetung und der Eigentumsrechte auf Grund und Boden zu verheißen. Zweimal erhoben sich die Swanen gegen die Sowjetmacht*: Beim ersten Mal wurde ein vom roten Kommandeur Prochorow angeführter Trupp Rotarmisten am Nadelöhr der Roten Felsen mit Kugeln empfangen. Der verwundete Prochorow stürzte in den Enguri, sein Blut färbte die Roten Felsen blutrot. Seitdem heißen sie Prochorowfelsen. Das andere Mal machten sich im August 1924 während des Aufstands der Menschewiki 200 irreführte Bergbewohner auf, Sageri und ganz Niederswanetien zu erobern.

Und jetzt gibt es um die 70 Kommunisten und 500 Komsomolzen im Land. 500 bei 15.000 Einwohnern ist gar nicht so wenig. Da wächst der Grundstock eines neuen, energischen, gebildeten Landes heran. Als sich herumsprach, dass ausgangs der swanetischen Talschlucht eine Papierfabrik gebaut und dort 100 Swanen an den Maschinen stehen sollen, hatte das Exekutivkomitee sofort 500 Bewerbungen auf dem Tisch.

Silwestr Naweriani, ein großer und sehniger Mann, der eine schlimme Tuberkulose durch Bergläufe überwand, hat in Swanetien wahrlich Parteigeschichte geschrieben.

1921 war er der Anführer eines bolschewistischen Aufstands in seiner Heimatgemeinde Mulach.

Er brachte die versprengten Reste von Prochorows Trupp in Sicherheit, als Swanetien einen Winter lang meinte, ein von allen unabhängiges Land werden zu müssen, und kehrte im Frühling auf einer unfassbar schwierigen Route über die nördlichen Gletscher nach Swanetien zurück.

Anderthalb Jahre harrte er im heimischen Turm aus, umzingelt von Feinden mit Bidsina Pirweli* an der Spitze, die verschiedene Verwaltungsämter innehatten und ihn vor der Regierung in Tiflis als Aufwiegler und Querulant darstellten. Sein Kampf gegen Pirweli soll umso erbitterter gewesen sein, da angeblich zwischen den Familien Naweriani und Pirweli noch eine alte Blutfehde bestand.

Erst der Aufstand der Menschewiki brachte die Wahrheit über seine Feinde ans Licht, er wurde in der Partei rehabilitiert und zog ins Exekutivkomitee von Mestija ein.

Morgens wie abends kann man dort, im und vor dem Haus, seiner unverkennbaren Gestalt begegnen. Mit dem einzigen Unterschied, dass er abends eine Mauser am Kopf trägt.

Und den ganzen Tag kommen Swanen aus den entlegensten Schluchten zum Exekutivkomitee gestieft und geritten, klingeln mit dem Metallende ihrer Wanderstöcke: Sie wollen einen Rat, ein Urteil, eine Bescheinigung, eine Urkunde, eine Eheschließung oder einfach die Stimmen sehen, die sie aus der Ferne über ihre Lautsprecher hören.

Zurück nehmen wir einen anderen Weg, den Enguri stromabwärts.

DAS ALTE SWANETIEN



Umschlag des Sammelbandes *10 Jahre Georgien* (1931), in dem Tretjakows Skizze „Das alte Swanetien“ erschien. In diesen Text gingen Passagen aus dem Sammelband *Swanetien* ein. Diese Doppelungen wurden hier nicht getilgt. Sie verdeutlichen die Arbeitsweise Tretjakows, der oft separat publizierte Skizzen überarbeitet in seine Reisebücher übernahm. Die Skizze wurde von Maria Rajer übersetzt.

Die Geografie hat es dem Kaukasusgebirge vor den Zaun geworfen. Über diesen Zaun schaut der glatte Elbrus auf Swanetiens grau schimmernde Wiesen.

Die Geschichte hat es im 10. Jahrhundert eingesperrt. Die Kargheit und Härte mittelalterlicher Feudalzeiten blickt einem von den schimmligen und verrußten Zinnen der 20 Meter hohen swanetischen Türme entgegen.

Das Swanetien, das, näher zu Kutaissi hin, in der Klamm des Flusses Zcheniszqali liegt, ist Niederswanetien. Enlang des Enguri, unmittelbar am Großen Kaukasus, liegt Oberswanetien. An dessen oberer Spitze das Freie Swanetien, in seinen Dörfern ragen lauter Türme in die Luft. Von den Gesimsen dieser Türme wehrten sich die freien Swanen früher mit Steinen und Speeren gegen die Besuche der Dadeschkeliani-Fürsten.

Im Swanetien der Dadeschkeliani haben die Siedlungen keine Türme. In Bauerndörfern hätten sie den Fürsten nur Nachteile gebracht. Einen Turm hatten nur die Dadeschkeliani. Die Häuser in Niederswanetien sind aus Holz, es sind friedliche Häuser.

Der Normalfall einer Siedlung im Freien Swanetien ist eine Ansammlung von 20 bis 30 solcher Türme, umringt von niedrigen Granithäusern mit Ritzen statt Fenstern.

Dieses Land kennt kein Eisen. Die Dachschindel wird nicht mit Nägeln am Sparren befestigt, sondern mit großen Steinen festgedrückt. Swanetische Fässer, Eimer, Kübel, Mörser, Wiegen und Särge sind aus einem Stück geschnitzt.

Eisen ist für sie so kostbar wie Silber für uns. Ein Pflug ist ganz aus Holz und nur das äußerste Ende der Schar ist mit einer eisernen Spitze versehen. Das swanetische Dreschgerät ist ein Brett von der Größe eines Tisches, in dem lauter spitze Feuersteine stecken. Es wird von Ochsen über die breitgestreuten Garben gezogen, damit die Feuersteine die Ähren auseinanderreißen.

Wie Bücher in einer vernachlässigten Bibliothek stehen Schieferplatten an den Flussufern aufgereiht. Schiefer ist für den Swanen Eisen, Papier, Pappe, Ziegel und Sperrholz in einem. Mit einer zwei Meter großen Schieferplatte bedeckt der Swane das Grab seines Anverwandten. Mit dicken Schieferplatten deckt er das Dach seines Hauses. Ein Schieferbord hängt über seinem Herd. Ein Schieferblatt ersetzt ihm Pfanne und Schaber.

In diesem Land gibt es das Rad nicht – im Sommer wie im Winter ziehen die engsten Helfer des Swanen, die Stiere, ihre Fuhre Heu, Gerste, Bohnen, Holz oder Schiefer auf den immergleichen Kufen über Land.

Einmal überquerten wir einen Pass, um auf der anderen Seite die Gemeinde Mulach zu erreichen.

Das ist der alte bolschewistische Vorposten des Freien Swanetien. Dort nahm die Sowjetmacht 1921 ihren Anfang.

Schon sah man von den trockenen grauen Alpenwiesen, über die unsere müden Pferde trotteten, unten im sanft abfallenden Tal ein verstreutes Dutzend Siedlungen mit den senkrecht aufgestellten Klötzchen ihrer Türme. Die untergehende Sonne schlug wie ein Bündel Scheinwerfer über die zackige Schwarte der elefantenartigen Berge.

Noch eine Stunde und es würde so finster sein, dass man mit der Hand die eigene Hosentasche verfehlte.

Nicht weit von uns lud eine Familie engstirniger, stupsnasiger Swanen in grauen, glockenförmigen Filzmützen betulich Heu auf einen Schlitten, während die hängebrüstigen Stiere, stark und rassig wie auf einer Schweizer Schokoladenreklame, trockenes Gras kauten und den Sonnenuntergang betrachteten.

Wir wollten die Swanen gerade fragen, ob wir in den Heuhaufen übernachten dürften. Aber wie sich herausstellte, wollten die Swanen noch vor Einbruch der Dunkelheit in der Siedlung sein. Wir schauten auf die Stiere,

den Schlitten, den noch nicht fertig beladenen Wagen, den Stand der Sonne und die Siedlung da unten, tief im Tal, und mussten lachen. Die Swanen warfen einen Blick auf unsere Pferde, Halbschuhe und Satteltaschen (Churdschin genannt) und lachten auch.

Ironisch wünschen wir den Swanen eine gute Reise und beginnen unseren Abstieg vom Pass zur nächstgelegenen Siedlung. Das Gefälle unseres Pfades wird immer unangenehmer. Der Abhang rechts und links immer steiler. Schon wird der Pfad zu einem Graben. Und der Grund immer matschiger, die Senkung immer furchteinflößender, die Pferdehufe finden kaum noch Halt. Wir steigen ab. Auf angespannten Beinen schlittern wir über Felsblöcke und Lehm. Vom klebrigen Dreck sehen die Schuhe schon wie Boxerhandschuhe aus. Hüpfend, rennend, rutschend geht es abwärts, wir schwitzen und kriegen vor Herzpochen kaum noch Luft, im Rücken die zähnefletschenden Mäuler der über den Dreck knirschenden Pferde.

Der Pfad macht einen Korkenzieher, das Zwielight verdichtet sich. Man muss aufpassen, dass man nicht danebentritt, sonst setzt man den Abstieg auf dem Luftweg fort.

Ein Swanenmädchen im übertrieben langen Rock, ein Tuch um Kinn und Mund gerafft, lässt uns vorbei, da hören wir hinter uns ein Geräusch, das gleichzeitig wie eine Straßenbahn und das Umblättern einer Zeitung klingt.

Wir können an einer breiteren Wegstelle gerade noch ausweichen, als wir auf dem Pfad einen abwärts rutschenden Heuwagen sehen. Gebremst von acht auf einen Punkt zusammengeführten Stierhufen. Das Swanenmädchen steht auf einem Felsen, springt und plumpst ins Heu neben den Wagenlenker, der pfeifend, schreiend, grölend schon darinnen liegt. Dem ersten Wagen folgt ein zweiter. Kurz weht uns der Heugeruch um die Ohren, da ist das Sausen und Knattern der swanetischen Seilbahn schon weit unter

uns, in der Tiefe, während uns, die wir vor Wut und Hilflosigkeit heulen könnten, nichts bleibt, als weiter nach Luft ringend den Abhang hinabzuhüpfen und uns mit unseren erschöpften Beinstelzen von den glitschigen Wänden des Steilgrabens abzustoßen.

„Was sollen wir mit Rädern?“, sagte später ein Swane zu mir, der an einem heißen Julitag seinen Schlitten mit Schieferplatten vollud. „Was wir zu transportieren haben, wächst alles oberhalb unserer Dörfer. Meine Stiere bringen den Schlitten mit Leichtigkeit hinauf, ob auf die Hochalm, die bewässerten Heuwiesen, das Gerstenfeld oder zum Holzeinschlag. Und runter geht der Schlitten durch sein Eigengewicht noch leichter, und es sind Wege, wo ein Rad sowieso nicht heil runter käme. Außerdem haben wir das halbe Jahr Winter.“

In der Tat dauert der Winter in Oberswanetien, das anderthalb bis zwei Kilometer über dem Meeresspiegel liegt, von Oktober bis Mai. Während meines Aufenthalts, Ende Juli, fiel an den bewaldeten Berghängen bei Mestija (der Hauptstadt des Freien Swanetien) schon der erste Schnee. Zu dem Zeitpunkt waren die fingerlangen ‚Mustergurken‘ in einem von Mestijas Vorgärten gerade so reif geworden.

„Mein Haus ist meine Burg“, sagen die Engländer. Sicher stammt diese Redewendung aus Zeiten, als sie noch wie Swanen lebten.

Das Haus des Swanen ist eine Festung. Sein Turm ist immer kampfbereit.

In Swanetien bestehen die Dörfer nicht aus Häusern, sondern aus ‚Räuchen‘. Gemeint ist der offene Herd, umbaut mit Wänden aus klobigem Granit. Der Turm, die Winterwohnung, die Sommerwohnung, die Höfe und der Zaun bilden zusammen einen ‚Rauch‘. Um den Herd drängt sich die ganze Familie, die sehr groß sein kann, manchmal bis zu 40 Leute. Es handelt sich um eine einfache

Feuerstelle auf dem Lehm Boden des höhlenartig finsternen Raumes. Über dem Herd ist eine Schieferplatte angebracht, damit die Decke nicht angesengt wird.

Dicker Rauch steht in den Wohnräumen, wo nur schmale, drei Finger breite Schießscharten die Verbindung zur Frischluft halten. An Holzhaken werden frische Fleischstücke geräuchert, aber der Rauch ätzt auch die Lider der ‚Rauch‘-Bewohner bis aufs Blut. Aus dem ebenerdigen Winterraum gelangt der scharfe Qualm über die Klappen und Deckenritzen in den ersten Stock, wo er langsam durch die Heuvorräte für den Winter zieht und sie trocknet. Die Mauern dieser Gruft entlang erstreckt sich eine geschlossene Box, in deren Wand lauter kleine Luken geschnitten sind, wie die Schalterfenster einer Kasse. Durch diese Fensterchen strecken sich Viehmäuler zur lodernen Feuerstelle hin: käuend, schnaufend, grunzend, muhend und blökend. In den Stall hinein gelangt man nur durch einen separaten Eingang von draußen.

Diesseits im Wohnraum, direkt unter den Fressluken, steht eine lange Futterkrippe. Vom Heuboden herab wird den Tieren täglich Futter hingeworfen. Die Luft im Raum ist eine konzentrierte Mischung aus Rauch, Schweinemist, Ziegenfell und Kuhrülpsern. Am Boden wimmelt es von Flöhen.

Man schläft in kistenartigen Betten oder auf dem Stalldach. Der Stall ist eine Art Dampfheizung für das Zimmer. Truhen und Kammern mit massiven Holzverschlüssen, äußerst stabil und uralt, bergen feuchtes Gerstenmehl und Maische für den Arak – swanetischen Selbstgebrannten, den man aus Hörnern oder geschnitzten Holzbechern trinkt, meistens aber aus leeren Konservendosen.

Tische habe ich in diesen swanetischen Behausungen nie gesehen. Schwer vorstellbar, wie ein kleiner Swane in so einer Höhle Hausaufgaben macht.

Petroleum kostet in Swanetien 15 bis 20 Kopeken das Pfund. In den Wohnräumen brennt ein Kienspan. Obwohl in den Kammern Wachs liegt, das aus Bienenstöcken stammt und von Pferdeschädeln vor dem bösen Blick geschützt wird. Aber Wachs ist teuer, Wachs und Borsten gehen an die Genossenschaft im Tausch für Nägel, Tücher und Messer.

Manchmal steht plötzlich ein Name an einer verrotteten Mauer, mit dem Messer in den Stein gehauen. Es ist der Name eines Blutsfeindes, der zu töten ist.

Die Blutrache ist eine schwere soziale Krankheit in Swanetien, aber auch in anderen Bergregionen des Kaukasus.

Die swanetischen Türme, die seit Hunderten, wenn nicht Tausenden Jahren bestehen, diese Wohn-Festungen, sind die gegenständlichen Hauptakteure in den Dramen der Blutrache. In diesen Türmen verschanzte sich der zur Rache Verurteilte, auf dem das Blut eines anderen ‚Rauchs‘ lastete, wenn die Krise näher rückte und das Verlangen nach Rache mit Messern und Gewehren bewaffnete Menschen auf die Bergpfade spülte. Blutrache konnte sogar zwischen zwei Nachbartürmen ein und desselben Dorfes entflammen; deswegen baute man die Türme so verdreht, dass man einander nicht in die Fenster schauen konnte.

Die Swanen berichten von Blutfehden, die Hunderte Jahre währen. Die Fehde zwischen den Fürsten Dadeschkeliani und dem ‚Rauch‘ des Großbauern Bimurs bestand seit 1813. In dieser Zeit wurden in der einen Sippe 14 Menschen erschossen, erstochen, abgepasst und in den Fluss geworfen, von einem Stein zerquetscht oder auf sonstige Weise ermordet, und in der anderen Sippe 13.

Nach dem höfischen Ehrenkodex musste die Sippe von Bimurs für jeden Toten aus dem Hause Dadeschkeliani mit zwei Bauern bezahlen. Aber die Bauern wollten keine Rache nach höfischer Manier und reagierten auf jeden

Toten mit einem Toten. Es gab Unterbrechungen. Manchmal Jahrzehnte lang. Doch dann wurde der alte Zwist, oft wegen Nichtigkeiten, neu entfacht und wieder verdienten die Popen kräftig an teuren Beerdigungen, während ekstatische Greise über ausgehobenen Gräbern von den Jüngeren den Racheschwur forderten.

Eine Epidemie der Blutrache tobte in Swanetien von 1918 bis 1924. In diesen Jahren kam die Revolution den Bauern zupass, um es den Fürsten heimzuzahlen. Ein Trupp Sappeure platzierte das Dynamit, mit dem der berühmte Turm der Fürsten Dadeschkeliani in die Luft flog, jene Steinsäule, an die das alte Swanetien wie ein Pferd an den Pflock angebunden war.

In dem kleinen Bergland gab es offenbar zu viele Waffen. Man ging die alten Ehrverletzungen durch und erinnerte sich an nicht beglichene Blutrechnungen. Es war die Zeit, als ‚Rauch‘ gegen ‚Rauch‘ zog. Es knallte aus allen Türmen. Dorf erhob sich gegen Dorf, und es genügte, einen kläffenden Hund zu treten, damit sein Herr mit einer Kugel antwortete.

In jenen Jahren hat Swanetien, bei einer Gesamtbevölkerung von 12.000 Menschen, die Blutrache mit 600 Leben bezahlt.

Nicht zu vergessen, dass bei der Blutrache nicht der Mörder getötet wird, sondern „der Beste unter seinesgleichen“, denn die Blutrache ist ein Kampf Sippe gegen Sippe, und nichts schwächt eine Sippe so sehr wie der Verlust ihres ‚Genies‘.

Die Rache der Swanen ist gnadenlos und unausweichlich. Sie bauen Laubhütten und lauern dem Gegner auf.

Bei anderen Bergvölkern ist es üblich, den Gegner vor der Rache noch beim Namen zu rufen. Hier nicht, man schießt in den Hinterkopf.

„Ich bitte Sie“, erklärt mir ein Swane, „wenn ich ihn rufe, könnte er mich doch töten, dabei muss ich ihn umbringen.“

Ein Gegengift für die Blutrache sind Schiedsgerichte. Zwölf Personen von der Sippe des Mörders und 13 von der Sippe des Ermordeten. Bei diesen Gerichten erzählen die Ältesten nach einem feierlichen Eid, ohne den Blick zu heben, den wahren Hergang der betreffenden Blutrache. Hier erfahren die Familien oft zum ersten Mal die tatsächlichen Umstände vieler Tode, die ihnen zufällig erschienen waren. Das Schiedsgericht legt einen *zor* fest, eine materielle Entschädigung für den Getöteten, und löscht die Rache für immer. Meistens wird der *zor* in Ochsen gezahlt und liegt umgerechnet bei etwa 1.500 Goldrubel. Handelt es sich bei dem Toten um einen unbedeutenden Menschen ohne besondere Merkmale und Fähigkeiten, kann der *zor* bis auf 500 Rubel gesenkt werden. Adelige forderten für ihre Angehörigen den doppelten *zor*.

Aber nicht selten kam es vor, dass einer von der Sippe des Ermordeten bei diesen Verhandlungen nicht an sich halten konnte, dem Mörder eine Kugel verpasste und in die Berge floh, dann waren die Schlichter machtlos und zogen sich zurück, denn die furchtbare *lizwri*, die Blutrache, war wieder in Kraft getreten.

12.000 Menschen leben in Swanetien. Kein einfaches Leben. Alles, vom Tabak bis zur Schuhsohle, wird zuhause hergestellt.

Eine Handbreit Land ist kostbar. Nicht, weil zu wenig Land da wäre, sondern weil es an so steilen Hängen liegt, dass man sich bei der Heumahd an einem Baum festbinden muss.

Um die Schneegipfel des Großen Kaukasus winden sich ständig Nebel, swanetische Regenzeiten lassen zuweilen eine ganze Ernte verfaulen.

Es gibt zwar prächtige Weiden, aber zu wenig Vieh. Jede Familie produziert nur so viel, wie sie für sich selbst und ihre Höhlenexistenz braucht. Man kann die Milch ja nirgendwohin verkaufen.

Aber verheerender als die Regenfälle, der Landmangel und das abstürzende Vieh sind die swanetischen Toten.

Früher dachte ich, der Ahnenkult in China sei einmalig. Nun weiß ich, dass man Swanetien getrost an seine Seite stellen kann. Der Tote ruiniert die Familie; wäre da nicht die Langlebigkeit und der vergleichbar geringe Bevölkerungszuwachs, hätte Swanetien innerhalb weniger Jahrzehnte sein gesamtes Vermögen mit Beerdigungen durchgebracht und wäre längst verloren.

Egal wo ein Swane stirbt, er muss in Swanetien begraben werden. Unmittelbar vor unserer Ankunft in Niederswanetien sahen andere Reisende eine Gruppe von Swanen, die eine Leiche, in eine Burka gehüllt und quer über den Sattel gelegt, transportierten. Die Angehörigen brachten den Toten über den Gebirgspass, um ihn in seinem Heimatdorf zu beerdigen, denn er war in der Fremde gestorben.

Man erzählt sich den Fall, dass einmal ein Swane in Warschau starb. Sein Verwandter verlangte, dass sein Leichnam freigegeben werde, damit er nach Swanetien überführt werden könne. Die Regierung lehnte ab und beerdigte ihn in Warschau. Daraufhin bestach der Verwandte die Friedhofswächter, hob den Leichnam wieder aus und nahm ihn mit.

Bis zu 2.000 Rubel in Gold kostet ein Toter die Familie, wenn er älter als sieben ist. Alle Mehlvorräte gehen in Fladenbrot auf, Arbeitsochsen landen unterm Schlachtermesser. Gerste wird zu Wodka gebrannt und Hunderte von Verwandten kommen aus allen Ecken des Landes zusammen.

Zwei junge Ethnografinnen, angehende Professorinnen, die Swanetien sorgfältig und ausdauernd mit Feder und Objektiv durchkämmt haben, erzählten mir von einer Beerdigung, die kurz vor meiner Ankunft stattgefunden habe.

Eine reiche Swanin um die 40 hatte sich bei einem Besuch am Arak berauscht, kam auf dem Heimweg an einer Kohlensäure dampfenden Quelle vorbei und wollte mit diesem natürlichen Mineralwasser ihren Kater vertreiben. Als sie ihre Lippen zum Wasser führte, wurde sie von einem heftigen Schwall Kohlensäure eingehüllt und erstickte.

Bei ihrer Beerdigung versammelten sich 300 Menschen. Eine Prozession zog zur Quelle, um ihre Seele zu holen. Man trug einen Hahn und schlug einen Gong. Wäre sie ertrunken und ihr Körper nicht gefunden worden, hätte man einen leeren Weinschlauch dabei gehabt und gewartet, bis der Hahn kräht und verkündet, dass die Seele der Toten im Weinschlauch sei. Danach hätte man den Weinschlauch zugebunden und die Seele zum Grab gebracht, die Luft aus dem Weinschlauch über dem offenen Grab ausgepresst und es zugeschüttet.

Die Tote lag zuhause in einem riesigen ausgehöhlten Holzstamm. Die Arme am Körper ausgestreckt, die Hände in schmutzigen Ziegenlederhandschuhen, die Füße in Stadtstiefeln und gleich daneben, auch im Sarg, ein paar *tschusty* (hiesige Schuhe aus Kalbsleder). Um den Kopf ein Tuch und ein Schultertuch daneben – beim Begräbnisfest muss der ganze Reichtum gezeigt werden. Auf der Brust ein großes Kreuz. Auf dem Bauch ein Teller mit einem Garnknäuel und einer Zahnbürste, weil sich die Verstorbene immer die Zähne geputzt hatte. Auf der einen Seite des Sargs stand eine Singer-Nähmaschine auf einem Stuhl, auf der anderen ein gesatteltes Pferd, auf dem leeren Sattel eine festgetropfte brennende Kerze.

Etwa 200 Menschen umringten den Brettertisch, auf dem Gerstenfladen und Krüge mit Arak standen.

Nach einem Happen und einem Schluck Selbstgebranntem nahmen die Leute Aufstellung in zwei

Halbkreisen: auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Frauen. Der Dirigent des kollektiven Klagegesangs hob mit dem Ruf „I“ die Hände über den Kopf und ließ sie mit dem Ruf „Wa“ auf seinen Scheitel fallen, krallte die Finger und zog sie sich über die Wangen, als wollte er sie zerkratzen. Die Menge macht es ihm nach. Die Männer fuhren sich mit den Nägeln über die Wangen und schüttelten dann die Fäuste unter dem rasierten Kinn, als suchten sie sich den nicht vorhandenen Bart auszureißen.

„I!“, 400 Arme flogen in die Luft. „Wa!“, Hände schabten übers Gesicht, fielen herab. „I!“ – „Wa!“, „I!“ – „Wa!“. Und das bis zur Erschöpfung.

Die Rufe gingen in Wehklagen über. Alles schrie und pries die Vorzüge der Toten. Die Erregung wuchs. Oft wechseln die Klagenden in dieser Phase zu den eigenen Toten und gedenken ihrer. Auf dem Höhepunkt der Gefühle, in all dem Schluchzen und Kreischen, kann es vorkommen, dass ein verheulter, einfältiger Mensch aus den Reihen tritt, eine Flasche Arak in den Sarg legt und fordert:

„Gib sie im Jenseits meinem Onkel Mitropan.“

Wo ist da der Unterschied zu den Chinesen, die ihren Verstorbenen Geld schicken? Oder den Galliern, die Geld verliehen, das sie im Jenseits zurückerwarteten? Den Brauch kennt man nicht nur bei den Swanen. „In einem Städtchen in Mingrelieu“, so erzählte man mir, „gibt es einen Fotografen, der die Angewohnheit hat, Briefe an seine verstorbenen Verwandten ins Paradies zu schreiben. Er kam zu allen Begräbnisfeiern und legte Briefe in den fremden Sarg. Das Ganze endete damit, dass ihm Angehörige eines Tages seinen Brief zurückgaben und meinten, das sei hier kein Briefkasten.“

Wird ein Hausherr beerdigt, kriecht seine Frau die nächsten 40 Tage auf den Knien zum Grab, schlägt ihren Kopf gegen die Steine und schreit.

Am 40. Tag wird das Begräbnisfasten gebrochen. Vieh wird geschlachtet. Das Fleisch kostet eine Familie mindestens 100 Rubel. Außerdem fallen bis zur Gedenkfeier am ersten Jahrestag wöchentliche Ausgaben von zehn Rubel an, für Kirchenspenden, Kerzen...

Nach einem Jahr gibt es wieder eine Gedenkfeier. Stiere werden geschlachtet, bei armen Leuten ein paar, bei reicheren bis zu 30 Stück. Und 30 Wildschweine; für 100 Rubel wird Arak gebrannt – 500 Kilogramm Getreide werden dafür vergeudet; man kauft Honig, Birnen und Äpfel aus der Region...

Zum Totenmahl versammeln sich die ganze Gemeinde und alle Verwandten aus der Umgebung. Um die Bretterische tummeln sich 800 bis 1.500 Menschen. Diese Tage sind eine reiche Ernte für die Priester.

Die Ehrfurcht vor dem Begräbnisritual ist maßlos groß. So erklärt sich die Geschichte über eine alte Swanin, die mir einmal zu Ohren kam.

Eine alleinstehende Alte hatte so große Angst, dass nach ihrem Tod niemand eine ordentliche Feier für sie ausrichten würde, dass sie selbst zu Lebzeiten eine veranstaltete. Sie versammelte alle ihre Verwandten, brannte *arak*, buk Fladenbrot, bezahlte einen Mann, damit er ihr später einen Sarg aushaute, und nachdem alle Zeremonien beendet waren, konnte sie in aller Ruhe weiterleben und -arbeiten.

Ein abgeschiedenes Leben. Selten kommt einmal jemand über den Pass – auf Wegen, die selbst für ein Lastpferd kaum begehbar sind.

Es schmerzt der über dem Gerstenfeld zerknautschte Rücken. Die Füße tun weh nach der zwölfstündigen Treibjagd auf den schwarzen Tur, einen kaukasischen Steinbock mit einem Gehörn wie Achsfedern – bis der sich am Ende, um dem Menschen zu entfliehen, kopfüber in eine

Felsschlucht stürzt. Jahrhundert um Jahrhundert der ätzende Qualm, der durch die Ritzen und Schindeln der Dächer abzieht. Langsam bersten die Türme.

Totenfeiern, lange im Voraus geplant. Auf dem Friedhof werden Bretter um das Grab verlegt, Fleisch, Äpfel und Gerstenküchlein darauf verteilt und mit einem weißen Saum aus Ziegenkäse verziert.

Man redet über nichts anderes: Was wurde bei dieser Beerdigung gegessen, was wurde bei jener Beerdigung getrunken.

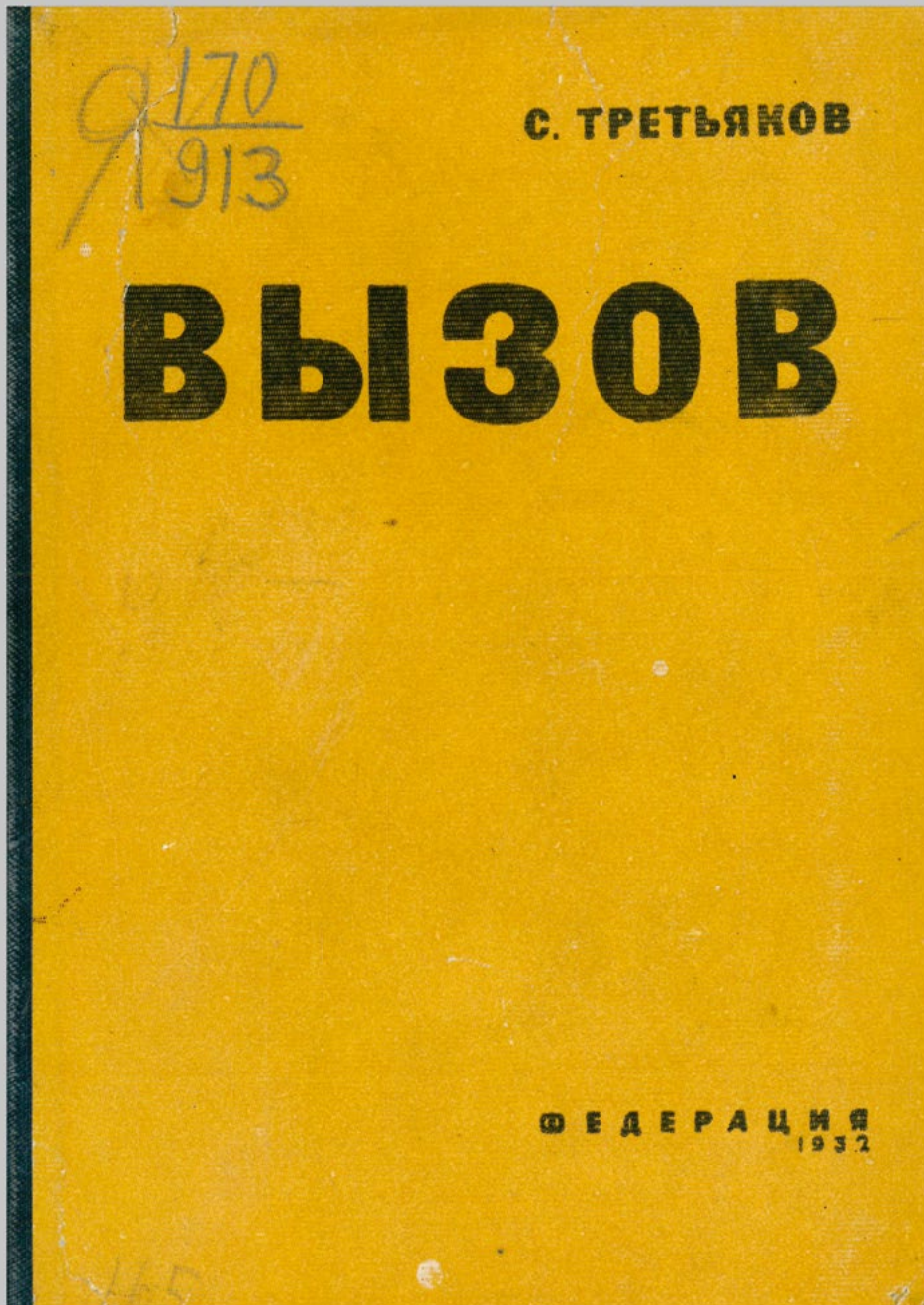
Hartnäckig saugt der Tote allen angesparten Reichtum der Familie aus.

Der erste Donnerschlag, der Swanetien erschütterte, war die Sprengung des Dadeschkeliani-Turms.

Der zweite: Sappeure sprengen die Felsen am Pfad und erweitern ihn von 40 cm auf anderthalb Meter. Bis zu einer befahrbaren Straße dauert es noch, aber immerhin...

Der dritte Schlag steht noch aus: säkulare Beerdigungen ohne Totenmahl und Saufgelage.

Aber auch er wird kommen, denn in die mittelalterliche Abgeschlossenheit der Türme drängen sowjetische, fröhliche Tage.



DIE HERAUSFORDERUNG

Von Boris Titow gestaltetes Cover der Zweitaufgabe von Tretjakows Kolchos-skizzenband *Die Herausforderung* (1932; die Erstauflage erschien 1930). Aus dem Band wurden hier acht Skizzen ausgewählt, die Tretjakows Arbeitsweise als operativer Schriftsteller im Kolchos dokumentieren. Die Skizzen „Das Objektiv“, „Wider die ‚Touristen‘“ und „Kulturplanwagen“ hat Andreas Tretner für diesen Band ins Deutsche übertragen. Die Erstübersetzungen der weiteren Skizzen von Rudolf Selke aus dem Band *Feld-Herren. Der Kampf um eine Kollektiv-Wirtschaft* (Malik-Verlag, 1931) wurden von Andreas Tretner behutsam überarbeitet.

Ein Flugzeugbillet von Moskau nach Mineralnyje Wody kostet so viel wie eine Fahrt in der Polsterklasse des Kurierzugs – 46 Rubel und ein paar Kopeken, den vierten Teil des wirklichen Gestehungspreises; und wenn man bei Morgengrauen abfliegt, ist man in der Abenddämmerung desselben Tages am Ziel.

Es gibt nichts Schlimmeres, als die Welt mit den Augen des Konsumenten zu sehen. Aber auf ebendieser Wahrnehmung beruht die ganze alte Kunst. Landschaftsmalerei ist mit den Augen des Konsumenten gesehene Natur. Die Umrisse einer Dampflokomotive, ihre stolze Schönheit, oder Ehrenburgs Verückung ob der nickelglänzenden Ausstattung einer Schiffskajüte* – alles Dinge, mit den Konsumentenaugen eines linken Ästheten gesehen.

Da ist noch kaum ein Künstler, der die Dinge und die Menschen mit den Augen des Produzenten sieht. Man muss anfangen, es zu lernen.

Der Motor schreit mit verschiedenen Stimmen. Der Pilot hört aus den Stimmen des Motors den Zustand des Metalls, den Verschleißgrad der einzelnen Teile, die Intaktheit der Ventile, die Schubkraft. Ich aber weiß nicht einmal, welcher Drehzahl die einzelnen Stimmen entsprechen. Ich sehe den Motor durch eine ungeputzte Brille, mir fehlt es an Zahlen. Meine Flugerfahrung ist nicht weniger primitiv als die eines Zulu, den man zum ersten Mal in ein Flugzeug setzt.

Wir hatten bereits die erforderliche Höhe gewonnen, als die Tür zum Pilotenstand aufging und ein Mann mit lederbekleidetem Kopf erschien, seine Automobil-Brille nach oben rückte und lange aus dem linken Fenster blickte, durch das der schwarze Ballonreifen eines Rades, die Unterseite der Tragfläche und eine zu ihr hinführende, scheinbar aus einfachem Blech, in Wirklichkeit aber aus

Duraluminiumhülsen gefertigte Strebe zu sehen waren. Der Bordmechaniker schaute sehr lange hin. Fünf Konsumenten (Passagiere), Gummigurte mit schweren Feuerwehrschnallen um den Bauch gezurrt, folgten jeder Bewegung seiner Augen. Die Gurte sind an den Sesseln befestigt und werden beim Abflug und bei der Landung umgeschnallt, damit die Passagiere, wenn ein plötzlicher Stoß oder Schlag sie aus den Sesseln reißt, nicht alle miteinander in einer Ecke des Flugzeugs landen, sondern aufgrund der Elastizität des starken Kautschukriemens sie in die Sitze zurückschnellen. Während des Flugs hängen diese Riemen gewöhnlich unter den Sessellehnen.

Der Bordmechaniker ging ohne eine Erklärung zurück und nahm wieder neben dem Piloten am Steuer Platz. Das ähnelt dem Autovolant – mit dem Unterschied, dass es nicht nur gedreht, sondern auch wie eine Fahrradpumpe gestoßen wird.

Der Fluggast, neben dem der Bordmechaniker zum Fenster hinausgesehen hatte, beugte sich an mein Ohr und schrie, vor Anstrengung rot werdend, etwas hinein, das, den Krach und die Watte durchdringend, wie aus weiter Ferne dünnstimmig und kraftlos bei mir ankam: „Ein Leck im Benzintank.“ Unverzüglich verspürte ich Benzingeruch und begann nach diesem Tank zu suchen. Befand er sich im vorderen Teil der Tragfläche? Oder gar auch im Innern der Metallhülsen?

Der Sachverhalt fand seine Klärung in Charkow. Dort setzten sich die Mechaniker, der Kommandant des Flughafens und der Pilot in einer Reihe vor das Flugzeug und schauten unter den Bauch der Maschine. Nichts von einem Tank und nichts von Benzin. Vielmehr war durch den Aufprall gegen eine Bodenunebenheit beim Start das Fahrwerk verbeult worden. Der Bordmechaniker war in die Kabine gekommen, um die Beule näher zu besehen und zu prüfen, ob sie eine sofortige Rückkehr auf den Moskauer

Flugplatz erforderlich machte. Eine Notlandung hätte das beschädigte Fahrwerk nicht ausgehalten. Am Ende wurde unser Flugzeug in Charkow in Reparatur gegeben, wir Passagiere aber wurden zum Bahnhof beordert, um – gemäß Punkt 15 der im Flugbillet niedergelegten Beförderungsbestimmungen – unsere Reise per Eisenbahn fortzusetzen.

Aus der Vogelschau kenne ich Moskau nur vom Stadtplan her, auf dem Stadtbezirke und Trambahnlinien mit verschiedenen Farben verzeichnet sind. Es ist klar, dass man vom aufsteigenden Flugzeug aus nicht imstande ist, zu beurteilen, was die vielen im Bau befindlichen Gebäude zu bedeuten haben, was für Fabriken rings um Moskau aus dem Boden wachsen, wie weit die Arbeitersiedlungen gediehen sind, ob Grünanlagen zu- oder abgenommen haben, ob genug Mennige* zum Neuanstrich der Dächer vorhanden und wie es um die Fahrrinne der Moskwa bestellt ist. Die Stadtpläne sind in ihrer Kolorierung noch nicht auf dem Stand von Luftbildaufnahmen. Daher beginnt in meinem Kopf sogleich das Räderwerk des Dichters und Literaten zu arbeiten – eine Kette primitiver, herkömmlicher Assoziationen spult sich ab, die alles Geschaute oder doch einen Teil davon in sogenannte künstlerische Bilder umsetzen.

Unaufhaltsam weitet sich der Horizont. Mit steigender Drehzahl des Propellers schwellen auch die Redewendungen an. Man fabuliert:

„Auf der Himmelsleiter emporgeklommen, rast das Flugzeug wie auf einer unsichtbaren, quergespannten Seilbahn dahin.“

Oder so: „Felder, Dörfer, Straßen, Wälder, ausgestreut gegen den Horizont, zusammengewürfelt wie Gemüse in der Schürze der Köchin.“

Man kann auch sagen: „Die buntscheckige Gemengelage erinnert an eine Flickendecke“ (sehr schlecht).

Oder man kann sagen: „Die Tintenkleckse der umgepflügten Brachen...“ (Falsch, weil es solche geradlinigen Kleckse nicht gibt.) Wieso „Brachen“? Ich bin ja nicht sicher, dass es welche sind. Sie sind mir bloß von Turgenjew her so geläufig.

Unwiderstehlich drängt es die Zunge zur Phrase: „Das Gras hört auf, Gras zu sein, und verwandelt sich in Schwammbeleg, Pflanzenschlamm auf dem Boden eines Aquariums. Denn das Auge vermag einzelne Gräser schon nicht mehr zu unterscheiden, während es die Kalktröpfchen der Margeriten gerade noch erkennt.“

Hierauf folgt auch schon der Vergleich der geriffelten Kartoffelfelder mit grüngestreiftem Tuch. (Dass das Tuch auch noch löchrig ist, weigert sich das Hirn zu akzeptieren, der Vergleich selber hat Löcher, auch wenn er treffend wäre.)

Der Pfad mitten durch ein blaugepflügtes Feld ist wie ein Sprung in einer Schiefertafel (wieder ein Bild). Über der Schwärze dieses Feldes spüre ich, wie das Flugzeug einen Satz macht. Es erregt süßliches Sodbrennen. Das geschieht, weil das dunkle Feld wärmer ist als das grüne vorhin, heiße Luft steigt von ihm auf. Dieses Sacken lässt die Serie literarisch-künstlerischer Exerzitien abreißen.

Etwas interessanter, wenn auch immer noch platt genug ist das Spektrum an Vorstellungen und Empfindungen, wie sie die unmittelbare Erfahrung hervorruft.

Das Fenster lässt sich aufschieben, aber nur einen Spalt, durch den man gerade so den Kopf stecken kann. Der menschlichen Neuropathologie ist von den Flugzeugkonstrukteuren Rechnung getragen. Der Passagier leidet an zwei neurotischen Momenten. Erstens an dem Wunsch, sich hinabzustürzen: In der Fantasie erlebt er den Sturzflug, das Aussetzen des Herzens, das Sichüber schlagen in der Luft und den Aufprall, der ihn in blutige

Sülze verwandelt. Das zweite ist die Angst vor dem soeben Gedachten.

Aber sowohl die Angst als auch der idiotische Wunsch, sich in die Tiefe zu stürzen, gründen auf depressiven Gemütsbewegungen. Ein normaler Passagier erliegt ihnen höchstens fünf, sechs Minuten. Dann ist er von der Angst ermüdet und beruhigt sich. Wahrscheinlich dauert es bei Neurotikern länger.

Die gespreizte Hand, bei 130 km/h aus dem Fenster gestreckt, empfindet die Luft als einen kompakten Gutta-perchaball* von vier Kilogramm Gewicht. Die Luft schlägt zwischen die Finger und reißt die Hand hin und her.

Das Flugzeugrad, dessen geblähter schwarzer Kautschuk durchs Fenster zu sehen ist, der einzige Gegenstand zwischen der Pupille des Passagiers und der Erde, erscheint hier in der Luft, 500 Meter über der Straße, als etwas Absurdes. Die Absurdität hört auf, sobald der Motor verstummt. Nun wird das Rad sinnvoll, notwendig, lieb und unersetzlich.

Der Flug ist dem Gefühl nach die langsamste Fortbewegung. So wie die rascheste der Ritt durch den Wald ist.

Keinerlei Buschwerk, Schlaglöcher, Telegrafemas-ten, die, vorüberfliegend, die Illusion der Geschwindigkeit erzeugen. Gleichmäßiges Zurückgleiten der Felder, Wälder, Seen. Der Radius des sichtbaren Horizontes ist hier im Vergleich zur Geschwindigkeit der Bewegung bedeutend größer als vom Fenster eines Eisenbahnwagens aus. Und vor allem: Misst man unten mit Streckenkilometern, so in der Luft mit Quadratkilometern. Selbst wenn man senkrecht hinabschaut, empfindet man keinerlei Schwindel. Es bedarf einer ungeheuren Anstrengung, sich die 450 Meter, die der Höhenmesser zeigt, vorzustellen. Spannt eine Biene vor ein Zündhölzchen, klebt an das Hölzchen hinten eine Fliege, lasst sie über den Fußboden kriechen und blickt von der Höhe eures Wuchses auf sie herab – in

gleicher Größe erscheint euch vom Flugzeug aus ein Bauer, der sein Pferd einen Baumstamm ziehen lässt.

Das Eigentümliche der Vogelschau besteht darin, dass man die Gegenstände für wirklich klein hält – nicht durch die Entfernung verkleinert.

Von oben gesehen ist ein Mensch kleiner und unscheinbarer als eine Gans (Gänse und Ferkel sehen wir ja auch zu ebener Erde von oben), die Fläche seines Scheitels und seiner Schultern schmaler als die eines Gänserückens und dunkler.

Wenn auf der Erde ein einziger Mensch, der vor Ihnen steht, mit seiner Figur ein gutes Achtel des Horizontes zu verdecken und etwa 20 Grad Himmel auszuschneiden vermag, so gelingt ihm dies von hier oben beim besten Willen nicht, denn er ist auf das Maß seiner Schirmmütze verkleinert.

Über den Feldern ziehen, vom Schatten verdoppelt, Vögel. Es scheinen Fliegen zu sein, nur dass Fliegen niemals so langsam dahingleiten. Es sei denn, dass man sie mit einer Hochgeschwindigkeitskamera aufnimmt, die Zeitlupen erzeugt. Die Zeitlupe verwandelt einen Sprung in eine feierliche Himmelfahrt.

Von oben sieht man die Beine nicht. Alle Gegenstände bewegen sich rollend. Der Unterschied zwischen einem laufenden Menschen, einem laufenden Hund, einem rollenden Klotz und einer fahrenden Draisine ist gleich Null. Am auffälligsten sind Pferdeschwänze und Hühner, die sich vor dem Surren des Aeroplans ins Dunkel flüchten.

Das Herannahen des Flugzeugs lässt die Reiskörner der einzelnen Schafe zu Herden verklumpen. Die schwarzen Pflugfurchen auf dem gelb-grünen Grund der Stoppelfelder und Fluren fügen sich zu Buchstaben. In der Regel zu einem „O“, „T“ oder „III“ [dem russischen „Sch“]. Seltener zu einem „P“ oder „Φ“ [dem russischen „F“]. „O“ bedeutet,

dass man mit dem Pflügen begonnen hat, aber noch nicht bis zur Mitte gekommen ist. Lässt man die Augen wandern, findet man auch Pflug und Landmann oder errät an der Furche, wo sie sich befinden müssen.

Der Gummireifen des Rades hat eine Schramme. Wir fliegen durch Regen. Er kommt waagrecht von vorn. Nach dem Regen sehe ich, dass die Schramme mir bedeutend näher gerückt ist: Die Regentropfen haben das Rad zur Seite gedreht.

Bauernhäuser sind viereckige Törtchen. Die geschwungenen Ränder des Teigbodens – das sind die Dächer, die Konfitürekleckse in der Mitte – die dunklen Höfe (der Vergleich stammt nicht von mir, sondern von einer Mitreisenden).

Diese Mitreisende wundert sich auch, wie leer die Erde ist und wie viel es davon gibt, sie sucht vergeblich diejenigen, die sie bebauen. Und in der Tat, auf dieser glatten und sauberen Fläche (es gibt keine Telegrafmasten, sie sind nur noch Punkte) nimmt der Mensch erstaunlich wenig Platz ein.

An der Stelle hätte man gern mehr gewusst. Der Flug eröffnet dem Blick eine wundervolle Geometrie der Felder, eine Geometrie menschlicher Arbeit, die ein Linienetz über die Erde gespannt und die entstehenden Parallelogramme, Rechtecke und Trapeze in den Farben der verschiedenen Saaten koloriert hat. Strukturiert sind die Flächen mal von der Egge, mal vom Pflug, mal vom grünen Persianerfell des Waldes oder vom feuchten Bewuchs der Moore. Aber diese Geheimschrift der Geologie, Agronomie, Botanik und Meliorationswissenschaft lesen zu können – dazu reichen meine Kenntnisse, die Kenntnisse eines Passagiers, nicht aus.

Das Leben durch das umgekehrte Fernglas des Fluges zu betrachten, hat sein Gutes: Wir beobachten den

Menschen nicht als Krone der Schöpfung, sondern als eine der vielen Tiergattungen, die die Erdrinde bevölkern, und zwar eine, die, neben dem Wasser, dem Maulwurf und dem Unkraut, ihr Antlitz am sichtbarsten verändert.

Alle individuellen Unterschiede sind von der Höhe ausgelöscht. Die Menschen sind Termitenvölker, deren Spezialität es ist, die Scholle zu furchen und geometrisch reine Gebilde auszuführen – Kristalle aus Lehm, Stroh und Holz. Gleich Regenwürmern werfen sie kleine schwarze Pyramiden auf und überlassen es den Wurmlöchern, sich mit Wasser zu füllen – dort wird Torf gestochen.

Die großrussischen Termitenhügel sind in langen, am Faden der Landstraße aufgereihten Kolonien aus besagten viereckigen Fruchttörtchen angelegt. Nach der Ukraine zu hören diese Törtchen auf. Es beginnen staubgraue, regellos verstreute ukrainische Dächer von der Form viergezackter Seesterne. Die Kämme dieser Sterne sind stark geweißt. Offenbar werden hier an den Dachfirsten die Enden der Strohgarben, mit denen die Dächer gedeckt sind, zementiert, damit das Stroh kein Wasser durchlässt.

Übrigens ist es kein Zufall, dass geweißte Katen die Bauernhäuser abgelöst haben: Wenn ihr den Blick schweifen lasst, werdet ihr bemerken, wie die Kreideschichten da und dort durch das Netz des Pflanzenwuchses hervortreten. Die Stadt Belgorod steht geradezu auf Kreide. Ebenso deutlich sieht man Kreidebrüche und die weiße Spur, die die Kreide, aus den Fuhrwerken rieselnd, auf den Landstraßen hinterlässt.

Na schön – Kreide ist etwas so Auffallendes, dass man sie sogar durch die ungeputzte Brille sieht. Aber außer der Kreide hat das Land ja doch weit mehr und interessantere Feinheiten zu bieten als wütend in Falten gelegte Stirnen, bebende Wangenrübchen und dergleichen belletristische Gesten und Aufreger.

Über der Erde dahinfliegend verschlinge ich mit dem Auge wahllos die an den Erdboden geklebten und durch ihre Länge erstaunenden Leinwandpflaster, die zebrafellartig ausgemähten Waldlichtungen und die Imkereien, in denen die Bienenstöcke wie Turner in Reih und Glied stehen (wie leicht verirrt man sich wieder in die gewohnte Metaphorik!).

Die Unkrautwucherungen auf den Feldern breiten sich kreisförmig aus wie Ekzeme. Die einzelnen Pflanzen sind nicht erkennbar. Je nach Gattung treten sie in Ringen, Flecken oder Blasen auf. Die wechselnde Farbe des Bodens springt ins Auge. Es gibt keine handelnden Personen, nur wirkende Prozesse. Eifersuchtsszenen, Raufhändel und Umarmungen bleiben unsichtbar, und die Dörfer gleichen einander wie Blätter von Sträuchern der gleichen Gattung. Dafür aber erkennt man von hier aus scharf die verschiedenen Wirtschaftszonen, die verschwenderische Fülle guter und die knochenstarrende Magerkeit schlechter Ernten. Von hier aus erkennt man die Krankheiten der Landkreise, die Geschwüre der Distrikte, die Blutarmut der Flüsse. Ein winziger Getreideschädling, der ganze Hektarflächen austrocknet und mit der gelben Farbe des Todes überzieht, ist von hier aus gesehen deutlicher und furchtbarer als jener lächerlich kleine, stumme, bald weiße, bald schwarze Wölkchen ausstoßende Gegenstand, der auf der Erde den Namen Lokomotive trägt.

Ist unser Auge erst richtig geschliffen, wird es aus der Vogelschau den Unterschied zwischen den Saaten der Kommunen und denen der Einzelbauern erkennen können. Es wird dem Hirn den Reflex des Entzückens diktieren angesichts der geschlossenen Massive der Staatsfarmen, die die „Flickendecke“ der wirren bäuerlichen Landfetzen abgelöst haben; es wird den Untergang der alten, steinernen Städte im grünen Netz der Gärten registrieren ebenso

wie die neuen Arbeitersiedlungen in ihrer symmetrischen Geräumigkeit.

Dann werden wir Sehende sein. Nicht mehr nur für das biologisch-terminhafte Treiben der Menschen, sondern dafür, wie der Sozialismus das alte Antlitz des Erdballs ausstrahlt und planmäßig durch ein neues ersetzt.

„Schriftsteller, in die Kolchose!“

Diese Formel befremdete.

Wenn ein Instrukteur in einen Kolchos fährt, um die Buchführung oder den Umgang mit Traktoren in vernünftige Bahnen zu lenken, wenn ein Mitglied der Arbeiter- und Bauerninspektion* die Kommune auf Herz und Nieren untersucht, wenn ein Journalist, von seiner Zeitung an einen Brennpunkt der Gegenwart geworfen, Menschen, ihr Leben und Wirtschaften schildert – dann ist das alles einleuchtend sowohl für den Forschenden als auch für die Erforschten. Aber ‚Schriftsteller im Kolchos‘, das ist wie ‚Poet in der Fabrik‘ – oder wie ein Maler, der sich mit Pinsel und Palette mitten auf der Straße hingepflanzt hat, um eine Demonstration zu malen. Es klingt verschwommen. Was an einem Schriftsteller geschätzt wird, das ist ja sein Vermögen, ‚in den Herzen zu lesen‘, nicht aber sein Wissen auf dem Gebiet der kollektivistischen Praxis und Theorie.

In Moskau wurden wir Schriftsteller vorwiegend in der Sprache pathetischer Beschwörungen geschult. Instruktionen sachlicher Natur blieben aus.

Von denen, die uns das Geleit gaben, schärfte die einen uns ein: „Beobachtet vor allen Dingen, wie die Kolchose wirtschaften. Dem Alltagsleben schenkt keine Beachtung. Das Alltagsleben ist eine zweitrangige, abgeleitete Erscheinung. Hauptsache ist, dass die Kollektive zweckmäßig, technisch auf der Höhe und rentabel wirtschaften.“

Andere behaupteten wie zum Trotz das Gegenteil: „Von Wirtschaft habt ihr Brüder von der Feder sowieso keinen Schimmer, das erfordert eine spezielle Einarbeitung. Schreibt von ‚lebendigen Menschen‘, ihren Wünschen, Gedanken, Erlebnissen. Gebt ein Bild des Alltags.“

„Kontrolliert, ob sie Silos bauen, kontrolliert das unbedingt,“ flüsterte ein Dritter.

Aber Zeit zu gründlicher Information blieb uns ohnehin nicht mehr, und die hastig verschlungenen Bücher vermehrten nur die Konfusion.

Das Wichtigste für den schreibenden Beobachter ist seine Perspektive, d. h. die Rolle, aus der heraus er beobachtet. Im schlimmsten Fall ist er Tourist oder Ehrengast: Entweder sieht er mit dem Blick des Ignoranten – oder er sieht gar nichts.

Meine Eindrücke von China gewann ich in enger Berührung mit dem Land, in meiner Eigenschaft als Lektor an der Pekinger Universität.

Swanetien bereiste ich in besonderem Auftrag, um die Voraussetzungen für Filmaufnahmen in diesem Land zu sondieren.

Jedenfalls empfand ich die Korrespondentenausweise in meiner Tasche ungleich schwerwiegender als die Vollmachten der Schriftstellerföderation* und des Genossenschaftsverbands Kolchoszentr*.

Die Ermahnungen und guten Wünsche, die mir auf den Weg gegeben wurden, waren, wie schon erwähnt, hochtrabend und beredt. Unklarer wurde es, als praktische Dinge zu lösen waren.

„Gut. Ich fahre also bis zu der und der Station. Und was weiter? Wie komme ich in diesen Kolchos?“

Die Antworten fielen unterschiedlich aus. Die einen meinten: „Man wird Sie abholen.“

Wer, wann und aus welchem Grunde mich abholen würde, blieb im Dunkeln.

Die andern feuerten mich an: „Was zaudern Sie?! Reisen Sie auf eigene Faust! Mieten Sie sich einen Fuhrmann und fahren Sie los! Ein Fuhrmann ist für den Schriftsteller die erste Quelle der Information.“

Ich bekam zwei Dienstreiseaufträge – einen in die Kommune *Roter Sämann*, den zweiten in die Kommune *Kommunistischer Leuchtturm*. Das sei in 19 Kilometer Entfernung von Pjatigorsk. Anfangs wollten die Organisatoren der Reise mir einen Passionsweg durch die Instanzen bereiten. „Zuerst“, hieß es, „fahren Sie nach Rostow, dort sprechen Sie mit den Gebietsleitern. Von dort aus begeben Sie sich nach Pjatigorsk und verhandeln mit dem Bezirkszentrum.“

Aber dieser Weg war mir zu strapaziös. Die bürokratische Hierarchie, in welcher die Kommune dem Genossenschaftsverband unterstellt ist, interessierte mich wenig. So kam es, dass mir bei meiner Abreise schon der Ruf des Skeptikers vorauseilte, der das ach so fröhliche Pathos der neuen großen Hinwendung der Schriftsteller Russlands zum Volke ruinieren wollte.

Pjatigorsk bestätigte jedoch sogleich eine Menge meiner Befürchtungen. Erstens lag mein Kolchos nicht 19, sondern 35 Kilometer entfernt, und nicht von Pjatigorsk, sondern von Georgijewsk.

In Pjatigorsk führen die Trambahngleise bis unmittelbar an den Bahnsteig. Wo sich die Kolchossektion befand, wusste niemand. Um dies zu erforschen, musste ich beim Exekutivkomitee vorfahren, wo man mich zum bezirklichen Grundbuchamt schickte. Dasselbst im Erdgeschoss hieß es:

„Dritter Stock. Letztes Zimmer links.“

Aber in diesem Zimmer stellte sich heraus, dass ich umkehren musste, dorthin, woher ich eben gekommen war, denn die Kolchossektion befand sich gegenüber dem Feuerwehrturm.

Weißer, einstöckiger Häuschen – der Landwirtschaftliche Kreditverband des Bezirks Terek. Das Zimmer, in dem die Angelegenheiten der Kolchose bearbeitet werden. Der Vorstand in großer Aufregung: In wenigen Tagen findet ein Kolchoskongress statt. Ich reiche mein Mandat über den Kanzleisch.

„Wie komme ich in die Kommune *Kommunistischer Leuchtturm*?“

Die Antwort ist einigermaßen verblüffend: „Kommen Sie als Tourist, Genosse? Müssen Sie unbedingt sofort in die Kommune?“

„Natürlich sofort. Soll ich etwa erst in einem Hotel absteigen?“ Mein Gesprächspartner im sachlichen Ton:

„Sehen Sie mal, Genosse, die Touristen sind eine Plage für die Kommune. Dieser Exkursionen wegen mussten wir ihr schon Geldmittel zur Verfügung stellen. Die Wünsche der Touristen zu befriedigen, ist eine zeitraubende Arbeit. Die kommen ja in die Kommune gefahren wie zu einer Ausstellung.“

„Verstehe, Genosse, aber vielleicht kann ich mich dort nützlich machen?“

„Genosse, jetzt sind dort Großkampftage, Weizen-ernte, jede Hand ist verplant.“ Nachdenklich, zur Seite: „Was die sich wohl denken, dass sie uns in dieser Zeit Touristen schicken?“

„Ich bin kein Tourist. Ich bin Schriftsteller“, berichtige ich.

„Schriftsteller?“, unterbricht mich mein Gesprächspartner. „Aber es war doch eben erst ein Schriftsteller da. Er ist gerade abgereist. Noch keine Woche ist das her.“

„Aber ich möchte über die Kommune schreiben.“

„Man hat schon über sie geschrieben. Ganze Bücher voll.“

„Ich komme aus Moskau. Man hat mir feierlich das Geleit gegeben. Bragin* hat ausgerufen: ‚Möge die Revolution Sie schützen!‘ Kolchoszentr hat mir ein Mandat ausgestellt...“

Aber meine Worte klingen nicht überzeugend, nicht einmal in meinen eigenen Ohren. Mein Mandat interessiert hier wenig. Ich selbst interessiere noch weniger. Ich lehne mich gegen die Wand, und mein Rücken, schweißnass von der Pjatigorsker Sonnenglut, fühlt den Druck von Hunderten Stecknadelköpfen.

Es ist eine riesige Karte des Bezirks Terek, die, als hinge sie in einem Generalstab, von Nadeln starrt. Am unteren Rand sind blau die Schleifen des Terek-Flusses zu sehen. An den Nadeln sind Fähnchen befestigt – gelbe, grüne und rote. Das sind die Kollektivwirtschaften, die Artels, Kommunen und Genossenschaften des Bezirks.

Ich versuche, die Leute, denen ich offensichtlich mit meinen Fragen lästig bin, für mich zu interessieren. Ich bitte sie, mir einen Wink zu geben, wem ich mich anschließen könnte, um den Kreis mit möglichst großer Ausbeute zu bereisen, um auch die Kosakendörfer ebenso wie die Einzelgehöfte, die Kolonien wie die Neusiedlungen der zugewanderten Bauern studieren zu können. Denn es hat keinen Wert, sich mit dem Kolchos zu befassen, ohne das Umfeld in den Blick zu nehmen, aus dem er hervorgegangen ist und in dem er wirkt.

Neben der Karte sitzt, auf statistischem Quadratpapier Zahlen addierend, ein Agronom. Er bedauert, dass ich zu spät gekommen sei. Soeben sei er von einer größeren Rundreise durch die Kosakendörfer zurückgekehrt.

Er entreißt seiner Arbeitszeit fünf Minuten und führt mich durch die Stecknadelreviere der Landkarte spazieren.

Die Fähnchen, das sind die agronomischen Frontverläufe. Der Bezirk Terek ist ein Reich der Kolchose. 345 Kollektivbetriebe umfassen fünf Prozent der landwirtschaftlichen Fläche und vier Prozent der Bevölkerung – eine enorme Zahl, verglichen mit den übrigen Gegenden der Sowjetunion. In der ganzen Union macht nämlich der

Anteil des in den Kollektivbetrieben und Staatsfarmen geernteten Marktgetreides höchstens zwei bis zweieinhalb Prozent aus. Hier dagegen kommt auf jede Tonne Korn eine Dezitonne von den Kolchos-Ländereien.

Der eigentliche Reichtum des Landkreises ist der Winterweizen. Der Boden ist fruchtbar: Fällt im Mai hinreichend Regen, gibt jeder Hektar zweieinhalb, wenn nicht drei Tonnen Ertrag. Das Unglück ist nur, dass der Kreis unter Trockenheit leidet. Auf zwei bis drei magere Ernten folgt eine gute. Getreide allein macht die Landwirtschaft noch nicht rentabel. Man muss sich durch Viehzucht über Wasser halten, muss daher den Anteil der Futtermittel im Gesamtbau steigern.

Aber die Viehzucht braucht zusätzliche Kredite, und diese gehen heute an die großen staatlichen Getreidefabriken, deren Aufbau forciert wird. Daraus erwächst die Gefahr, dass die Kolchose und sonstigen bäuerlichen Betriebe ihre Futtermittel an andere verkaufen, statt dass Mais, Hirse, Futterrübe und Klee unmittelbar durch die Speisekanäle von Vieh und Geflügel gehen und sich in Käse, Butter, Speck, Wolle und Eier verwandeln.

In diesem Jahr jedoch ist der Kreis vom umgekehrten Missgeschick betroffen. Das Gras ist von der Sonne verbrannt und der Agronom fragt sich besorgt, auf welche Weise er den vorhandenen Viehbestand durchfüttern soll.

Trotz meines noch ungeschulten Ohrs höre ich aus den Reden des Agronomen über die gegenwärtige Verwendung der Kredite die Eifersucht des eingefleischten Kolchosniks auf die verhätschelten Lieblinge von heute, die Staatsfarmen, heraus.

Unsere Unterhaltung ist zu Ende. Mein Gesprächspartner greift wieder zu Papier und Feder. Die erste Etappe meiner Reise hat ihren Abschluss gefunden.

Und ich habe Glück: Im Wohnheim für durchreisende Kolchosangehörige, gleich hier über den Hof, soll sich Pawel Jeremejewitsch Tschebotarjow aufhalten, der Direktor der Kommune *Kommunistischer Leuchtturm*. Er ist ganz zufällig hier, nämlich um etwas für seine Gesundheit zu tun: Er ist ausgebrannt. Ich mache mich auf die Suche nach ihm.

Stille. Hitze brütet über der Stadt. Ein riesiger Hof, wo Menschen und Hühner Zuflucht im Schatten suchen. Ein dämmriges Zimmer, Betten. Unter Staubmänteln schauen die Schaftstiefel oder Segeltuchschuhe müder Reisender hervor. Es ist nicht so einfach, Tschebotarjow zu finden. Bald heißt es, er sei zum Schlachthof gefahren, bald soll er soeben über den Hof gegangen sein. Schließlich stellt sich heraus, dass es zwei Tschebotarjows gibt. Schon im Begriff wegzugehen, sehe ich vor einer Bank die lange, gebeugte Gestalt eines jungen Burschen mit breiten Wangenknochen und müdem Gesicht. Nachdem er sich geduldig meine Fragen angehört hat, sagt er leise und in sehr ruhigem Ton: „Tschebotarjow bin ich.“

Wie höflich und souverän sind diese Menschen! Die Kanzleibeamten in der Stadt könnten von ihnen lernen. Er hört sich mein Anliegen an.

„Sehr gut,“ meint er darauf, „wir wissen von Ihrem Vorhaben ja schon aus dem *Landproletariat**. Lassen Sie sich nicht abhalten zu kommen. Was die Touristen betrifft, so werden wir wirklich von ihnen überrannt. Kürzlich kamen sogar welche aus dem Wotsker Gebiet. (Man fühlt, er ist stolz auf die Wotjaken*.) Fahren Sie nach Georgijewsk. Wir haben dort ein Quartier, wo wir absteigen. Unser Auto ist oft in der Stadt. Es wird Sie mitnehmen.“

Ich verschone den Jungen mit weiteren Fragen. Er ist sichtlich erschöpft. Auf der Befundkarte der ärztlichen Untersuchung steht: „Tuberkulöser Prozess (Fibrose) an beiden Lungenspitzen und Herzfehler.“

„Sind das alte Leiden?“ frage ich.

„Nein. Als ich 1925 in die Parteischule* eintrat, war ich gesund. Kranke wurden gar nicht aufgenommen.“

Von Pjatigorsk bis Georgijewsk sind es mit der Eisenbahn – einmal umsteigen – 70 Kilometer. Georgijewsk ist die erste Station hinter Mineralnyje Wody. Bequemer ist es, den Autobus zu nehmen. Er macht täglich zwei 40-Kilometer-Touren zwischen diesen beiden Städten. Der Autobus geht um vier. Ich bin um zwei angekommen. Mit Mühe zwänge ich meinen Namen in die Passagierliste, denn das Auto hat nur neun Plätze, und elf Personen haben sich bereits eingetragen. Der Busunternehmer tröstet mich.

„Wahrscheinlich kommen einige nicht, dann können Sie mitfahren.“

Vier Uhr. Allmählich sammeln sich an der Abfahrtsstelle Menschen in blaugrauen Hemden, weißen Käppis und Staubmänteln aus Segeltuch. Ihre Aktentaschen sind fast zylindrisch vor Überfüllung. Zu meinem Glück ist wirklich jemand nicht erschienen. Ein Zuspätkommender winkt dem Chauffeur flehentlich zu warten. Der aber setzt seine allerfinsterste Miene auf, der Wagen muss geschont werden, er weigert sich, auch nur zehn Sekunden zu warten. Es ist ein alter, zu einem Autobus umgebauter Ford. Zehn ‚Zweifüßler‘ quetschen schon seine Federung platt.

Die Straße senkt und hebt sich in einem fort. Ich sitze neben dem Chauffeur. Unaufhörlich siedet der Kühler, und die Glut des Motors schlägt durch Planken und Stiefelsohlen, so dass man von Zeit zu Zeit die Füße wie von einer Bratpfanne wegzieht. Dann glättet sich das Steppenrelief allmählich. Andernorts haben geologische Umbrüche in Urzeiten die Erdrinde zum Bersten gebracht und Berge wie Fäuste hervorgetrieben: den Maschuk, den Beschtau, die Smejka*. Hier aber ist die Lava nicht durchgedrungen; sie ergoss sich weiter südlich aus den Abszessen des

Kaukasussattels. Uns im Rücken versackt der engstehende weiße Doppelkopf des Elbrus langsam im glühenden Staub.

Das Auto überholt Kosakenwagen. Die auf dem Markt erstandenen Pferde laufen neben dem Gespann her, so dass es scheint, als würden die Leiterwagen von fünf oder sechs Rössern gezogen. Die bärtigen Kosaken in ihren ossetischen weißen Filzschlapphüten sitzen wie kleine Kinder mit der Flasche auf den Knien, darin ihr Viertelchen Wodka. Auf den ersten Wagen, die wir überholen, wird noch gesungen. Doch je weiter, desto stiller wird es auf den Wagen. Die Fuhrleute schlafen, lässig hingestreckt, hören und sehen nichts. Sie vertrauen sich ganz dem trägen Willen der Ochsen an, die sie schon bis ans richtige Hoftor schleppen werden.

Hinter den Kosakenwagen wölkt Staub wie die Rauchfahne eines Raketenautos. Er wird vom leichten Luftzug nach rechts abgetrieben. Die entgegenkommenden Zugochsen suchen sich links zu halten, um uns mit ihrem Staub zu beschenken. Aber unser Chauffeur ist behänder als sie. Noch schärfer als die Fuhrwerke bricht er aus in unberührte Landstrecken, von Hufen gestampfte Weidegründe und dann und wann auch in versengte Hirsefelder – das Brüllen des Motors macht es unmöglich, die saftigen Flüche der vom Staubschweif des Busses erfassten Bauern zu verstehen.

Man kennt das vom Schlick in stehenden Gewässern: Einmal aufgerührt, will er sich ewig nicht wieder setzen. Der Boden ist von der Sonne durchglüht bis in große Tiefen. Der Staub zeugt davon, wie lange in der Gegend kein Regen gefallen ist. Ein schlechtes Jahr. Der Wind aus den Kaspischen Wüsten, eine Art Scirocco, ist über die Fluren hingegangen. Die Ähren sind eingeschrumpft und vergilbt und haben dem Unkraut das Feld überlassen. Mit Entsetzen blickt man auf einen Acker, wo nur vereinzelte Ähren ihre Rispen aus einem Dickicht von Stachelbusch und

staubiger Melde recken. Das soll ein Weizenfeld sein! Man wird sich die Mahd ersparen. Sie brächte nicht einmal die Hälfte des ausgesäten Samens wieder ein.

Auf der Bank hinter mir sitzt ein Agronom aus Georgijewsk. Neben sich eine geputzte, lächelnde junge Bäuerin mit einem großen Korb auf dem Schoß und Granatsternen in den silbernen Ohrringen. Beim Anblick eines verbrannten Feldes schnalzt der Agronom mit der Zunge. Sonst erkennt er an der Farbe schon von Weitem, was auf den vorbeiziehenden Schlägen wächst, und sagt es uns: Wein, Hafer, Mais oder Bohnen. Auf Bauern deutend, deren Fuhrwerke nahezu von einer Herde von Pferden umgeben sind, sagt er:

„Hier ist ein Dorf sesshaft gewordener Zigeuner. Sie werden sie nicht von einheimischen Kosaken unterscheiden können. Sprache, Kleidung, Sitten und Gepflogenheiten, alles hat sich geändert. Nur die Pferdeliebe haben sie sich bewahrt. Es sind die besten Pferdekennen hier in der Gegend.“

Eine von Weingärten gesäumte Schlucht – ein Ort, wo in bewegten Zeiten Wegelagerer auf Beute lauerten. Die Gegend war erst Schauplatz des grausamen Bürgerkriegs und wurde dann lange von Banditen unsicher gemacht.

Nur noch sieben Kilometer sind es bis Georgijewsk. Knapp vor der Stadt aber, bei Podkumok, macht das Auto drei jähe Sprünge – und steht still. Das Benzin ist zu Ende. Zehn Passagiere waren für die Strecke doch zu viel. Die in den umliegenden Ortschaften Wohnenden steigen aus und zerstreuen sich in alle Richtungen. Der Chauffeur geht zum nächsten Kornsilos, um dort Benzin zu borgen. Es ist der Silo der Neslobinsker Mühle.

Wir bleiben zu dritt zurück: der Agronom, die junge Bäuerin und ich. Wir fragen die Bäuerin, wozu sie nach Pjatiogorsk gefahren sei. Sie wird verlegen und will lange

nicht mit der Sprache heraus, aber dann holt sie eine Spielzeug-Kamera aus ihrem Korb und hält sie uns unter die Nase, mit den triumphierenden Worten: „Die habe ich meinem Sohn mitgebracht.“ Ihr Sohn ist zwar erst anderthalb Jahre alt und kann mit dem Apparat noch nichts anfangen, aber die junge Mutter ist glücklich.

Ihr Mann ist Ladearbeiter auf einer Mühle. Diese Mühle ist die Geburtsstätte der Kommune *Kommunistischer Leuchtturm*, in die ich fahre. Drei Monate war er ohne Arbeit, aber demnächst kann er wieder anfangen. Zwar übt er noch ein zweites Handwerk aus: Er ist Schneider, nur leider ein miserabler, der regelmäßig den Stoff verpfuscht. Daher ist er Lastenträger geworden. Sein Traum aber ist, Traktorist zu werden. Er selbst ist Städter, seine Frau eine Kosakin von hier. Gehobbelte Hähnchen, hänselt sie der Agronom. Es stellt sich heraus, dass ihre Siedlung den Ulknamen *Gehobbelte Hähnchen* trägt, weil sie statt mit Pferden mit Geflügel handelt. Außerdem bringt sie flache Reisigbesen auf den Markt.

Ein grauhaariges, dürres altes Männchen, gebeugt von der Last eines Sacks mit zwei Wassermelonen, nähert sich dem Bus und betrachtet ihn mit entzückten Blicken.

„Setz dich zu uns, Väterchen“, fordern wir ihn auf.

„Nein.“ Misstrauisch schüttelt der Mann den Kopf.

Darauf tippt er mit dem Finger an das Sitzleder und meint:

„Ganz wie auf der Eisenbahn.“

„Bist du denn schon mal Eisenbahn gefahren?“

„Natürlich, nach Wladikawkas. Von hier aus. 30 Jahre ist das her. Ich hab mich für meinen Sohn bemüht, damit sie ihn ins Seminar aufnehmen. Sie haben ihn aber doch nicht genommen!“ ruft der Alte in aufwallendem Zorn aus. „Dabei hatten sie gar kein Recht, ihn nicht aufzunehmen!“

Aber schon macht er eine resignierende Handbewegung, und seine Stimme wird wieder ätherisch und milde.

„Ach, lohnt nicht mehr, davon zu reden. Sowieso ist mein Sohn schon lange nicht mehr am Leben, und selber bin ich ein armseliger Feldhüter.“ Trippelnd entfernt er sich über die für Automobile gesperrte, schwächliche Plankenbrücke, um sich in Georgijewsk seinen Kanten Brot für den morgigen Tag zu verdienen. Der Chauffeur kommt mit Benzin und einem Fahrgast zurück, den er dafür mit in die Stadt nehmen muss. Doch das Benzin reicht nicht aus. Wir sind keine drei Kilometer weiter, als das Auto seitwärts ins abendliche Feld einbiegt – dorthin, wo neue Backsteinhäuser, Stapel gusseiserner Rohre, rostbraune Abflussgräben und eine an ein ausgereinktes Karussell erinnernde Naphtazisterne auf uns warten. Das ist eine der sechs Pumpstationen der im Bau befindlichen Erdöltrasse Grosny-Tuapse*. Der Chauffeur steuert den Wagen übers freie Feld, ohne sich um die Gräben zu kümmern. Über einem dieser Erdrisse gibt der Ford ein schrilles Klirren von sich. Die vordere Federung ist gebrochen. Während unser Auto betankt wird, sagt der Mann in weißem Hemd und staubigen Reithosen, mit kundigem Blick auf die Zisterne:

„In drei Wochen probieren wir, ob sich hier Öl fördern lässt.“

Georgijewsk im Abendlicht. Einstöckige Häuser mit blauen Läden, die erst jetzt, bei anbrechender Dunkelheit, von den Fenstern entfernt werden, denn tagsüber zwingen die Fliegen und die Hitze die Bewohner, das Innere ihrer Häuser in tiefem Dämmerlicht zu halten.

Eine bejahrte Frau, die Verwalterin des Quartiers der Kommunarden, traut sich nicht, mich ohne Anweisung einzulassen. In dem einzigen Hotel der Stadt, dem *Louvre*, ist kein Zimmer frei. Nach einigem Palaver mit einem Droschkenkutscher, dessen knallrote Ärmel wie Flammen aus dem Wams brechen, lenkt er sein Gefährt zum Haus des Bauern.

Eine echte Stadtvilla mit Spuren von Stuckschnörkeln an den Zimmerdecken. Ein paar Dutzend Schlafstellen, deren Kissen aufgeschüttelt, schräg mit dem Zipfel nach oben, liegen. Vollkommen floh- und wanzenfrei, es ist nicht zu fassen. Elektrische Deckenlampen gleißen auf, nachdem das Kino aus ist.

Vom weiten Marktplatz tönt verhaltener Chorgesang herüber. Dorfstimmung kommt auf. Immer wieder hallt Stiefelgetrappel durch das Haus und Stimmengewirr. Das sind 40 Instruktoren für die Getreideaufbringung, die zu zweiwöchigen Kursen in Georgijewsk zusammengekommen sind und noch heute Nacht an ihre Arbeitsstellen zurückkehren. Sie diskutieren über ihre Eindrücke von dem soeben im Kino gesehenen Film aus dem mexikanischen Leben, stopfen die Instruktionen in ihre Aktentaschen und besteigen dann die auf geteilte Rechnung gemieteten Droschken. Und lange noch markiert Rädergerassel, durchsetzt von Kommandopfeifen, ihren Weg durch die schlafende Stadt zum Bahnhof.

Das Objektiv

Ich habe in der Kommune viel fotografiert. Einmal musste ich Aufnahmen in der Traktorenwerkstatt machen. Lange Belichtungszeiten, da läuft es aufs Posieren hinaus. Die Angestellten scharten sich um einen zerlegten Traktormotor. Einer nahm den Winkelmaßstab in die eine Hand, in die andere einen Messzirkel, und vermaß die Dicke einer Welle. Dabei geriet der Messzirkel in perspektivische Verkürzung und schrumpfte im Bild auf Fadendicke.

„Könnten Sie den Zirkel an der anderen Welle ansetzen?“, schlug ich dem Arbeiter vor. „Da sieht man es besser.“

Die Antwort sprach für sich.

„Soll ich mich zum Idioten machen? Diese Welle wird

unter keinen Umständen mit einem Messzirkel gemessen.“

Was man von ihm als Fachmann hielt, war dem Mann wichtiger als alles in der Welt.

Beim Aufnehmen einer Produktionssituation in der Ziegelei richtete ich den Apparat auf eine Frau, die Ziegel wendete. Kaum wurde sie es gewahr, riss sie sich das Tuch vom Kopf; auf meine Frage, warum sie das tue, erwiderte sie:

„Soll ich etwa als alte Frau auf's Bild?“

Überhaupt ist es typisch (insbesondere für die Frauen), dass man sich ungern während der Arbeitszeit ablichten lässt: „in den alten Klamotten“, „mit dreckigen Händen“, „ich muss auf meine Arbeit gucken, dann ist das Gesicht sowieso nicht zu sehen“. Ebenso wenig beliebt ist es zu lächeln.

„Wie – mit gefletschten Zähnen?“

Es gab einen Trick, die Leute aus der Trance ihrer Pose herauszureißen. Ich wies sie auf irgendeine Unzulänglichkeit in ihrer Arbeit hin. Während sie sich korrigierten, drückte ich ab – bevor sie sich wieder in Pose begaben.

„Was denn, schon vorbei? Ich hatte doch die Hände ganz woanders!“, so die übliche Reaktion.

Ein Mitglied der Kommune kam eines Sonntags zu mir, um sich mit der ganzen Familie fotografieren zu lassen. Die Frau trug ihr bestes Kleid, das Kopftuch in der Hand. Der jüngste Sohn hatte sein Steckenpferd dabei; das habe der Fotograf beim letzten Mal so gewollt, erklärten sie mir.

Ich ließ sie Aufstellung nehmen, so wie es ihnen gefiel. Einer sitzt, der andere steht daneben, die Hand auf die Schulter des Sitzenden gelegt, blickt stur geradeaus, die Kinder sind darum herum gruppiert – das ist die typische Grundaufstellung.

Dem Jungen mit dem Steckenpferdchen schärfte die Mutter ein, in die Linse zu schauen und nicht in die Sonne zu blinzeln. Der größere Junge war im Anzug und hielt

einen Welpen auf dem Arm. (Sie mögen es nicht, mit leeren Händen fotografiert zu werden. Der eine hält einen Apfel, der andere ein Huhn, ein Werkzeug, notfalls einen Zweig, ein Taschentuch, irgendein Ding – immer haben sie etwas in der Hand.) Als die Familie endlich formiert war, fiel der Mutter noch etwas ein.

„Zieh das Hemd aus und kremple die Hosen hoch!“, befahl sie dem Jungen mit dem Hündchen.

Am Aufkremplen der Hosen war die ganze Familie beteiligt.

„Na also“, wurde am Ende zufrieden festgestellt. „Jetzt sind es Turnhosen. Siehst aus wie ein Turner. Und vor dem weißen Bauch sieht man den Hund besser.“

Wider die „Touristen“

Viktor Schklowski hat gemeint, ein Schriftsteller müsse neben dem Schreiben unbedingt noch einen richtigen Beruf haben. Sagen wir besser so: Der Schriftsteller sollte zur Wirklichkeit eine sachliche Beziehung pflegen.

Ich kenne nur einen Fall, wo das Schreiben mit einem weiteren Beruf zusammengeht. Das ist der Reporter, der Skizzenschreiber*, der im Zeitungsapparat speziell dafür da ist, die Wirklichkeit festzuhalten. Aber auch hier geht nichts ohne eine außerliterarische Qualifikation. Ein Skizzenautor, wenn er gewissenhaft arbeitet, wird in einer neuen, ihm unvertrauten Situation die Fakten nicht mit der eigenen Meinung versehen, sondern mit den Ansichten derer, die zu den Fakten einen sachlichen Bezug haben. Der Journalist befragt Alteingesessene, Experten und Spezialisten, er führt deren Meinung an und wird nicht versuchen, sie als die seinige auszugeben.

Da, wo ein Autor versucht, die Dinge von seiner ‚schriftstellerischen Warte‘ aufzunehmen, wird sich ein falscher

Ton ergeben. Derlei Fälschungen gab es in den Sommerfantasien einiger unserer Autoren zuhauf – nach dem Motto: Lasst uns den Rucksack schultern und auf Wanderschaft gehen, dann wird es zu Begegnungen kommen, die Material für Belletristik hergeben.

Als Gorki auf Wanderschaft war, tat er das nicht, weil es ihm so gefiel, sondern weil das Leben es nicht anders zuließ. Kam er in Bedrängnis, erging es ihm wirklich schlecht. Hingegen müssen unsere inszenierten Landstreicher sich nur bis zur nächsten Siedlung durchschlagen, zur Sparkasse oder zum Telegrafens- oder Fahrkartenschalter.

Ihre Wahrnehmung geschieht aus der Perspektive des flanierenden Sommergastes.

Gegenwärtig durchleidet die Schriftstellerei eine ernsthafte Rohstoffkrise. Es gebricht an Material, worüber man schreiben könnte. Die Epoche des Bürgerkriegs hatte solch exklusives Material in Fülle geboten, die Leute wurden umhergeschleudert, oft gegen ihren Willen.

Die Ereignisse jener Zeit waren der grundlegende Rohstoff, den unsere schreibende Zunft in den nachfolgenden Jahren zu Erzählungen, Novellen und Romanen verarbeitete. Als die Vorräte an eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen zur Neige gingen, griffen die Autoren zu den Faktendepots in Aufzeichnungen und Erinnerungen von Zeitgenossen, die traditionell nicht der ‚großen Literatur‘ zugerechnet werden (Materialien der Historischen Kommission*, Protokolle, Briefe, Memoiren von Kriegsteilnehmern).

Doch als auch diese Themen erschöpft und die Autoren aufgefordert waren, neueres, aktuelleres Material auszuwerten, zeigte sich bald, dass sie kein solches vorrätig hatten, denn seit Ende des Bürgerkriegs war ihr Leben zwischen Schreibtisch, Redaktionsstube und Datscha verlaufen, höchstens noch auf den literarischen Bühnen und in den Lokalitäten, wo Schriftsteller ausspannen.

Natürlich liegt diese Marschroute abseits der maßgeblichen Vektoren der Zeit. Dies ist der Grund, warum Autoren, ihrer katastrophalen Lage gewärtig, neuerdings in fieberhafter Rohstoffsuche auf die Wirklichkeit zugreifen.

Hier nun wäre es an der Zeit, dass die Zeitungen sich Autoren griffen und, unter Ausnutzung ihrer literarischen Übung, als Reporter und Skizzenautor anstellten.

Ich selbst war Zeuge, wie auf der Redaktionssitzung einer größeren Zeitschrift ein angesagter Literat seiner Entrüstung Luft machte: wieso er als Schriftsteller nicht jederzeit uneingeschränkter Zugang zu den Großbetrieben und den Gremien der verantwortlichen staatlichen Institutionen habe?

Ich war verwundert ob dieses Anspruchs – das Leben obligatorisch aus ‚vorderster Reihe‘ betreten zu wollen – dabei hatte ich den Eindruck, dass der Mann, wäre er dem Journalismus enger verbunden gewesen und hätte womöglich einen Presseausweis in der Tasche gehabt, diesen Zugang wohl sogar erhalten hätte. Freilich hätten die journalistischen Anforderungen die schriftstellerische Freiheit beträchtlich beschnitten. Gefragt wären nicht die Exklusivansichten eines literarischen Individuums, sondern das, was der sozialistische Aufbauplan für diesen Tag notwendig vorsieht.

Jedenfalls war es wohl diesem Materialhunger zu verdanken, dass der Genossenschaftsverband Kolchoszentr im Sommer 1928 eine verhältnismäßig große Anzahl Autoren für die Idee gewinnen konnte, in die Kolchose zu gehen und sie zu beschreiben.

Auch wenn es in jeglicher Hinsicht zu begrüßen ist, die Literaten ins publizistische Geschirr einzuspannen, muss ich doch anmerken, dass ihre Entsendung in zweierlei Hinsicht mangelhaft war: Zum einen bekamen die Autoren

kein konkretes Amt zugeteilt (also keine zweite Tätigkeit neben dem Schreiben), zum anderen keine konkreten Aufgaben gestellt, was sie und wie sie beschreiben sollten (keine genaue Zielstellung für die Reportage). Letztlich führen sie also doch beinahe so aufs Geratewohl wie jene Sommerfrischler mit dem Rucksack.

Was daraus an Schwierigkeiten entstand, habe ich am eigenen Leib zu spüren bekommen. Fehler und Mängel anzusprechen kann nur nützlich sein, sind doch die Kolchose ein erstrangiges Material, das erstmals überhaupt von Schreibenden aufgegriffen wird. Dabei sollte der Kolchos in der sowjetischen Literatur von uns zu dem gemacht werden, was das Landgut in der klassischen war, die Kommune sollte das Adelsnest ablösen.

Gern hätte ich mir vor Abfahrt noch eine Funktion zugelegt, in der ich im Kolchos auftreten würde, und wenn es wenigstens als Klubleiter gewesen wäre. Aber das war im Vorhinein schwerlich zu bewerkstelligen, und außerdem hätte ich dann länger bleiben müssen. Da ich also auf Kosten der Kommunarden würde leben müssen, hegte ich wiederum die Befürchtung, dass diese Abhängigkeit sich auf die Rigorosität meines Urteils und meiner Reaktionen auswirken würde. So kam mir vor Abfahrt die Idee, mich lieber in einem Nachbarort einzuquartieren und den Kolchos von dort aufzusuchen.

Vor Ort begriff ich schnell, wie unrealistisch dieses Ansinnen war – die Entfernung zur nächsten Siedlung war viel zu groß, und ich hätte auf die Weise viel weniger zu sehen bekommen.

Also musste ich wohl oder übel die Rolle des neugierigen Schriftstellers spielen. Zwei Tage nach Ankunft trat einer der Kochosarbeiter auf mich zu und sagte: „Ich hab in unserer Bibliothek nachgesehen, aber kein Buch von Ihnen gefunden. Vielleicht nennen Sie mir eins?“

Hier war ich als Schriftsteller auf dem Prüfstand. Ich gab ihm ein paar mitgebrachte Bücher zum Lesen. Sie wurden studiert und für eingängig befunden.

Die erste Zeit verhielt man sich mir gegenüber noch etwas misstrauisch und reserviert. Ich bekam eine Fassade präsentiert. Stieß ich auf einen verborgenen Defekt, wurden sie fuchtig: „Wer hat Ihnen das gesagt?“ Unausgesprochen lag die Befürchtung in der Luft, ich könnte etwas schreiben, was ihnen nicht passte. Dabei war ihnen nicht neu, dass über sie geschrieben wurde, nur hatte keines der bisherigen Bücher sie zufriedengestellt, am allerwenigsten eine belletristische Erzählung mit dem Titel *Das Steppenherz**. Darin treten die Genossenschaftler mit nur wenig veränderten Namen auf. Es herrscht ein gehobener Stil:

...Hinter den Hügeln flüstert der Mensch mit den Winden.
In seinem Herzen kein freudiges, kein zärtliches Gefühl.
Ein wildes Tier.
Tierisch lief er über Stock und Stein, in die Steppe hinein. Ging vorbei.
Die Winde gehen auch vorbei.

„Was soll das für ein Tier sein?“, fragten die Kolchosarbeiter. „Das verstehen wir nicht.“

Bestimmte Wörter und Wendungen riefen nur ein Achselzucken bei ihnen hervor, sie waren bei ihnen nicht in Gebrauch – der Autor hatte sie aus anderen Sprachgegenden entlehnt, Sibirien zum Beispiel.

Ein Absatz ging so:

Und abends saß die Kommune dicht gedrängt im Haupthaus und lauschte atemlos einem Vortrag über den Boden.

Der Agronom der Kommune, von dem hier die Rede ist,

erklärte mir den Sachverhalt unter mitfühlendem Gelächter der Anwesenden:

„Ich habe tatsächlich einmal versucht, der Kommune einen Vortrag über Böden zu halten, aber darüber schließen sie sofort ein.“

Atemlos, hatte es in der Erzählung geheißen; schnarrend, wäre die Wahrheit gewesen.

So wurde aus einer pathetischen Erzählung eine humoristische Lektüre für die, die es besser wussten, und ein warnendes Beispiel für Belletristen.

Als ich in den Kolchos kam, war ich in Fragen der Landwirtschaft im Allgemeinen und der Führung eines Kolchos im Speziellen ein absoluter Laie. Was blieb mir fürs Erste weiter übrig, als mich an sogenannten künstlerischen Schilderungen zu versuchen. Zum Beispiel darüber zu reden, wie das bemahlte Pappellaub in der Juliglut raschelt. Anzumerken, dass der geschundene Nacken eines gewissen Akim so zerfurcht ist wie der Acker, über dem er steht. Zu beschreiben, wie, sagen wir, irgendeine Maid in ihrer Verlegenheit mit dem braungebrannten Arm das Gesicht bedeckt.

Mit den chronistischen Tatsachen, die ich Protokollen, Notizen und sonstigen Dokumenten entnehmen konnte, kam ich noch ganz gut zurecht.

Weit schwieriger war es schon, die Stimmungslage der Genossenschaftler zu erkunden, denn dieser Menschenschlag ist zurückhaltend – wohl erst recht, wenn ein Schriftsteller sie befragt.

Schwer fiel es mir beispielsweise, den allmählichen Wandel des Gehaltssystems in der Kommune zu verfolgen. Ein äußerst interessanter Prozess, spiegelte er doch die Art und Weise, wie die Kommune ihren Mitgliedern ein Höchstmaß an Initiative, Sparsamkeit und Produktivität abzugewinnen suchte.

Die dicksten Bretter indes waren für mich zu bohren, wenn es um Fragen wie diese ging: Wendet die Kommune die richtige Fruchtfolge an? Sind die Traktoren hinlänglich rationell eingesetzt? Zu wie viel Prozent ist die Missernte des laufenden Jahres Wetterunbilden zuzuschreiben, zu wie viel Prozent entstand sie durch eigenes Verschulden? Sind die Selbstkosten eines bestimmten Produkts im Wachsen oder im Sinken begriffen? Sollte man die Getreidewirtschaft um jeden Preis ausbauen, oder ist es doch besser, auf Tierproduktion umzusteigen? Wie organisiert man einen Zusammenschluss von Kolchosen? Welches ist für eine Genossenschaft die optimale Größe? In alledem war ich auf meine Informanten vor Ort angewiesen und konnte nicht mehr tun, als ihre Ansichten zu notieren. Dabei waren dies die wesentlichen Themen, mit denen man sich kritisch auseinanderzusetzen hatte. Also stand mir, wieder zu Hause angekommen, der schwierigste Teil der Arbeit noch bevor: mich in Fragen der Agronomie, Technik und Organisation der Landwirtschaft kundig zu machen.

Außerdem vereinbarte ich mit den Genossen Kolchosarbeitern, dass ich wiederkommen würde – aber beim nächsten Mal länger und unbedingt mit einem konkreten Arbeitsauftrag. Denn so würden sich die Leute in konkreten Belangen an mich wenden und nicht nur aus bloßer Neugier; technisch-organisatorische Kenntnisse würden mir überdies ermöglichen, diejenigen Seiten der genossenschaftlichen Ökonomie zu lesen und zu entschlüsseln, die mir beim ersten probeweisen Besuch leider noch verschlossen blieben.

Kolchos-Rubel

Als 1920 die ersten Kollektivisten (das Wort ‚Kolchosnik‘ war damals noch unbekannt) ihren Fuß auf Karpuschins

Gut* setzten, war die unantastbare Devise für Arbeit und Leben diese: „Jedem nach seinen Bedürfnissen, jeder nach seinen Fähigkeiten.“

Die Sache war auf gegenseitiges Vertrauen gegründet. Der Vorsitzende ging hinaus, besah sich die von der Schafzucht zerstampfte, von der Sonnenglut versengte Steppe und ordnete an: „Wir pflügen um. Hier kommt Weizen hin. Und dort Hirse.“

Man spannte Ochsen vor die Gutsplüge, half sich mit selbst verfertigten hölzernen Eggen und ackerte – Patronengurte um die Hüften und den Blick zum Horizont gerichtet: ob sich nicht irgendwo die Figur eines Reiters zeigte. Reiter, die ohne Signal durch die Steppe jagten, waren bekanntlich Banditen. Man musste auf sie feuern oder sich vor ihnen zurückziehen.

Gepflügt wurde kraftlos, – kaum die Erde ritzend. Wenn es heiß wurde, hielt man ein, warf sich in den Schatten des Wasserfasses und schlief. Andere Methoden, den Arbeitseifer zu steigern, als die des Zuredens gab es nicht. Im Übrigen waren die Menschen nicht allzu fest überzeugt, dass sie hier lange bleiben würden.

Bandenüberfälle hielten die Gegend in Schrecken. Hungersnot verwüstete Kommunen und Artels; sie wurden immer wieder neu besiedelt. Der Acker der Kommune gebar weniger, als sie verzehrte und abnutzte. Drei angrenzende Landkreise – Georgijewsk, Prochladnaja und Mosdok – fütterten sie mit Rationen durch.

Jedem nach seinen Bedürfnissen – das lief auf eine Hungerration hinaus, jeder nach seinen Fähigkeiten – auf: Niemand will arbeiten.

Ein Bedürfnis waren Stiefel. Die Kommune schaffte Stiefel an, aber der eine trug sein Paar in einem halben Jahr ab, der andere in einem ganzen; dieser, der seine Sachen schonte, grollte dem ersten und weigerte sich, für dessen

Unachtsamkeit aufzukommen. Nichtraucher blickten schieel auf Raucher, Kinderlose auf Familien. Jeder dachte: „Ihr lebt auf meine Kosten.“

Da kam die NÖP.* Die Ration verschwand. Es musste endlich richtig gearbeitet werden. Dazu war es notwendig, die alte Losung anzutasten. Viele bekamen es mit der Angst. Es schien ihnen, der Kommunismus sei in seinem Lebensmark getroffen. Statt „Jedem nach seinen Bedürfnissen, jeder nach seinen Fähigkeiten“ hieß es jetzt: „Existenzminimum und tägliche Leistungsabrechnung“.

Das Existenzminimum wurde in Weizen berechnet. Mit ihm zog erstmals Ungleichheit in die Kommune ein: Frauenarbeit wurde niedriger bewertet als Männerarbeit. Den Männern standen 1425 Kilogramm Weizen zu, den Frauen nur 1180. Eigentlich war das aber nur eine Kleiderzulage, denn man aß sowieso gemeinsam, wohnte unentgeltlich, und die Kinder wurden von der ganzen Kommune unterhalten.

Die Tagesabrechnung wurde nach oberflächlichster Schätzung ausgeführt. Es bedurfte keiner List, sich in die Tabelle einzutragen und dann der Arbeit fernzubleiben, die, ganz auf die Gewissenhaften gestellt, nur mühsam vom Fleck kam.

Das Jahr 1924 brachte die feste Währung, den Agronomen und die Vielfelderwirtschaft. Das Weizenminimum wurde durch ein Grundgehalt – 120 Rubel jährlich – abgelöst. Der Arbeitstag wurde auf zehn Stunden festgesetzt. Mit Grundgehalt und Vielfelderwirtschaft kam die Stundenabrechnung. Über die an die Gemeinschaftsküche gelieferten Nahrungsmittel wurde Buch geführt. Wem es zu wenig war, der mochte vom Lohn zuzahlen. Die Kommunarden murrten. Ihr Groll richtete sich vor allem gegen den Agronomen, der die Arbeits- und Materialkontrolle eingeführt hatte.

„Alles ist unser! Wir sind unsere eigenen Herren! Was werden wir jeden Bissen und jede Arbeitsstunde verbuchen! Wir arbeiten und damit basta! Man soll die Abrechnungszettel zerreißen und den Agronomen an den Hammelbeinen aufhängen!“

Manche waren erhaben über das Eintragen ihrer Stunden. Sie glaubten, es habe keinen Sinn, am Ende käme sowieso nichts Brauchbares heraus.

Aber viele führten mit Feuereifer Buch. Besonders die Frauen, die darin ein Mittel erblickten, die Gleichheit mit den Männern wiederherzustellen. Und das gelang ihnen. Am Ende des ersten Jahres zeigte es sich, dass viele Frauen einen höheren Lohn einheimsten als die Männer. Die murrten erst, begannen hierauf die Kontrollkärtchen mit ernsteren Augen anzusehen und konnten der Buchführung am Ende etwas abgewinnen. Der bäuerlichen Psyche mit ihrer Arbeit ‚frei Schnauze‘, ‚über den Daumen‘ war damit ein Schlag versetzt.

Doch selbst die bilanzierte Arbeit machte den Betrieb noch nicht marktfähig. Um ein hierfür geeignetes Produkt hervorzubringen, musste die Kommune erst noch auf Trab gebracht werden. Nach wie vor wurde auf Sparflamme gearbeitet, das heißt, jeder war nur bestrebt, seine Stundenzahl herunterzuarbeiten. Die wirkliche Leistung des Produktionszweiges, in dem er beschäftigt war, interessierte ihn nicht. Es brauchte sich nur ein Faulenzer in der Produktionskette zu finden, und die Arbeit aller seiner Kameraden zahlte sich nicht aus.

Man musste einen neuen, belebenden Anreiz finden. Man fand ihn im Prämiensystem. Es wurde verfügt: Jedem Arbeiter eines Betriebszweiges (Ackerbau, Gärtnerei, Pferdestall, Schweinehaltung, Milchwirtschaft, Hühnerfarm), dessen Gesamtleistung die Norm übersteigt, wird eine Prämie ausgezahlt. Am Jahresende wurden vom Bruttoertrag

alle Kosten sowie das Grundgehalt der Arbeiter abgezogen, und von dem so errechneten Reingewinn 20 bis 50 Prozent – je nach Betriebszweig – als Prämie unter den Arbeitern verteilt. Der Anteil des Einzelnen richtete sich dabei nach seiner Leistung.

Auf diese Weise wurde innerhalb eines Betriebszweiges jeder Arbeiter an der Leistung aller andern interessiert. Die Resultate zeigten sich nach einem Jahr. Allein die Viehzucht brachte einen Gewinn von 7.300 Rubel. Und man hatte begonnen, schonender mit dem Inventar umzugehen. Über die Gewissenhaftigkeit der Arbeit innerhalb eines Zweiges hat der Vorarbeiter zu wachen, der, wie das übrige höhere administrative und technische Personal der Kommune, nicht mit Stundenlohn, sondern festem Gehalt arbeitet und dessen Arbeitstag unbegrenzt ist.

Nun hatte man zwar die Arbeiter innerhalb eines Betriebszweiges angestachelt und hier eine solidarische Haftung eingeführt, dabei aber einem schädlichen Umstand nicht Rechnung getragen: der Schweinewirt zum Beispiel suchte mit allen lauterer und unlauteren Mitteln an Futter für seine Ferkel zu kommen, ohne sich im mindesten dafür zu interessieren, ob auch genug Futter für Pferdestall, Kälberhof und Hühnerfarm blieb. Wenn man bisher nur den eigenen Beutel gesehen hatte, so hatte man jetzt nur den des eigenen Betriebszweiges im Auge.

Sehr hemmend wirkte sich auch das noch nicht abgeschaffte Grundgehalt aus. Hatte, zum Beispiel, ein unfähiger Arbeiter seinem Schweinestall statt eines Überschusses Verlust gebracht und die Hoffnung auf eine Prämie verloren, so konnte er gleichwohl ruhig sein: Das Existenzminimum bekam er auf jeden Fall, trotz miserabler Leistung.

Das Prämiensystem musste also einer Korrektur unterzogen werden und eine Form erhalten, die man

richtiger wohl als Dividendensystem bezeichnet. Die Prämie für den Produktionsüberschuss eines Zweiges wurde nämlich von nun an nur gezahlt, wenn der ganze Betrieb im Plus war. Schloss der Kolchos sein Jahr hingegen mit einem Fehlbetrag ab, konnte von Prämie keine Rede sein.

Diese Regelung nötigte die Arbeiter der einzelnen Branchen, auf die Arbeit in den Nachbarzweigen zu achten und sie zu kontrollieren, auf Ungeschick, Stümperei oder Arbeitsverweigerung gleich in welchem Bereich der Produktion mit mehr betriebswirtschaftlicher Besorgnis zu reagieren.

Die Abschaffung des Sockelgehalts war seit langem Gegenstand von Erörterungen, aber an ihm zu rütteln schien vielen Kommunarden ein ebensolcher Frevel zu sein wie jener Anschlag gegen das frühere, rein kommunistische Prinzip der Zuteilung nach dem Bedürfnis.

Allein schon das Wort ‚Akkord‘ – erstmals im Kolchos ausgesprochen – erregte bei den Leuten Schaudern und Entsetzen. Es schien ihnen, als wäre die Kommune, sollte sie zum Stücklohnsystem übergehen, nicht länger eine Organisation von sozialistischem Typus. Es bedurfte beinahe eines ganzen Jahres der Überredung und Aufklärung, um den Boden für die Abschaffung des Grundlohns zu bereiten. Ausschlaggebend war das Argument, dass erst hierdurch alle jene Anreize zur Produktion freigesetzt werden würden, die den Arbeiter bewegen, sich das Letzte abzuverlangen.

Noch ein anderer Umstand war dem Stücklohn günstig. Das Existenzminimum wirkte nivellierend. Trotz des Prämiensystems verdiente ein Angehöriger der Kommune wenig mehr als der andere, gleichgültig, ob er Handlanger war oder Schlosser, Traktorfahrer oder Maschinist. Daher war es auch so schwer, hochqualifizierte Kräfte in den Kolchos zu ziehen, und nicht minder schwer, die

heranwachsende Jugend, die mit der Technik vertraut war, an den Kolchos zu binden. Ohnehin zog es die Traktoristen bedenklich fort aus dem Kolchos, dahin, wo besser gezahlt wurde. Der Kolchos aber, der den Übergang zur höheren sozialistischen Betriebsform in der Landwirtschaft bildet, ist undenkbar ohne eine hochgradige Arbeitsspezialisierung und -qualifizierung. Undenkbar auch, solange Gleichmacherei herrscht.

Die Hauptsache aber: Man musste unbedingt den Zentner Getreide verbilligen. Zu diesem Zweck musste man die Arbeitsproduktivität heben und die Stückkosten für das Erzeugnis senken, das bis dahin – wie leider gesagt werden muss – die Kommune sehr teuer zu stehen kam. Die Erzeugerkosten wurden nur verschleiert durch die Kredithilfe und durch den Umstand, dass die Kommune von dem ehemaligen Eigentümer des Gutes ein recht solides Stammkapital übernehmen konnte.

Die Umstellung auf Stücklohn erfolgte im laufenden Jahr 1929. Das Grundgehalt wurde beseitigt. Es blieb nur in Funktion als Index, der den Prognosen für das nachfolgende Jahr zugrunde gelegt wird. Hinfort richtet der Lohn des Kommunarden sich nach der Menge dessen, was er produziert.

Der Hühnerzüchter bekommt Lohn für jedes Küken, das er im Herbst abliefert, der Ackerbauer für jeden bearbeiteten Hektar. Hier mussten verschiedene Löhne für die Fahrer verschiedener Traktoren eingeführt werden, denn ein *Fordson** bearbeitet einen Hektar Ackerland halb so schnell wie ein *International**.

Der Schweinewirt bekommt von jedem Kilogramm Lebendgewicht der von ihm gemästeten Schweine. Der Melker von jedem Liter Milch. Der Schäfer von jedem Kilogramm Wolle. Die Küche von jeder servierten Mahlzeit. Die Erntebrigade von jedem Zentner gedroschenen Korns.

Bereits das erste Jahr der Anwendung dieses Systems – eigentlich noch kein ganzes, denn der Stücklohn wurde erst im Frühjahr eingeführt – zeitigte erfreuliche Resultate. Die Angestellten legten sich ins Zeug und bewiesen, dass sie eine erhebliche Mehrproduktion liefern können. Und zwar eine, die über bloßes materielles Interesse hinausgeht. Und nicht genug damit: Erst jetzt, da man im Akkordlohn einen zuverlässigen Maßstab für die einzelne Arbeitsleistung zur Verfügung hat, kann man ernsthaft darangehen, den Wettbewerb zwischen den einzelnen Kolchos-Zweigen zu organisieren. Von den Losungen des Verbrauchskommunismus zum Akkordsystem führte ein richtiger und dialektisch notwendiger Weg.

Man darf nicht schlechter wirtschaften als der Einzelbauer. Die Kommune akkumuliert Grundfonds in Gestalt von Maschinen, Gebäuden sowie Einrichtungen, die die Lebenshaltung der Kommunarden verbessern: Krippe, Musterwohnungen, Gemeinschaftsküche, Klub, ärztliche Versorgung.

Zunächst muss der Kolchos den unwissenden, saumseligen, untrainierten Dorfmenschen von gestern lehren zu arbeiten, wie es sich gehört: in industriellem Tempo. Erst dann kann zu noch besseren Formen der Entlohnung übergegangen werden. Der Grundfonds, aus dem künftig immer mehr die Bedürfnisse des Kommune-Kollektivs bestritten werden, wird schließlich jenen Unterschied in den Löhnen, der heute als vorzüglicher Anstoß zur Selbstvervollkommnung wirkt, überflüssig machen.

Langzeitbeobachtung im Film

Nicht zu glauben: Das Archiv der Kommune *Kommunistischer Leuchtturm* ist eine Zettelmappe.

Papierfetzen, bedeckt mit krakeligen Bleistiftbuchstaben: Eine Warnung vor einem drohenden Banditenüberfall. Ein hochtrabendes Schreiben des Banditen selbst. Eine Aufzählung von Pferden, Kummerten, Schemeln, Pfannen, Röcken und Schusterleisten, – die Habe neu eintretender Kommunarden. Eine Erklärung: „Ich bitte die Genossen, mich von meiner Frau Maria Artjomenko zu scheiden, da ich so nicht länger leben kann. Bitte mir nicht zu widersprechen. Obiges beglaubigt... Unterschrift.“ Eine Statistik des Patronenverbrauchs bei der Verfolgung eines Banditentrupps. Ein Gesuch um Aufnahme in die Kommune. Eine Anregung des Apothekenzentrums, „Arzneikräuter, Hörner, Hufe, Borsten zu sammeln.“ Jemandes „volles Gelöbnis, nun und immer hier zu arbeiten“. Eine Bitte der Sowjet-Parteischule um Überlassung „zweier Ferkel in einem Alter, das keine besondere Wartung und Milchfütterung verlangt“. Ein Protokoll über die Festnahme eines Bürgers namens Schäfer, in dessen Sack Schaftstiefel und ein Halfter gefunden wurden, was „vermuten lässt, dass er ein Pferdedieb ist“. Eine Order auf Ausgabe von zwölf Kilogramm Gerste für die Hühner – geschrieben auf die Rückseite eines gutsherrlichen Briefbogens.

Diese Zettel rufen Jahre ins Gedächtnis zurück, die kaum vergangen und schon von Legenden umflort sind.

Noch vor sieben Jahren brandschatzten Banditen die Kommune.

Vor sechs Jahren kreppten die Zugochsen am Milzbrand, und der erste Traktor, betankt mit teurem Zweirubel-Petroleum, fuhr durch die misstrauische Kommunardenmenge.

Auf dem Traktor saß ein halbwüchsiger Mechaniker von der Don-Flottille. Er trug einen Tropenhelm auf dem Kopf. Über den Jungen und seinen Traktor hat man damals gelacht. Niemand ahnte, dass der Junge sechs Jahre später

Direktor des Kombinats *Herausforderung* mit 22.000 Hektar Land sein würde. Nicht einmal das Wort ‚Hektar‘ gab es damals.

Kaum fünf Jahre ist es her, dass ein Agronom in die Kommune kam und die Sechsfelderwirtschaft einführte.

Noch vor vier Jahren aßen die Kommunarden mit Holzlöffeln aus e i n e r Suppenschüssel, und Cliquenkämpfe zerrissen die Kommune, die von zwei Räten regiert wurde: einem legalen und einem geheimen.

Vor drei Jahren kauften die Kommunarden Bruteier zu einem Rubel das Stück und fuhren ihre Glucken in die Stadt, um sie auf die kostbaren Eier zu setzen.

Saubere kleine Wohnungen entstanden da, wo Schafhürden gewesen waren.

Krippenbettchen reihten sich in den vornehm gemalerten Gemächern, wo einst der Gutsherr wohnte.

Eine Leier über einem Bühnenvorhang. Ein Tisch mit Büchern. Und ein brüllender Lautsprecher im Klub.

An Hand dieser unzusammenhängenden Dokumente, denen das Gedächtnis nachhelfen muss, wird einem die heroische Epoche des Kolchos wieder lebendig, und man bedauert, dass sie ebenso karg und ungenau festgehalten wurde wie das ganze letzte Jahrzehnt unserer Geschichte und besonders die Jahre des Bürgerkriegs. Das ist schade und nicht mehr zu ändern.

Aber die Tage, die jetzt begonnen haben, sind vielleicht noch ungewöhnlicher als die vergangenen. Es sind Tage, die für Jahre zählen.

Noch vor ein, zwei Jahren saß Iwan in seiner Hütte mit Kälbern, Schafen, Kindern und dem hölzernen Pflug samt Kummeten, alles unter einem Dach. Der Ofen kochte das Essen, ersetzte dem Hausvater das Dampfbad, wärmte die Kranken. Am Tisch spielten sich ab: Essen, Lernen, festliches Trinkgelage und das Ausbessern des Pferdegeschirrs.

Vor den Füßen häufte sich des Leibes Bedarf: Zwiebeln, Kartoffeln, Kohl.

Die ‚integrale‘ Wirtschaft.

Und heute? Der Kolchos, die Maschinen- und Traktorenstation haben ein neues Fundament unter die Bauernhütte gelegt. Der Ofen mit seinen Töpfen verschwindet und wird Gemeinschaftsküche, Gemeinschaftsbad, kommunales Krankenhaus. Die Kinder wandern in die Krippe. Die Ferkel samt den Kälbern in genossenschaftliche Stallungen. Das Zechen am einsamen Tisch geht auf in der Klubarbeit. Die Werkzeuge verziehen sich in den Maschinenschuppen, Lauch und Kartoffeln in die öffentliche Kantine. Bett, Kommode und ein bisschen Hausrat – das ist alles, was bleibt.

Und nicht nur die Wohnstatt – der Bauer selbst hat sich fortentwickelt. Der Muschik ging unter, auf kamen: Traktoristen, Schmiede, Zimmerleute, Hühnerzüchter, Schweinezüchter, Buchhalter, Käser, Winzer, Gemüsegärtner. Und nicht nur der Mensch – auch die Landschaft wandelt sich. Wer heute unser Dorf ein Jahr nicht gesehen hat, muss damit rechnen, es bei der nächsten Begegnung nicht wiederzuerkennen.

Jedem, der nicht weiß, dass der Sozialismus Wunder bewirken kann, jedem, der zweifelt, führe man diesen handgreiflichen Gang der Geschichte vor Augen. Besser als jede andere Kunst ist das Kino dazu imstande. Wir haben die Wochenschau, und wir haben den Kulturfilm. Aber in der Wochenschau kurbeln wir die herausragenden Vorgänge so, wie sie sich ereignen. Zwar empfinden wir in der Wochenschau die Bewegung unserer Wirklichkeit, doch erkennen wir nicht klar die Richtung. Der gewöhnliche Kulturfilm wiederum, der binnen zwei, drei, vier Monaten gedreht wird, fesselt wohl unsere Aufmerksamkeit an ein Thema, aber er erfasst eine zu kurze Zeitspanne, um mehr zu zeigen, als im Heute zutage liegt. Das Wachstum selbst

bleibt außen vor, oder was noch schlimmer ist – es muss inszeniert werden.

Solange wir nicht gelernt haben, das Wachsen selbst zu erfassen, soziale Prozesse zu verfilmen – solange wird uns der Film nicht weiterhelfen bei der Lösung der Lebensfrage, wie der Aufbau erfolgen soll und wie besser nicht. Er wird uns nicht zugleich mit den Errungenschaften auch die Fehler zeigen. Die Methodik des Aufbaus ist aber für uns das Elementare.

Man müsste eine Fabrik, ein Dorf, eine Familie, ein Wohnviertel, ein Laboratorium, einen Bürobetrieb, letztlich auch den einzelnen Menschen, den einzelnen Gegenstand anhaltend in den Fokus der Filmkamera nehmen und, ausgerüstet mit besonderen, nach Möglichkeit objektiven Beobachtungsmethoden, umfangreiche Aufnahmen machen, die später (nach frühestens ein, zwei Jahren) zum Film montiert nicht bloß Wachstum und Veränderung zeigen, sondern auch die Bedingungen, unter denen das Wachstum sich vollzog, die es begünstigten oder ihm im Wege standen.

Eine Traktorenkolonne auf dem Vormarsch oder einen sich bäumenden Traktor zu filmen ist nicht schwer. Viel schwerer ist es, den Weg der Intrigen, blutigen Händel, erbitterten Klassenkämpfe, an deren Ende die Traktorenfront im Maschinenhof aufmarschiert steht, im Film abzubilden.

Der Film als Langzeitbeobachtung ist etwas wie ein permanenter Dreh vor Ort, mitten in den Stromschnellen der Aufbauprozesse. In erster Instanz kann das Erzeugnis der Langzeitbeobachtung jeden Tag, jede Woche, jeden Monat über die Leinwand gehen. Die frisch gekurbelte Episode wird unverzüglich der Wochenchronik einverleibt.

Aus diesen Chronikstücken werden ‚Filmbriefe‘ von 100 bis 150 Metern Länge und ‚Filmskizzen‘ von 400 bis

500 Metern montiert. Diese umfassen bereits ein ganzes Thema oder eine ganze Saison: Aussaat, Ernte usw.

Aus demselben Material können Lehrfilme gebaut werden: Reparatur eines Traktors, Geflügelzucht, Schafzucht, ein Muster-Kuhstall, richtige und falsche Ausbesserung des Inventars usw. Und endlich, als Fazit von einem, zwei oder mehr Jahren, Filme mit dem mächtigen Radius einer ganzen Epoche. Womit, wenn das Wachstum sich stabilisiert hat und der Rhythmus epochaler Quantensprünge abgeklungen ist, auch der Nutzen dieses Bereiches für die Langzeitbeobachtung ausgeschöpft ist.

Natürlich braucht dieses neue Werk auch einen neuen Akteur. Da taugt nicht mehr der ‚Film desperado‘, der im Handstreich kommt, kurbelt und wieder verschwindet. Da bedarf es langer und geduldiger Beobachtung an einem Fleck, und obendrein dürfen Beobachter und Objekt einander nicht fremd sein. Im Gegenteil, er selbst muss aktiv Anteil nehmen, integriert sein in das Leben der Fabrik oder des Dorfes, die er filmt.

Einzig der aktiv Mitschaffende wird es verstehen, Wandlungen, Umschwünge, an denen das Wachstum fühlbar wird, im Detail voranzusehen und rechtzeitig im Bild festzuhalten. Einzig der Filmpublizist wird unfehlbar gerade das auf den ersten Blick nebensächliche Moment aufnehmen, aus dem sich in der Folge eine Tatsache von großer sozialer Bedeutung entfaltet. Er allein wird mit seinem Klasseninstinkt den Feind wittern und ihn auf den Filmstreifen bannen.

Die Zeit drängt. Die Zeit verlangt von den Filmgesellschaften ein Netz kinematografischer Beobachtungsposten, damit ihr in einem oder zwei Jahren Filme zur Verfügung stehen, anhand derer wir uns unseres Fortschritts in nahezu physischer Präsenz versichern können, dies zum einen, und die zum anderen mit faktischen Mitteln eine

denkbar überzeugende Agitation im Ausland – und hier insbesondere bei der ausländischen Bauernschaft – leisten können, indem sie von dem Wunder berichten, das die Oktoberrevolution gewiss und wahrhaftig am Dorf vollbringt.

Die Kolchoszeitung

Moskau hat uns mit der Zeitung im Stich gelassen. Es hat uns an der Nase herumgeführt und an Rostow verwiesen, dem es aber keine Direktive gab. Während wir uns mit Rostow um Fachkräfte und Maschinen rauften, verteilte Moskau hinter unserem Rücken 50 Zeitungen auf andere Kolchose, und es blieb uns nur noch die Hoffnung, dass wir Druckmaschine und Drucker von der Zeitung *Terek* erhalten würden, denn dieses Blatt hatte uns schon im vergangenen Herbst bei den Bulletins und den Wandzeitungen unterstützt.

Noch als ich in Moskau war, wurde leidenschaftlich darüber gestritten, wie man am besten eine Kolchoszeitung aufzieht.

Eine Dreiteilung erschien mir dabei angemessen:

Erstens: eine unverzügliche allgemeinpolitische Information über die Vorgänge im Lande und in der Welt. Jene Nachrichten also, die ansonsten mit der gewöhnlichen Zeitung erst nach einer Woche zu den Kolchosarbeitern gelangen, wenn das zugrundeliegende Ereignis längst vergangen und überholt ist.

Ohne diesen Zeitungsteil wäre der Kolchosarbeiter vom Strom der Weltereignisse abgeschnitten. Dabei ist es heute das Allerwichtigste, ihn bei jedem Anlass, jedem Arbeitsgang seine Verbundenheit mit den indischen Arbeitern fühlen zu lassen und genauso mit dem Kampf um den Wirtschafts- und Finanzplan auf den Holzplätzen von

Archangelsk, mit der Übererfüllung der Exportvorgaben in Wladiwostok und mit den Demonstrationen der Arbeiter gegen die raubgierigen päpstlichen Enzykliken.

Damit diese Meldungen rechtzeitig in die Zeitung gelangten, lag es nahe, sich des Radios zu bedienen. Die Weitergabe durch das Telefon ist äußerst beschwerlich, weil die Leitungen von den Behörden stark in Anspruch genommen werden und überlastet sind.

Ein zweiter Teil betrifft die örtlichen Fragen. Hier muss den Kollektivistern die Arbeit des Kombinats veranschaulicht, der Sinn der laufenden Anordnungen klargemacht werden. Hierhin gehörten auch die lokalen Informationen über Erfolge und Misserfolge, Fälle von Sabotage und Heldentum in der Produktion. Auch eine Rubrik *Leserbriefe der Kolchosarbeiter* und ihre Beantwortung fielen in diesen Teil. Und es wäre der Ort, um neu aufkommende, heikle und drängende Probleme mittels Umfragen, Meinungsaustausch und Befragungen von Vertretern der Bauernmasse abzutasten und auszudiskutieren.

Im dritten Teil müssen die Kollektivistern über den Stoff, der die Spalten der gewöhnlichen Massenzeitungen füllt, unterrichtet werden. Wir fanden es wichtig, nicht einfach die Artikel dieser Blätter in der Kolchoszeitung nachzudrucken, wie das oft getan wird, vielmehr so etwas wie einen Wegweiser durch die Presse einzurichten. Dieser würde dem Kolchosarbeiter einen bestimmten Artikel empfehlen und ihn so anregen, in den Lesesaal zu gehen, die Zeitung herauszusuchen und den Artikel nachzulesen.

Man erhob Einwände hauptsächlich gegen den ersten und den letzten Teil meines Zeitungsplans. Man war der Meinung, dass die Kolchoszeitung ein ausgesprochenes Lokalblatt sei, sich daher nicht für Dinge, die den lokalen Rahmen überschreiten, zu interessieren brauche, der Platz reiche ohnehin nicht dafür.

Die Leser unserer Kolchoszeitung entkräfteten diesen Einwand gleich am zweiten Tag: Sie verlangten von uns energisch Artikel zu politischen und allgemeinen Themen.

Wir haben sechzehn Ortschaften zu versorgen, die im Schnitt drei bis vier Kilometer auseinanderliegen, die Entfernung der entlegensten Siedlungen zueinander beträgt 20 Kilometer. Als Fortbewegungsmittel dient, im besten Fall, die Tatschanka*.

Zum Zeitpunkt der Zeitungsgründung hat es Kulturarbeiter in den Siedlungen bereits gegeben. Ihr Wirken war jedoch lau, es mangelte an den nötigen Mitteln und an Erfahrung. Lesehütten standen unfertig als Lehmziegel-Rohbau herum, die Kolchosvorsitzenden versuchten vergeblich, die nötigen 60, 100, 150 Rubel zu deren Vollendung aus Eigenaufkommen abzuzweigen. Vorab war ein Aktiv von Dorf-Korrespondenten für die Zeitung zu bilden. Die Kulturarbeiter des Kombinats setzten sich in Marsch, zogen von Dorf zu Dorf, hielten überall Versammlungen ab, auf denen Wandzeitungsredaktionen gewählt wurden, und plakatierten mit ihnen sogleich die ersten Ausgaben.

So wurden die schon bestehenden fünf oder sechs Wandzeitungen durch weitere zehn ergänzt.

Entscheidend für das Schicksal einer Wandzeitung ist die zweite Nummer. Die Dorfbevölkerung, die es nicht gewohnt ist, von der Presse in die Mangel genommen zu werden, stellt sich auf die Hinterbeine. Die Wandzeitungsjournalisten werden bedroht, und sind es Minderjährige, entzieht man ihnen das Essen oder nimmt ihnen die Stiefel weg, damit ihnen die Lust am Spotten und Klatschen vergeht.

Ich hatte selbst mit einer solchen frischgebackenen und frischgeschundenen Redaktion zu tun.

Dem Redakteur, einem Burschen mit großen zeichnerischen Talenten, war nach der ersten Nummer von den

Pferdepfleger, die er sich ihrer Liederlichkeit im Dienst wegen vorgeknöpft hatte, eine tüchtige Abreibung in Aussicht gestellt worden.

Ein noch recht junges Mädchen, das wir selbst an die Redaktionsarbeit herangeführt hatten, erzählte unter Schluchzen, die Frauen verleiteten ihr das Leben. Und einstimmig erklärten beide, sie hätten keinen Stoff für die zweite Nummer.

Ich regte an, sie sollten darüber schreiben, wie die erste Nummer aufgenommen worden war, wie man sie beschimpft und was man ihnen angedroht hatte. Es wurde zum Grundstock der zweiten Nummer. Die Schandmäuler verstummten, die Drohungen hörten auf, der Zustrom von Material wuchs.

Die gedruckte Kombinatszeitung brachten wir alle zwei Tage heraus. Auf den ersten Blick ein außerordentlich kurzer Abstand. In der Regel erscheinen Kolchoszeitungen einmal in fünf Tagen, doch zuweilen sind die Verhältnisse so, dass man sie täglich bringen muss. Besonders klar zeigte sich das in jenen Tagen, als unmittelbar vor der Aussaat in einer der Ortschaften des Kombinats ein Weiberaufbruch ausbrach.

Unwissende, ahnungslose Menschen rasten wie besessen umher, zu jedem Exzess bereit, gierig jedes böswillige Gerücht aufsaugend. In einem solchen Augenblick kann nur die ruhige Sprache der Zeitung, die nicht zu überbrüllen ist, die Gemüter beruhigen.

Die Zeitung erschien in einer Auflage von 500. Auf je zwei Höfe kam ein Exemplar.

Die Kolchosarbeiter lasen sie aufmerksam und freudig bewegt. Am Tage nach dem Erscheinen der ersten Nummer rief der Lehrer in der Schule einen Jungen auf, er solle seine Lektion hersagen. Statt der Lektion trug der Junge die ganze erste Nummer der Zeitung aus dem Kopf vor.

Kritische Berichte über den Stand der Vorbereitungen zur Feldbestellung, sogenannte Musterungsberichte, fanden ein überaus starkes Echo. Die im ersten Eifer von uns übernommene Manier der Stadtblätter, mit Panik machenden Schlagzeilen wie „Um die Traktoren steht es schlimm!“ oder „Vorbereitungen für die Aussaat sind unbefriedigend“ zu arbeiten, erwies sich als verkehrt. Sie erweckte sogar bei manchem Kollektivisten den Argwohn, die zugereisten Journalisten wollten sich im Voraus ein Alibi schaffen: Stellte sich heraus, dass das Kombinat nicht zur Aussaat gerüstet war, dann würden sie sich auf die Zeitung berufen: Seht, wir haben es rechtzeitig enthüllt. Ging hingegen mit der Aussaat alles glatt, wer würde sich im allgemeinen Jubel an die Unkenrufe der Zeitungsschreiber erinnern?

Wir besannen uns rasch und bauten die folgenden Nummern so, dass der Eifer der Kollektivisten bei der Saatvorbereitung auf jede Weise bewahrt und hervorgekitzelt wurde. Drei Tage später liefen bei uns aus den Kolchose die ersten Reaktionen ein.

„Erst jetzt sehen wir wirklich, was unser Kombinat bedeutet und wohin es uns führt.“

„Am meisten fürchten wir, dass die Zeitung in einer Woche wieder wegfährt. Sie muss für immer bei uns bleiben.“

Die Kollektivisten interessierten sich für Schilderungen aus ihrem Leben.

Sie liebten es, sich und die ihrigen in den Spalten der Zeitung wiederzuerkennen.

Die Zeitung war nicht mit links zu machen. Der Stoff musste mit peinlichster Sorgfalt bearbeitet werden.

Sätze wie dieser: „Formalin zum Durchbeizen der Samen ist in einem Quantum vorhanden, das den Bedarf an Beizmitteln für die frühen Sommerkulturen deckt“ – sind zu schwerfällig. Besser sagt man: „Formalin zum

Durchbeizen der frühen Sommerkulturen ist genug da.“

Ich frage eine Kolchosarbeiterin, ob sie den Satz: „Die Frauen demonstrieren ihre Klassensolidarität“ verstünde.

„Na ja“, kommt die Antwort. „Die Befreiung.“

„Was ist Solidarität?“

„Das bedeutet gesund sein.“ Sie verwechselt „solidarisch“ und „sanitär“.

„Was ist ‚Klasse‘?“

„Das ist, wenn man lernt.“ Sie meint Schulklasse.

„Was bedeutet ‚demonstrieren‘?“

„Sich versammeln. Gemeinsam arbeiten.“

Ich musste meine Artikel zwei-, manchmal auch dreimal umarbeiten. Erstens, um in 50 bis 60 Zeilen alles an Ideen und Information unterzubringen. Zweitens, um ganz verstanden zu werden.

Die Zeitung fungiert als Organ der Parteizelle des Kombinats und seines Rates. Die Zelle ist in der Redaktion vertreten durch den Parteiorganisator Genosse Gantschew, der Rat durch mich und den proletarischen Schriftsteller Genosse Slawjanski, Brigadechef bei *Terek*, Herausgeber der Zeitung und ihr Herstellungsleiter. Die Bereitstellung des Materials für die Zeitung und ihre Verbreitung gehen Hand in Hand. Auf zwei Touren werden je etwa zehn Kolchose erfasst. Jede Tour zieht einen Kreis von etwa 15 bis 18 Kilometern.

Ein berittener Bote (zuweilen, wenn die Pferde für die Aussaat geschont werden müssen, geht er auch zu Fuß) holt in der Frühe die Zeitung ab und trägt sie in den Kolchose seiner Tour aus. Zugleich sammelt er das aktuelle Material von den Dorfkorrespondenten ein oder stellt etwas nach eigenem Ermessen zusammen.

Abends oder spätestens am nächsten Morgen sind die beiden Touren zurückgelegt und eine Kiepe frischen Materials geht in Bearbeitung und Satz.

In der Druckerei arbeiten zwei Mann. Einer ist Setzer, der andere Drucker. Er hilft auch beim Satz und Umbruch mit.

Zum ersten April werden beide abberufen. Folglich wird die Zeitung dem Kombinat nur dann erhalten bleiben, wenn wir irgendwo wenigstens einen Setzer auftreiben. Freilich wird das bedeuten, dass das Blatt statt jeden zweiten nur noch jeden dritten Tag erscheinen kann. Diesem Setzer werden wir ein paar Kolchosarbeiter beigesellen. Mag er sie drucken, umbrechen und vielleicht auch setzen lehren.

Schon heute ist es klar, dass eine ständige Kolchoszeitung ohne kolchoseigene Setzer, Drucker und Redakteure nicht existieren kann.

Auch muss für die Zeitung unbedingt gezahlt werden, und sei es mit einem noch so geringfügigen Betrag. Das wird den Leser bewegen, schonender mit ihr umzugehen und höhere Ansprüche an sie zu stellen. Auch wird er dann bis zu einem gewissen Grade an den Ausgaben für die eigene Zeitung, die nicht gering sind, beteiligt sein.

Momentan versorgt die Zeitung eine Bevölkerung von 4.500 Seelen. Man könnte eine ihrer Spalten an die benachbarte große Kosakenniederlassung Uruchskaja abtreten. Dann würde die Zahl der Bezieher auf 8.500 anwachsen. Der Kolchosdruckerei müsste eine eigene mobile Klischeewerkstatt folgen oder doch eine im nächsten Städtchen gelegene. Ohne Bilder ist eine Zeitung blind. Immer die gleichen Klischees langweilen und stumpfen ab.

Um aber so, wie die Dinge jetzt liegen, Klischees zu lokalen Themen herzustellen, müsste man die Fotografien nach Rostow schicken. Das kostet mehr, als die Zeitung sich erlauben kann.

Zurück in Moskau erfuhr ich übrigens, dass die *Bauernzeitung* sich bereit erklärt hat, die Klischees zu machen – und zwar umsonst.

Ich bin der Ansicht, die Stadt sollte das Patronat über die Kolchoszeitungen ausbauen. Gut wären vielleicht Branchenpatenschaften: Eine Stadtdruckerei ist Pate über eine Kolchosdruckerei, um mit Schriften auszuhelfen, die Druckergewerkschaft betreut das technische Personal einer Kolchoszeitung, eine städtische Zeitungsredaktion entsendet Mitarbeiter in eine Kolchosredaktion, und endlich hilft der Arbeiterkorrespondentenzirkel in der Stadt seinen Kollegen auf dem Dorf und ihren Wandzeitungen, denen es oft sowohl an Papier als auch an Farben, Bleistiften, Zeitungen, Zeitschriften und Fotomaterial fehlt.

Kulturplanwagen

Bei meinem Auftritt zur Januarsitzung der mit der Planung der Kulturarbeit betrauten Mitarbeiter äußerte ich im Brustton der Überzeugung:

„Der Genossenschaftsverband unterstützt unser Kulturprogramm voll und ganz. Er hat den Behörden gegenüber die Bewilligung der Gelder befürwortet. Wir werden Geld für eine Schule bekommen. Es gilt, einen neuen Schultyp mit landwirtschaftlicher Ausrichtung zu entwickeln, eine Kolchosschule, damit unsere Jugendlichen im Winter nicht mehr vom Kolchos weg in die Stadt umziehen, in schlechten Internaten wohnen müssen und den Kontakt zur Produktion verlieren...“

Wir werden Geld bekommen für die Einrichtung eines Zentralen Kulturhauses. Die Klubs, die wir haben, sind trübe Bruchbuden mit ewig denselben alten Plakaten an den Wänden, unterhalten von Laienspielgruppen (was tatsächlich die einzige Form massenkultureller Betätigung für die jungen Leute auf dem Dorf ist).

Wir bekommen Geld für ein Kinderhaus – wobei das die falsche Bezeichnung ist, denn so heißen bei uns die

Heime für Waisen und obdachlose Kinder – nein, für eine mustergültige Kindertagesstätte und einen Spielplatz.

Sind diese erst einmal vorhanden, können wir das leitende Personal dafür heranziehen, anstatt es an entlegene Orte zur Weiterbildung zu schicken; auch eine vorbildliche Mütterberatungsstelle ließe sich einrichten. Wir werden eine Krankenstation bekommen, denn bisher haben wir lediglich eine Arzthelfersprechstunde, die gänzlich ungenügend ist.

Wir werden ein agrotechnisches Beratungszentrum und eine Tierklinik haben. Das Volkskommissariat für Post- und Fernmeldewesen wird die Siedlungen des Kombinats mit Telefonleitungen versehen, bislang haben nur zwei von 20 Siedlungen einen Anschluss. Dabei sehen wir, wenn wir auf unseren trägen Gäulern von Kolchos zu Kolchos trotten, unser Kombinat wie zum Hohn von einer Kette Leitungsmasten durchschnitten, die Leitungen dürfen wir aber nicht anzapfen, weil sie zur Erdöltrasse Tuapse-Grosny gehören.

Insgesamt sind uns Zuwendungen in Höhe von 170.000 Rubel versprochen. Wir sollen zu einer exemplarischen Versuchsstation in der Nachfolge der Kommune *Kommunistischer Leuchtturm* werden, die die Mutter unseres Kombinates ist.

Außerdem wird in Moskau eine Bibliothek im Wert von 2.000 Rubeln für uns zusammengestellt, und in Rostow wird man uns, sobald Moskau grünes Licht gibt, eine Druckerei einrichten, die uns eine Kolchoszeitung produziert.“

Mein Feuerwerk aus Verheißungen wurde von den Versammelten schweigend entgegengenommen. Nur beim Punkt Kindertagesstätten kam Unruhe auf, die weiblichen Delegierten in den Pelzen ließen ihre straff geschnürten Bündelchen von einer Armbeuge in die andere wandern, und bei der Zahl 170.000 wurde aus den hinteren Reihen gefragt:

„Ist das auf Pump, oder wie? Das müssen wir doch zurückzahlen, nicht?“

Das „Oder wie“ kam dann schneller als erwartet auf uns zu.

Eine Behörde nach der anderen gab uns förmlich den Bescheid, dass den vom Kolchosverband für das Kombinat *Herausforderung* befürworteten Anträgen nicht stattgegeben werde.

Rostow telegraphierte uns auf Anfrage, bezüglich der Druckerei habe man nicht einmal eine Direktive vorliegen. Die Bibliothek schrumpfte auf die Hälfte des Deputats und brauchte ewig, bis sie bei uns ankam.

Wir fühlten uns so abenteuerlich wie Architekten und sozialistische Städtebauer, die ihre Projekte mit Beton, Glas, Stahl und Linoleum geplant hatten, doch mit den Materialien vorliebnehmen mussten, die vor Ort vorhanden waren: Lehm, Schilf und Stroh.

Das Kombinat war noch zu schwach, um auch nur zehn Rubel für die Kulturarbeit abzuzweigen.

Die Kulturarbeiter aus den Kolchose kamen und beschwerten sich: „Wir leben hier hinterm Mond. Auf uns selber gestellt. In Hütten. Wir streiten uns. Versauern. Letztes Jahr wollten wir eine Lesestube mit Podium bauen, wo man Theater hätte spielen können. Gemeinsam gingen wir ans Werk. Machten uns krumm, kneteten den kalten Lehm aus den Gruben, versetzten ihn mit Stroh, schmissen die fertigen Ziegel zum Trocknen in die Sonne. Gearbeitet wurde ohne Bezahlung, als Subbotnik. Nun haben wir die Lehmwände hochgezogen, und fürs Dach langt es nicht. Kein Holz, kein Blech, keine Dachpfannen. Auch kein Fensterglas. Es fehlen 170 Rubel. Oder 90, wenn wir mit Stroh statt mit Dachpfannen decken.“

Genauso verhält es sich im nächsten Kolchos und im übernächsten und im überübernächsten.

„Für's Dach“ langt es nicht.

Seit Monaten befindet sich das in die Kollektivwirtschaft hineinwachsende Dorf in höchster Sorge und Anspannung: Getreidelieferung, Vergesellschaftung, Saatgutbanken, Anzahlungen für die Traktoren. All dies bringt die Leute aus dem gewohnten Tritt, krepelt die bäuerlichen Hirne um, lässt die Nerven blank liegen. Jeder falsche Ton, jede Anspielung, jeder Rüffel, jedes Aufstampfen führt zu noch mehr Gereiztheit. Da greift man unwillkürlich zur Zeitung, zum Buch, stellt das Radio an, sucht nach Theater und Musik, um die Stimmung zu heben.

Zu bedenken ist: Das ökonomische Ergebnis der kollektiven Mühen wird der frischgebackene Kolchosnik erst mit der Ernte einfahren; bis dahin nagen allenthalben Zweifel an ihm. Es kommt darauf an, den Alltag mit verstärkter Kulturarbeit zu beleben, und zwar jetzt – damit der Bauer den Kolchos schon jetzt als etwas Positives empfindet, in dem mehr als anderswo für ihn gesorgt, sein Leben schöner und interessanter gemacht wird.

Die Kolchosarbeiter wollten ihre Lesestuben haben, doch es mangelte an Geld, und obendrein war der Ansiedlungsplan für das Kombinat noch nicht endgültig. In einem mickrigen Zehnhüttenkolchos eine Lesestube zu bauen hätte wenig Sinn, wenn man in allernächster Zeit damit rechnen müsste, dass er seine Zelte abbrechen muss, um in einem der größeren Nachbarkolchose aufzugehen.

Strukturiert ist die Kulturarbeit im Kombinat folgendermaßen: In den Kolchosen gibt es Kulturarbeiter, im Kombinatzentrum einen von der Konferenz dieser Beauftragten gewählten Politkulturrat mit angeschlossenem ‚Kulturstützpunkt‘, wie es bei den einen heißt, respektive ‚Haus der sozialistischen Kultur‘ bei den anderen.

In sämtlichen Kolchosen sind Bibliotheken und ‚Rote

Ecken‘ im Entstehen, aus denen später einmal Klubs werden sollen.

Wo es Lesestuben gibt, helfen wir ihnen auf die Beine, wo keine sind, finden wir zumindest einen Behelf dafür; doch in der allerersten Zeit konzentrieren wir uns auf die Arbeit mit den Kulturplanwagen, die durch die Kolchose ihre Runde drehen.

20 qualifizierte Lesestubenleiter zu finden, ist wahrlich schwer, 20 Kleinstbibliotheken für unsere Kolchose verfügbar zu machen – vorerst ein Ding der Unmöglichkeit. Hingegen zwei kleine Wanderbibliotheken zusammenzubasteln und auszurüsten aus der uns von Glawpolitproswet bereitgestellten Tausendrubelbibliothek und dabei auch auf die alten Bestände der Kolchosbibliotheken zurückzugreifen – das geht.

In jedem Kolchos einen Radioapparat aufstellen – ganz undenkbar. Aber der Planwagen hat einen.

In jedem Kolchos ein Filmvorführgerät – die blanke Utopie. Aber ein Wanderkino pro Kombinat, das lässt sich verlangen.

Diese drei Module – Bibliothek, Kino und Radio – bilden die Grundlage des Kulturplanwagens.

20 Kolchose lassen sich in zwei Routen aufteilen, und einmal in zehn Tagen hat jeder Kolchos den Planwagen einen Tag lang bei sich stehen.

Die minimale Besetzung eines solchen Wagens besteht aus zwei Personen. Einer macht die politische Bildungsarbeit, der andere animiert zur künstlerischen Betätigung – nach Möglichkeit beherrscht er das Spiel auf der Ziehharmonika, damit die Kolchosjugend am Ende eines Planwagentages noch die Gelegenheit zum Tanzen bekommt. Beide müssen sie ausgebildete Filmvorführer sein, sich mit der Radiotechnik und im Bibliothekswesen auskennen.

Und so sieht ein Tag im Kulturplanwagen aus:

Beim letzten Mal ausgeliehene Bücher werden zurückgenommen und neue ausgegeben. Die Leser werden befragt, welche Bücher ihnen gefallen haben und welche sie gerne lesen würden.

Zeitschriften und Plakate sind das Nächstliegende zum Lesen und Betrachten, solange der Wagen im Kolchos steht.

Den Kolchosarbeitern wird aus den neuesten Zeitungen vorgelesen, daraus sollten politische Gespräche und Spielrunden hervorgehen.

Vor der Fünfjahrplankarte lässt sich nachprüfen, wie gut der einschlägige Zirkel zum Studium des Fünfjahrplans arbeitet.

Beim Anfertigen einer Wandzeitung wird Hilfestellung gegeben.

Fragen zu gesellschaftlich-politischen Themen, die von den Kolchosarbeitern herangetragen werden, sind zu beantworten. Mit zunehmender Ausstattung sollte der Wagen dann in der Lage sein, Konsultationen zu Agrartechnik und hygienischer Vorsorge zu geben, entsprechende Wanderausstellungen anzubieten. Zu prüfen ist der Stand der Alphabetisierung. Nachdem das Analphabetentum feldzugmäßig liquidiert wurde, geht es um die Festigung des Erreichten, sonst haben die Leute in ein paar Monaten wieder verlernt, ihren Namen zu schreiben.

Um dieser Prüfung Leben einzuhauchen, kann man gleichfalls Spielrunden ausschreiben und Preise vergeben für den, der einen bestimmten Absatz am schnellsten und deutlichsten vorlesen oder aber möglichst schnell und fehlerfrei abschreiben kann. Das Element des Wettbewerbs sorgt für den spielerisch-unterhaltsamen Charakter der Maßnahme.

Zu prüfen ist die Arbeit der Fernschüler.

Die allseitige Förderung des Fernschulwesens gehört zu den Hauptaufgaben der Erwachsenenbildung im Kolchos.

Und nicht zuletzt erfüllt der Kulturplanwagen eine Unterhaltungsfunktion.

Hat der Wagenlenker tagsüber ein Laienspektakel geprobt (Schauspielzirkel, Lebende Zeitung*, Orchester, Chor oder was auch immer), wird es am Abend zur Aufführung gebracht: Amateurtheater also, oder ein Kinoprogramm, gemeinsames Radiohören und schließlich allgemeines Tanzvergnügen zu Ziehharmonika oder Gramofon. Letzteres – und dafür ist es höchste Zeit – wird umgelenkt von der Seligmachung der Stadtphilister zur Versorgung der Kolchoskollektive, wo Musik nun einmal häufig ein Grundbedürfnis ist, vor allem der Jugend.

All dieses Tun ist besonders wichtig, wenn es gilt, die Produktionsbrigaden auf dem Feld zu versorgen, wobei von den Kulturarbeitern ein Höchstmaß an Klarheit, Effektivität und Raffinesse gefordert ist.

Denn in den kurzen Pausen eines langen Arbeitstages muss man es verstehen, auf die müden Werktätigen zuzugehen und ihnen die neueste Zeitungsnachricht, das attraktive journalistische Juwel oder auch ein Lied, einen Stegreif-Sketch oder eine Portion Musik zu verabreichen.

Begonnen wird dabei praktisch immer mit beinahe leeren Händen – nämlich mit zwei nackten Plattenwagen, auf denen die fliegenden Bibliothekare und Politlektoren Platz finden. Und je nachdem, wie schnell es gelingt, sie mit einer mobilen Kinoausrüstung, einem Radioapparat und Ausstellungsinventar aufzurüsten, werden die Wagen Wände bekommen müssen, ausklappbare Bühnen, eine Feldantenne, Bücherregale, Leinwand, Wandzeitung, Fünfjahrplankarte, Schautafel und so weiter, bis sie ihr endgültiges Äußeres gewonnen haben werden – ein Traum, auf den vorerst, im gegenwärtigen Kolchosalltag nur die Wandbibliotheken der Feldbrigaden hindeuten.

Es fängt an mit den Kulturplanwagen und am Ende wird es eine Kulturkombi sein, jene Idealform der allseitigen Kulturarbeit auf Rädern, die einzig dazu angetan ist, das immer quirliger und lebendiger werdende genossenschaftliche Dorf zu versorgen.



EIN MONAT AUF DEM LANDE

Der Umschlag für den zweiten Kolchosskizzenband Tretjakows *Ein Monat auf dem Lande* (1931) wurde ebenfalls von Boris Titow gestaltet. Von den 19 Skizzen dieses Buchs wurden hier drei aufgenommen. Ihre Erstübersetzung erfolgte durch Rudolf Selke für den Band *Feld-Herren. Der Kampf um eine Kollektiv-Wirtschaft* (Malik-Verlag, 1931). Andreas Tretner überarbeitete die vorliegende Übersetzung behutsam.

Die allerersten Kolchose bildeten sich zum überwiegenden Teil auf den enteigneten Gütern der Großgrundbesitzer, mit deren oder von Kulaken übernommenem Inventar. Sie entstanden hauptsächlich in Gebieten, wo noch der Bürgerkrieg wütete, und stellten im Grunde kleine Sowjetforts dar, wo in genossenschaftlicher Arbeit, unter strenger militärischer Disziplin, in fortwährendem Kampf mit dem Feind die ersten Kerntruppen der landwirtschaftlichen Kollektivisten heranwuchsen und erstarkten.

Dann ging der Bürgerkrieg allmählich zu Ende. Der Kolchosarbeiter lässt vom Gewehr ab und wendet sich den wirtschaftlichen Aufgaben zu: wie kann man die Arbeit produktiver, die Wirtschaft einträglicher und das gemeinsame Leben kulturvoller und interessanter machen.

Die „Festungskommunen“ vor Augen, beginnen sich Aktivisten auch in den Dörfern zu regen.

Doch schaut die Masse der Bauern einstweilen noch mit argwöhnischem Staunen auf die waghalsigen Kommunnarden, die die alte dörfliche Lebensart mit ihren privatwirtschaftlichen Strukturen bei der Wurzel packen, indem sie zur kollektiven Arbeit übergehen, Traktoren und komplizierte Landmaschinen zum Einsatz bringen.

Einen Kolchos zu gründen heißt zu dieser Zeit: eine Schar mutiger Kollektivistensammeln, das angestammte Dorf verlassen, sich neu ansiedeln und, zumeist mit Hilfe der Sowjetmacht, ein Stück Land aus Gemeinbesitz in Pacht nehmen.

Und erst in den letzten Jahren, nachdem die Erfahrung gezeigt hat, dass der Kolchos kein Unding ist, sondern tatsächlich die Form, in der die Landwirtschaft zu nie dagewesener Blüte treiben kann, tritt an die Stelle von Kolchosfestung und Kolchosneusiedlung das Kolchosdorf. Es

entsteht in den Grenzen des alten Dorfes, und häufig geht dessen gesamte Bauernschaft darin auf – mit Ausnahme der Kulakenwirtschaften, deren weiterer Ausdehnung jedoch durch die umfassende Kollektivierung ein Ende gesetzt ist.

Von hier führt der direkte Weg zur vollständigen Umwandlung des sowjetischen Dorfes in einen Kolchos.

So erzeugte und entwickelte die Diktatur des Proletariats eine vollkommen neue Form der Landwirtschaft, die kein Land der Welt je kannte, noch kennen konnte.

Mit Beginn der Rekonstruktionsperiode* richtete die Sowjetmacht ihr besonderes Augenmerk auf die Kolchosbetriebe. Im Jahr 1928 initiierten verschiedene gesellschaftliche Organisationen den Aufruf „Schriftsteller in die Kolchose!“

Dieser Aufruf besagte:

Das Leben der Sowjetunion ist ein einziger gewaltiger Feldzug der Werktätigen mit dem Ziel, ein neues Sein zu erringen – den Sozialismus.

Jeder hat ein Kämpfer in diesem Feldzug zu sein, ein aktiver Bürger der Sowjetischen Republik. Und Sowjetbürger sein heißt: Gleichgültigkeit gegenüber jeder wie auch immer gearteten Tatsache ist unstatthaft.

Ist diese Tatsache uns feind, dann gilt es, so rasch wie möglich einen allgemeinen Hass zu entfesseln, damit sowohl die Tatsache als auch ihre Wurzeln vertilgt werden.

Ist die Tatsache uns hingegen freund, bedarf es jeder Hilfe, damit sie erstarken und reifen kann.

Von dieser allgemeinen Dienstpflicht der Revolution kann niemand befreit werden. Jede Minute, mit jedem Wort und jedem Schritt muss der Sowjetbürger sich für die Neugestaltung unseres Lebens schlagen.

Man sollte meinen, es sei müßig, sich an die Schriftsteller mit einer Extraaufforderung zu wenden. Könnten sie sich darüber im Unklaren sein?

Viele waren es, leider. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Schriftsteller zu unbeweglich, zu wenig verbunden mit der Zeitung, mit der Massennarbeit, mit dem praktischen, organischen Aufbau des Sozialismus. Es gibt Autoren, die noch heute glauben, es sei ihre Mission, eine politische Schlacht tiefsinnig zu analysieren – lange, nachdem sie geschlagen ist.

Andere meinen, das Wertvollste am Schriftsteller sei seine besondere Art, etwas zu sehen und auszudrücken, während das, worüber er schreibt, zweitrangig sei.

Wieder andere huldigen der Auffassung, Schriftsteller stellten, beispielsweise im Vergleich zu Reportern und Journalisten, eine besondere Spezies dar und man dürfe sie nicht zwingen, sich mit so profanen Dingen wie Klassenkampf und Baustellen zu befassen.

Es bringe nichts für einen Schriftsteller, wenn er seine Feder an Alltägliches verschwende, statt erhabene Verallgemeinerungen zu treffen, die für die Ewigkeit Bestand haben.

Wie dem auch sei, die Schriftstellerzunft wurde aus ihrer Beschaulichkeit hinterm Schreibtisch aufgestört und an die Stätten des sozialistischen Aufbaus, insbesondere in den Kolchos, gerufen.

Und es ist an der Zeit. Wir sitzen in unseren Kabinetten und studieren ehrerbietig die Klassiker: Tolstoi, Turgenjew, Gontscharow, Grigorowitsch – in heller Begeisterung darüber, wie prächtig sie uns das alte Dorf aus der Sicht des Gutsherrn zu malen verstehen. Welch prächtig blauen Dunst sie sogar uns Revolutionären vormachen mit ihren berückenden Adelsnestern, Herrenhöfen, den philosophierenden Gutsbesitzern und entzückenden Gutsfräulein, angefangen bei Tatjana in *Eugen Onegin* und Natacha Rostowa in *Krieg und Frieden* und endend mit dem Reigen der Turgenjewschen Fräulein und den schwermütigen Edelfrauen aus Tschechows *Kirschgarten*.

Selbst in der Schule lernen die sowjetischen Pioniere

das Dorf nicht selten noch in den alten Mustern des Klassenfeindes zu sehen.

Höchste Zeit, diese ganzen adligen Kulissen zu revidieren, vom Kopf auf die Füße zu stellen. Haben uns doch diese turgenjewschen Rudins und tolstoischen Rostows spätestens im Bürgerkrieg ihre Reißzähne gezeigt. Lisa Kalitin und die *Möwe* sind weißgardistische Spioninnen, Nechjudow und Oblomow haben Universitätsbildung genossen und sind doch nicht abgeneigt, in unseren Großbetrieben Schädlingarbeit zu verrichten. Turgenjews Bauer Chor wurde Kulak und musste zwangsweise ausgesiedelt werden. Und wo dies nicht geschehen ist, stiftet er gewiss beim Schnaps seine Helfershelfer, die Kalinitschs, an, die Dreschmaschinen der Kolchose anzuzünden. Und jene gottseligen Menschen aus den Erzählungen Dostojewskis, Leskows und Ostrowskis betreiben auf dem Lande eifrig ihre religiöse Agitation und verwirren damit unwissende Bäuerinnen.

Die Schriftsteller wurden aufgerufen zum Feldzug gegen dieses Geschmeiß, zum Beistand für das werdende neue Dorf.

Die Fahrten des Jahres 1928 brachten nur sehr geringen Gewinn. Der wichtigste war, dass die Schriftsteller erkannten: Es genügt nicht, den Kolchosen einfach ins Haus zu schneien und Spaziergänge darin zu unternehmen, so wie Sommerfrischler sich im Dorf, in dem sie Quartier genommen haben, ergehen.

Auf diese Weise entstehen nur oberflächliche Beschreibungen, Dienst nach Vorschrift, amtlich und nichtssagend. Man kann schon froh sein, wenn ein in landwirtschaftlichen Dingen unbewandertes Autor nicht gar zu viel hinzuerfunden hat. Erfinden kann ein Schriftsteller ja nun mal wie kein Zweiter. Und das nicht, weil er zu viel Fantasie besäße, sondern weil er es einfach nicht besser weiß.

Man darf nicht vergessen: Die alte aristokratische Literatur wurde von Gutsherren gemacht, Leuten, die auf

das Innigste mit ihrem Dorf verbunden, um seine Geschicke besorgt waren und die es bis ins Kleinste kannten.

Die Beziehung heutiger Schriftsteller zu unserem Dorf beschränkt sich in der Regel auf das Brötchen, das er sich zum Frühstück kauft.

Nach meiner ersten Reise in die Kolchose wurde mir klar:

1. Zum Schreiben braucht man Wissen. Der Instinkt des Schriftstellers genügt nicht. Wie begabt du auch sein magst, du wirst immer nur die Oberfläche streifen, solange du deinen Gegenstand nicht gründlich studiert hast.

Aus dieser Erkenntnis leitete ich noch 1928 für mich selbst die folgenden Grundvoraussetzungen ab:

Nicht von einem Kolchos zum nächsten hetzen, sondern an Ort und Stelle bleiben und den gewählten Kolchos gründlich studieren.

Sich einlesen in landwirtschaftliche Fragen, von der Agronomie bis zur Buchhaltung. Im Kolchos nicht die Rolle eines Ehrengastes und Beobachters spielen, sondern eine zum Betrieb gehörende Arbeit übernehmen.

Im Laufe des Jahres 1929 erforschte ich die Geschichte der Kommune *Kommunistischer Leuchtturm*, die ich zu meinem Arbeitsgegenstand erkoren habe. Ohne den Einblick in die Vergangenheit lässt sich ihre Gegenwart nicht begreifen.

Ich begann mich in jene Wissenschaftsgebiete einzuarbeiten, die zur Errichtung eines Kolchos einen Bezug haben. Systematisch wertete ich Zeitungen und Zeitschriften im Hinblick auf dieses Thema aus.

Anfangs fiel mir das nicht leicht, die Materie war neu und unvertraut, aber nach einigen Monaten fügten sich viele bis dahin aufgeworfene Einzelfragen in einen verständlichen Zusammenhang.

Die Kommune *Kommunistischer Leuchtturm* liegt im Bezirk Terek, im nördlichen Kaukasus.

Es ist eine legendäre alte Kommune, die am 30. August

diesen Jahres auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken konnte.

Um sie herum entstanden mit den Jahren neue Kolchose. 1928 fasste man dort den Plan, die verstreuten Traktoren zu einer Kolonne zu vereinen und unter gemeinsame agronomische Aufsicht zu stellen. So erblickte im Jahre 1929 das Kombinat *Herausforderung* das Licht der Welt, eine Vereinigung von 16 Kolchosen. (Eigentlich waren es ursprünglich 20 Kolchose, aber einer zerfiel und sechs weitere verschmolzen zu dreien.) Die Kommune war ihr Kern und hatte dementsprechend das Sagen.

Seit Januar 1930 bin ich im Kombinat tätig. Um mich fest in die Arbeit einzubinden, wählten die Kolchosarbeiter mich in den Kombinatsrat und übertrugen mir die Kultur- und Bildungsarbeit.

Was habe ich im Kolchos gemacht?

Ich nahm teil an den Sitzungen der Direktion, auf denen alle Lebensfragen des Kolchos zur Sprache kamen: vom Einkauf der Zündkerzen für die Traktoren und Flicker der Abdeckplanen bis zur Aufstellung der Dreschmaschinen und der Hilfe für die Einzelwirtschaften.

Ich hielt Massenversammlungen in den Kolchosen ab und sammelte Gelder für die Anzahlung auf die Traktoren und für die Saatgutbank ein. Erläuterte die Jakowlew-Thesen.* Erstattete den Kolchosarbeitern Bericht über die vom Kombinat geleistete Arbeit. Überredete Einzelbauern, dem Kolchos beizutreten. Stiftete Frieden zwischen streitenden Müttern in den Kinderkrippen. Beriet mit, nach welchem System die Ernte aufzuteilen sei. Plagte mich mit der Wirtschaftsabteilung, die den Kulturarbeitern keine Pferde geben wollte. Zog der Intelligenzija Material für die Kolchoszeitung aus der Nase. Half Fernstudenten, unverständliche Lektionen zu verstehen. Ging Beschwerden von Bauern über alle möglichen Unkorrektheiten nach.

Ich sprach auf Versammlungen, die der Säuberung der Kolchose von Kulaken und antikollektivistischen Elementen dienten.

Ich war Mitglied der Kontrollausschüsse, die den Stand der Vorbereitungen zur Frühjahrsbestellung prüfte. Das fiel mir übrigens recht schwer, weil ich in der ersten Zeit nicht herausfinden konnte, welches Kummet gut und welches schlecht war und ob an den Pflügen Teile fehlten. Es gibt Leute, die das nebensächlich finden. Für die Pflüge sei doch der Schmied da, dazu brauche man nicht den Schriftsteller zu bemühen. Das ist falsch: Ohne die Pflüge genau zu kennen, konnte man auch über die Stimmungen der Kolchosniki keine Klarheit gewinnen, konnte folglich auch nicht mit einer Rede, einem Artikel, einer Skizze angemessen darauf eingehen, was nun schon eine rein schriftstellerische Aufgabe ist.

Ich inspizierte Lesestuben und Klubs, führte eine Statistik über die Kinder, für die ich im kommenden Sommer eine Krippe einrichten wollte. Machte Führungen für durchreisende Delegationen, Touristen, Brigaden.

Ich rief Wandzeitungen ins Leben und half bei ihrer Ausgestaltung.

Ich arbeitete an Methoden für eine klare und gemeinverständliche Bilanzierung des sozialistischen Wettbewerbs in der Steppe.

Ich entwarf einen Plan für die kulturelle Versorgung des Kombinats mittels stationärer und mobiler Klubs, das heißt für die Kulturpropaganda. Trieb hierfür geeignete Leute, Apparate, Hilfsmittel und Gelder ein. Beschaffte aus Moskau einen mobilen Rundfunkempfänger und eine ordentliche Bibliothek, aus Georgijewsk ein Wanderkino. All dies war Grundlage unserer Bildungsarbeit, bei der mir Genosse Schiman, einer von den berühmten „Fünfundzwanzigtausend“*, zur Seite stand.

Ich leitete Kongresse der Kulturarbeiter, Konferenzen der Dorfkorrespondenten und veranstaltete eine Ausstellung von Wandzeitungen. Lieferte fortwährend Berichte von der Kolchos-Front an Moskauer Zeitungen, hauptsächlich an die *Pravda* und die *Sozialistische Landwirtschaft*, sowie an Zeitschriften.

Ich organisierte und leitete die Kolchos-Zeitung. Ursprünglich war es nur eine Beilage der Lokalzeitung *Terek*. Später erkämpfte ich – so muss man es sagen – nach vielen Besprechungen, Telefongesprächen, Briefen, Telegrammen, Mahnungen, Depressionen und Vertröstungen, dass Moskauer Zeitungen (*Der Landarbeiter* und die *Bauernzeitung*) das Patronat übernahmen. Moskau stellte den Setzer, das Papier und die Schriften. Und unsere Zeitung *Herausforderung*, von der jüngst Nummer 51 erschien, hat sich als sehr fühlbarer, wenn nicht unentbehrlicher Hebel der Kollektivierung erwiesen. Dem Setzer gab ich einen Lehrling bei, der früher Hirte gewesen war, ein künstlerisches Talent.

Außer mit dem Notizbuch, Protokollen, Materialsammlungen und Skizzen führe ich mit Hilfe des Fotoapparats Buch über das Kolchosleben. Bislang sind an die 2.000 Negative zusammengekommen. Um nun noch vollständiger und eindrucksvoller die in dieser Radikalität noch nicht dagewesene Umwälzung des Dorfes festhalten zu können, habe ich ein System filmischer Langzeitbeobachtung vorgeschlagen, dergestalt, dass eine Kinotruppe die über lange Zeiträume vor sich gehenden Veränderungen in einem Kolchos aufnimmt. Der Stab dafür wurde mir von der Filmgesellschaft *Meshrabpomfilm** gestellt. Zwar arbeitete sie mit deutlichen Unterbrechungen, doch eine Menge wertvollen Materials ist dabei entstanden.

Der *Bauernzeitung* schlug ich vor, den sozialistischen Wettbewerb in Form von Gegenüberstellungen zu

organisieren. Zwei Kolchose werden auf den Zeitungsseiten systematisch miteinander konfrontiert, indem sie zu konkreten Themenbereichen Bericht erstatten: beispielsweise zu Schweineaufzucht, Aussaat, Drusch, zur Kultur- und Bildungsarbeit. Die Zeitung nimmt im Anschluss an die Berichte eine vergleichende Einschätzung vor.

In den Kolchosen fehlt es an Leuten mit Fachkenntnissen. Es stellte sich die Frage, wie man den vorhandenen Experten die geeigneten Kolchosarbeiter zuweist, die das betreffende Fachwissen bei ihnen abschöpfen. Zum selben Zweck wurde eine Sommerexkursion einer größeren Gruppe Moskauer Studenten zu einem Kolchos ins Leben gerufen.

Sollte das Experiment gelingen, könnte man in Zukunft an Schulen denken, die im Winter an Fabriken in der Stadt angegliedert sind und im Sommer an die Maschinen-Traktoren-Station eines Kolchos.

Ich führe einen Briefwechsel mit mehreren Bauern, vorwiegend Einzelbauern, in dem ich ihre sture kolchosfeindliche Einstellung allmählich aufzuweichen versuche.

Ich behaupte nicht, dass alles Erdachte und Geplante zu einem gleichermaßen glücklichen Ende geführt hat. Vieles ist missglückt. Vieles harrt noch der Lösung. Aber heute, nach zwei Jahren, steht eines unumstößlich fest: Diese ganze auf den ersten Blick so gar nicht literarische Tätigkeit war für mich als Schriftsteller unerlässlich. Gaben meine Skizzen zu Beginn zwangsläufig nur das wieder, was ich in der Eile mit ungeschultem Auge einzufangen vermochte, so hat sich dieses Genre heute aus einem informativen in ein operatives verwandelt. Es reiht nicht nur Ereignisse aneinander, sondern betrachtet die Fakten in ihrer Entwicklung und fordert dazu auf, unverzüglich selbst in das Geschehen einzugreifen.

Den „informierenden“ Skizzenschreiber löst so der „operative“ ab. Der Schriftsteller als Publizist, Mitglied

eines Aktivs, das an den akutesten Zeitungsaufgaben mitarbeitet, verdrängt den Schriftsteller, der die Spalten der Zeitung nur gelegentlich mit der Frucht seiner Schöpferlaune beschenkt.

Seht euch die Zeitungen an – ihr findet in ihnen den operativen Skizzenschreiber. Alexei Kolossoff* ist so einer, ebenso Michail Rogow*.

Ich arbeite für die Zeitung und kann mir in unseren Tagen eine sinnvolle publizistische, schriftstellerische Tätigkeit außerhalb von ihr nicht denken.

Doch leider ist der Auftrag, Massen zu mobilisieren, organisatorisch zu wirken, am Aufbau teilzuhaben, im Milieu der Schriftsteller bis heute noch unzureichend verankert. Bei meinem Vortrag im Klub der Föderation Vereinigter Sowjetischer Schriftsteller zu Fragen der Kolchosarbeit stellte mir ein Journalist die empörte Frage: „Wozu im Himmel sollte sich ein Schriftsteller mit Landbau und Viehzucht befassen? Ist er jetzt Student oder was?“

Und der Autor Frolow* (von der *Schmiede**) verkündete ohne Umschweife, meine Arbeit mit den Massen, die Zeitungstätigkeit usw. sei unzulänglich, zumal nicht jeder Schriftsteller Redakteur oder Mitglied einer Kommune sein könne. Er schlug eine andere Methode vor. Ein Schriftsteller, der in einen Kolchos gehe, habe keinen Grund zu sagen, dass er Schriftsteller sei. Sonst käme gleich die Frage: Schickt Sie die Partei? – und die Sache laufe von vornherein falsch.

Des weiteren solle der Schriftsteller, eingedenk der Lehren aus einem „Gang ins Volk“* in früheren Tagen (diesen Zusammenhang betonte er), bescheiden auftreten und schlicht gekleidet sein. Das Studium des Kolchos habe nach Frolow in folgender Weise zu geschehen: Du redest mit den Bauern. Erst mit dem einen, dann mit dem nächsten. Mit dem dritten isst du zu Mittag und bleibst zum Tee,

mit noch anderen trinkst du ein Gläschen, in der nächsten Woche gibst du dich mit der Jugend ab, Mädchen sind auch dabei – und schon gehörst du dazu. Besuchst Versammlungen, bekommst mit, was nicht so gut läuft, flichtst auch einmal selbst ein Wort ein, das finden sie gut („Schau an, der Bursche hat den Durchblick...“).

Dazu konnte ich Frolow nur eines sagen: Wäre ein solch schräger Vogel in unserem Dorfsowjet aufgetaucht, dann wäre der ein schlechter Vorsitzender gewesen, der diesen Typen nicht sofort näher unter die Lupe genommen hätte, denn Kulakenfreunde und Sektenprediger, die auf dem Land ihr Unwesen treiben, sehen genau so aus. Die aus meiner Sicht erschöpfende Antwort auf Frolow gab der auf der Versammlung anwesende Kolchosarbeiter Borodko. In Erwiderung auf die von Frolow ins Feld geführten Zahlen und Fakten sagte er: „Zahlen zu nennen reicht nicht aus, man muss die Prozesse kenntlich machen, die diese Zahlen hervorbringen, Tendenzen ausmachen, die im Kolchos gegeneinander stehen, die Richtung, in die das Ganze läuft – das ist die Aufgabe des Schriftstellers.“

Und in Bezug auf Frolows Idee, in den Versammlungen zu sitzen und „auch einmal ein Wort einzuflechten“, meinte Borodko: „So was kommt in unserem Kolchos auch hin und wieder vor: Dass da ein Genosse kommt und sitzt und sagt lange nichts und dann auf einmal so was, dass man sich für ihn schämt und nach oben Mitteilung machen muss.“

Ganz ähnlich sprachen sich ein Kolchosarbeiter, ein Vertreter der zuständigen Abteilung für die Patenschaften von Fabrik- über Kolchosbrigaden sowie ein Nachwuchsautor aus einem Schreibzirkel für meine Arbeitsweise aus. Also genau die, auf deren Meinung ein Schriftsteller in der Epoche des sozialistischen Aufbaus in allererster Linie Wert legen sollte – was immer die Literaturschamanen und -scholastiker dazu zu bemerken haben.

Wenn ein Schriftsteller sich früher damit zufrieden gab, dass er erzählen konnte, wie es auf dem Dorfe zuing, so darf er jetzt stolz darauf sein, dieses Dorf selbst, vereint mit anderen Genossen, aufzubauen, das heißt, das Leben nicht bloß abzubilden, sondern umzugestalten.

Meine Bücher – das bereits erschienene *Die Herausforderung* und das demnächst in Druck gehende *Ein Monat auf dem Lande* – sind nicht von einem reisenden Schriftsteller geschrieben, es sind die Bücher eines schreibenden Kolchosniks, und der Prozess des Hinüberwachsens vom Schriftsteller zum Kolchosarbeiter steht in ersterem zu lesen.

Und nur das produktive Eingebundensein in den Kolchos ermöglicht es mir nun, ein Stück fürs Theater zu entwerfen, das als eine Art Chronik von den Kämpfen und Mühen der real existierenden Tereker Kommune *Kommunistischer Leuchtturm* erzählen soll.

Was braucht der Brigadier?

Erstens – eine Uhr.

Die Nachfrage nach Uhren ist im Kolchos enorm. Aus der Stadt kamen Leute aufs Land marschiert, die gewohnt sind, mit der Uhr in der Hand zu arbeiten. Leute, die Gewerkschaftsausweise und Arbeitsschutzbestimmungen in der Tasche tragen.

Für die Kolchosarbeiter wurde ein fünfstufiges Tarifnetz entwickelt, ihre Arbeit zählt nach Rechnungseinheiten – Rechengeld, Rechenstunden –, die die Stücknorm ausdrücken. Nach realen Stunden wird die Arbeit überall dort bemessen, wo nicht im Stücklohn gearbeitet wird, zum Beispiel in der Kantine, im Pferdestall, in der Hauswirtschaft.

Aber Uhren sind in den Läden nicht zu kriegen. Und wenn, dann sind es Pendeluhren. Die kann man nicht in die Steppe mitnehmen.

Die ersten, die Uhren anforderten, waren die Traktorenbrigaden. Bei ihnen wird in drei Schichten gearbeitet. Da ist es wichtig festzustellen, wie lange eine Maschine stillgestanden hat. Andernfalls würde man den Schlanderian eines Einzelnen oder einer Schicht der ganzen Brigade zur Last legen.

Die Brigadiere verlangten: „Kombinat, kauf uns Uhren!“

Die Leute vom Kombinat rannten in die Stadt. Im „Konsum“ gab es nur Wecker. Also kaufte man die. Als einer der Brigadiere so eines Weckers ansichtig wurde, erklärte er grimmig:

„Soll das eine Uhr sein? Häng sie dir an die Nase!“

Die vom Kombinat fühlten sich gekränkt und lästerten in der Zeitung:

„Ist vielleicht eine gold'ne gewünscht, mit Monogramm? Wo sollen wir sie hernehmen?“ Also nahmen die Brigadiere die Wecker entgegen und verstauten sie in ihren Wohnwagen. Nun wurde alleweil hingelaufen, um nach der Uhr zu sehen.

Man konnte die Zeit schließlich nicht nach der Sonne bestimmen!

Die Brigadiere zogen einander auf.

„Rudenko sind in der Tabelle zehn Arbeitsstunden gutgeschrieben und Babitsch ebenso viel. Dabei hat Babitsch zwei Stunden später angefangen als Rudenko. Woher wir das wissen? Weil Babitsch einen hervorragenden Mann in seiner Brigade hat, – einen mit einer richtigen Uhr.“

Das ist der Grund, weshalb die Tabellen in Babitschs Brigade viel zuverlässiger sind als die der übrigen, uhrlosen Brigaden.

Im alten Dorf galt die Taschenuhr als Herrenmarotte.

„Trägt der Herr 'ne Uhr mit Kette,
Hat er sicher sehr viel Zeit.“

Man arbeitete nach Augenmaß, denn man war sein eigener Herr, und diese Arbeit bedurfte keiner Kontrolle.

Die Kulaken ließen an Sonntagen ihre Uhrkette quer über die Weste baumeln. Ein Symbol des Luxus. Je dicker der Deckel, desto kostbarer die Uhr. Und nicht um seinem Tagelöhner die ungezählten Arbeitseinheiten* ordentlich anzurechnen, ließ der Kulak den dreifachen Deckel seiner Uhr aufschnappen!

Das neue, kollektivistische Dorf hat die Kette dem Gutsherrn gelassen, die Uhr aber selbst in Besitz genommen.

Ich reiste nach Moskau. Mein wichtigster Auftrag lautete: Uhren kaufen!

„Am besten gleich zum Mitnehmen. Reicht das Geld nicht, lass sie per Nachnahme schicken, unsere Geldreserven sind in erster Linie für Uhren bestimmt.“

„Ich will mein Glück versuchen.“

Mit der Uhr misst man die Zeit, um zu wissen, wie lange man gearbeitet hat.

Mit irgendetwas muss man aber auch die Fläche messen, um die Tagesleistung zu ermitteln.

Einmal traf ich bei einer Jätebrigade ein, als es bereits dunkelte und die Arbeit sich dem Ende zuneigte. Die Kollektivistinnen mit ihren Hacken waren weit hinter den Grubbern zurückgeblieben. Sie waren zu wenige. Idealerweise müssten jedem Grubber vier Jäterinnen folgen, die das Unkraut, das den scharfen Grubbertatzen entgeht, mit der Hand herausreißen, besonders dasjenige, das inmitten der Pflanzenreihen wuchert. Hier aber kamen gerade mal zwei Jäterinnen auf einen Grubber.

Auch das Terrain war mühsam. Es gibt so ein gemeines Unkraut, Hundszahn genannt. Über der Erde zeigt es kleine grüne Rispen – die Unschuld vom Lande. Kein Unkraut, sondern ein Baptist. Aber in der Erde treibt es so sehnige Rhizome aus, dass 20-PS-Traktoren hängenbleiben, wenn sie in dieses Netz geraten.

Und da ist ein noch bescheideneres Gräslein: die Borstenhirse. Ihr Talent, Pflanzen zu ersticken, alle Feuchtigkeit von ihren Wurzeln abzusaugen, ist phänomenal. Dieses Unkraut wird mit besonderer Erbitterung ausgerissen. Ferner ist da noch die Lakritze, aus der man während der Hungerjahre Sirup kochte, Zuckerersatz. Er schmeckte widerlich und verursachte Durchfall.

Auch diese Pflanze besitzt eine fleischige Wurzel, die, zusammen mit der Dürre, das Wasser unter den Wurzeln von Mais, Sojabohne und Sonnenblume abzieht.

Ich erkundigte mich nach der Tagesleistung. Ein junger Bursche ging los und schritt den Feldsaum ab.

Ich wunderte mich. Was machte er da?

Ein neben mir stehender stämmiger Kerl begann plötzlich zu brüllen:

„Falsch! He, du da! Falsch, lass mich es machen!“

Und folgte dem andern mit Elefantenschritten.

„Was macht er da?“, fragte ich noch einmal.

„Er misst für uns das Feld aus.“

„Ja, wie denn?“

„Na, so – jeder Schritt ein Meter.“ Weiß der Teufel, wie das zugeht: Wenn er einen Schritt macht, ist's ein Meter, und wenn der erste dasselbe tut, ist es kein Meter!

So passiert es denn, dass man zwei Brigadiern je 150 Hektar gibt und dass nach beendeter Arbeit der eine 90, der andere 80 Arbeitsstunden zählt.

Hölzerne Meterzirkel sind vorhanden, aber nicht in jeder Brigade. Wär's nicht besser, wenn der Chef der Feldbrigade ein Zehnmeter-Maßband besäße? Es ginge schneller und genauer. Nur was gezählt und gemessen wird, darf zu Buche schlagen.

Das Rechnungswesen des Kolchos, das ist unsere Qual und unser Fluch. Der erheblichste Teil der Betriebskosten des Kombinats geht zu Lasten der Buchhaltung.

Das ist auch verständlich. Sozialismus ist Buchführung. Buchführung, wie sie jede Bewegung begleitet. Der Buchhalter ist eine prominente Figur.

Aber es besteht der Verdacht, dass die alte, von der Bourgeoisie erfundene Form der Buchführung, doppelt und dreifach, ängstlich und pedantisch, in siebenfacher Ablage, unbrauchbar ist für unsere Zeit, wo es gilt, nicht eine einzelne in sich geschlossene Wirtschaft, sondern kolossale, in ständigem Fluss befindliche Prozesse zu verbuchen, wo die Massen selbst Buch führen müssen. Und vor allem, wo die Rechnungsführung sich von einem leidenschaftslosen Zahlenwerk zu einem glühenden Argument von Agitation und Propaganda, einem Wettbewerbsimpuls wandeln muss. Ich bediene mich übrigens nicht nur eines Bildes, wenn ich von sieben Ablagen spreche. Mich schauderte, als der Buchhalter das Geld, das ich einzahlte, in Zahlen und in Worten an nicht mehr und nicht weniger als sieben Stellen eintrug. Jede eingehende Summe siebenmal, jede ausgehende Summe siebenmal. Jede vorgenommene Buchung siebenmal, jeden abgegebenen Zentner siebenmal. Das ist, wie sich herausstellt, die Regel.

Auf der einen Seite die virtuosen Zahlenfuchser aus der Buchhaltung, die alles auf die Goldwaage legen, auf der anderen – die ungebildeten Feldbrigadiere.

Buchführung im sozialistischen Aufbauwerk – das ist Präzisions- und Gewissenskontrolle in jeder Sekunde, das ist der tägliche Abgleich der eigenen Arbeit mit der des Nachbarn.

Folglich müsste die Buchführung dezentralisiert und auf die unteren Verwaltungsebenen verlagert werden. Aber wie soll man sie nach unten verlagern, wenn der Chef einer 57-köpfigen Brigade erklärt: „Wir schreiben nicht für die Zeitung, weil wir keine Spezialisten fürs Schreiben haben. Das Brigadetagebuch zu führen ist schwer genug. Wir

sind dankbar, wenn uns gelegentlich einer vom Kombinat unter die Arme greift. Noch schwieriger ist die Buchführung. Für Fehler in der Kalkulation und der Abrechnung hat man uns in der Zeitung gerüffelt. Mit Recht natürlich, aber man hätte uns zuvor anleiten sollen. Inzwischen hab' ich gelernt, mit Tabellen zu arbeiten, früher hab' ich mich davor gefürchtet.“

Ich sah, wie der Chef der Feldbrigade zu Füßen seines Traktors schnaufte und sich abrackerte, um auf drei Zahlen für seine Tabelle zu kommen: wie viel Stunden seine Brigade heute gearbeitet hat, wie viel Mann beteiligt waren und wie viel Hektar bestellt worden sind.

Versuche gab es schon. Die Buchhalter des Kombinats trommelten die Kolchosarbeiter zu einer Art Schulung zusammen, unterhielten sich mit ihnen und erklärten das Rechnungswesen.

Das half wenig. Es ist halt doch eine große Wissenschaft. Dort, wo die Menschen mit Mühe Addition und Subtraktion bewältigen, versteht es sich von selbst, dass man eher bereit ist, zwei Hektar am Tag unter den Pflug zu nehmen, als eine einzige Tabelle zu schreiben.

Auf einer Direktionssitzung des Kombinats machte ich den Buchhaltern folgenden Vorschlag: „Man sollte das Rechnungswesen vereinfachen, abkürzen und den Massen zugänglich machen. Am besten eine ganz neue Buchführung schaffen, die sich von der bürgerlichen, privatwirtschaftlichen komplett unterscheidet; vor allem sollte auch ein Analphabet sie handhaben können. Es gab doch eine Zeit, wo man mittels Kerbhölzern, Einschnitten an Türpfosten und Stäbchen gerechnet hat. Wie wär's, wenn man diese Kerbhölzchen wieder einführte?“

Oder sollte man nicht auf ein Lochsystem umstellen? Also eine Buchungs- und Kassenprozedur einführen, die selbst einem kleinen Kind einleuchtet, indem man sie auf

ein System von Farben, einfachen geometrischen Formen und rein mechanischen Lochungen als Tilgungszeichen beschränkt?“

„Die bequemste Buchungsweise wäre ein internes Kolchos-Geld“, meinte ein Buchhalter dazu. „Talons zur sofortigen Abrechnung nach getaner Arbeit. Ihre Ausgabe würde zugleich einen Buchungsvorgang bedeuten. Aber das Volkskommissariat für Finanzen gestattet die Einführung eines solchen Geldes nicht. Mehr noch, es verlangt die Vernichtung schon ausgegebener Talons, da sie die Geldzirkulation im Lande unterlaufen.“

Man kann natürlich Abrechnungsbücher einführen, aber auch da müsste geschrieben werden, und den Grundlagen der Arithmetik entkäme man nicht.

Das Lochsystem wurde zur fixen Idee, die mir keine Ruhe ließ.

Besonders deutlich wurde das Problem in den allerletzten Tagen, als wir die geldwerte Abrechnung in den Kolchosen abschaffen mussten.

Im Kombinat entsprach bis dahin der Leistung ein bestimmter Tariflohn. Auf diesen Lohn erhielten die Kolchosarbeiter Vorschüsse. Der Lohn wurde wiederholt geändert, so dass bei ihnen die falsche Vorstellung entstand, sie wären nicht mehr ihre eigenen Herren, nicht mehr Genossenschafter, sondern nur mehr Lohnarbeiter des Kombinats.

Das Kombinat habe sich die Ernte unter den Nagel gerissen und entlohne die Kolchosarbeiter nach Tarif.

Wäre die Ernte schlecht ausgefallen, hätte keiner groß protestiert. Aber es versprach eine Rekordernte zu werden, die den Rahmen unserer Tarife sprengte.

Wir stellten das richtige korporative Bewusstsein unserer Kolchosniki wieder her, indem wir sie von Neuem davon überzeugten, dass sie Teilhaber waren, dass sie nach

wie vor ihren Anteil an der Ernte erhielten und dass die Rubel, von denen im Tarifnetz die Rede war, nur Indexrubel waren, die uns als Grundlage für die bevorstehende Aufteilung des Ernteertrags dienen sollten. Wir machten ihnen ferner klar, dass das Geld, das sie von Zeit zu Zeit vom Kombinat ausbezahlt erhielten, kein Gehalt, sondern ein Vorschuss war, und zwar nicht Vorschuss auf den Lohn, sondern auf den Anteil jedes Genossen an der Ernte.

Damit nun niemand mehr auf dumme Gedanken kam, wurde beschlossen, die irreführenden Rubel in den Abrechnungen gänzlich zu beseitigen und nur Arbeitseinheiten zu belassen, die natürlich, soweit wir nach Normen arbeiteten, auch nur relative Geltung hatten.

Wir schreiben dem Kollektivisten den vollen Arbeitstag nur dann gut, wenn er die ihm auf Grund des Plans auferlegte Leistung restlos erfüllt hat. Hat er pro Tag das Doppelte geleistet, schreiben wir ihm statt eines Tages zwei gut, und umgekehrt notieren wir ihm für die halbe Leistung nur fünf Stunden, mag er auch ganze drei Tage dafür gearbeitet haben.

So entstand die Idee, eine Abrechnungskarte nach Arbeitseinheiten einzuführen.

Diese Karte ist entsprechend den fünf Tarifgruppen in fünf Farben gehalten. Am Rand der Karte zeigen Karos verschiedener Größe zehnstündige Tage, halbe Tage und Stunden an. Am Schluss eines jeden Arbeitstages knipst der Brigadechef mit einer Lochzange einen Arbeitstag oder die geleistete Stundenzahl ab.

Um Betrug auszuschließen und eigenmächtige Lochungen unmöglich zu machen, gibt es zu jeder Karte ein Duplikat, das sich in Händen des Brigadechefs befindet. Die Lochungen werden gleichzeitig auf beiden Karten vorgenommen, was den Missbrauch erschwert, da es hierfür nicht genügt, das Lochzeichen zu fälschen oder, sagen wir,

dem Chef die Zange zu stehlen. Man muss auch die zweite Karte haben, andernfalls würde das bloße Aufeinanderlegen beider Kärtchen den Betrug ans Licht bringen.

Außer auf den Karten führt der Brigadechef nur in allgemeiner Form Buch über die Tagesleistung. Nach Ablauf des Monats gehen die Karten in die Buchhaltung, und dort erst, im Laboratorium qualifizierter Rechnungsführer, werden die Merkzeichen in Zahlen verwandelt.

In der Mitte derselben Arbeitskarte kann eingetragen werden, wie viel Kredit der Kolchosarbeiter in Naturalien und in Geld erhalten hat; auf der Rückseite steht der Tarif und eine ausführliche Anweisung zum Gebrauch des Kärtchens.

So ersetzt eine Lochzange in der Hand des Brigadechefs Stift und Papier, und diese Arbeit kann von jedem beliebigen, anstelligem Menschen gleich welchen Bildungsgrades ausgeführt werden.

Was also ist die Grundausrüstung eines Feldbrigadiers? Uhr, Metermaß und Lochzange.

Der Mann, der fotografiert

Als Ratsmitglied kennt mich in den neuen Kolchosen des Kombinats „Herausforderung“ hauptsächlich ein Kreis von Funktionären. Als Schriftsteller kennt mich fast niemand. Als Redakteur der Kolchos-Zeitung – so mancher. Aber jeder im Kolchos kennt mich als den „Mann, der fotografiert“.

Diese Popularität ist jüngeren Ursprungs. Auch früher schon war ich mit einem Fotoapparat anzutreffen, und stets wurde im Anschluss an die Aufnahme gefragt: „Kriegt man die Fotos zu sehen?“

„In der Zeitschrift“, war die übliche Antwort. Und damit hatte es sich. Viele Wochen später, wenn die Kolchosniki sich in der Zeitschrift entdeckten, war ihr Entzücken nicht übermäßig groß. Sie schauten sich ihr Bild an, entdeckten

„Fehler“, Abweichungen. Fanden sich mehr oder weniger ähnlich. „So 'ne Visage!“, lachten sie. „Hier die Narbe quer über die Nase! Und daneben das Huhn!“ Damit legten sie die Zeitschrift beiseite.

Auf die Idee, das Foto ausschneiden und sich übers Bett hängen zu wollen, die Zeitschrift damit zu ruinieren, kamen sie zum Glück gar nicht erst.

Das liegt wohl weniger an ihrem Kultursinn als daran, dass die Fotos, die sie bei sich aufzuhängen gewohnt sind, mit denen, die ich aufnehme, ästhetisch nicht übereinstimmen.

Von einer Fotografie, die es wert ist, auf die Kommode gestellt, an die Wand gehängt, ins Album geklebt zu werden, verlangen die Bauern einen starren Ausdruck, eine erlesene Positur, ein ruhiges, glattes, helles Gesicht.

Starke Schatten und Kontraste in der Physiognomie werden kategorisch abgelehnt. Beispiel: Ein Moskauer aus der Bewegung der 25tausend hatte sich mit einer Kolchosarbeiterin bei einem städtischen Fotografen aufnehmen lassen und zeigte mir die Probeabzüge. Das Bild, das ihm gefiel, genügte allen oben aufgezählten Kriterien, war aber absolut unähnlich. Die Gesichter darauf waren dick, hell und glatt. Meine Aufnahmen wurden als Kuriosa betrachtet.

„Irgendwie hässlich“, lautete das Urteil, „so verschmiert und verzerrt!“

Als Fotograf richtig wahrgenommen wurde ich im Kolchos erst, als ich ein paar Aufnahmen an die Kolchosjugend verteilte.

Atemlos vor Neugierde rissen sich die jungen Leute die Fotos aus den Händen, kreischten vor Vergnügen. Keiner gönnte dem andern sein Bild. (Es waren Gruppenaufnahmen, von denen nur eine ungenügende Anzahl vorhanden war.) Von da an kamen sie, hauptsächlich an Feiertagen,

wenn sie sich herausgeputzt hatten, in hellen Scharen zu mir und verlangten: „Knips uns!“

Kaum waren sie weg, brachten Väter ihre Babys angeschleppt, setzten sie ins Gras und sagten: „Guck auf das Glasloch, guck auf das Glasloch!“

Bräute führten ihre widerstrebenden Freier herbei und erstarrten, das zur Maske gewordene Gesicht ans Ohr des Bräutigams gelehnt.

Aus den entlegensten Kolchosen kamen Burschen und wollten Ausweisbilder von mir. Und selbst in den härtesten Zeiten, wenn das Dorf nur unter Ächzen den Geldbeutel öffnete, um eine lumpige Rubelnote für den Traktor oder eine andere kommunitäre Angelegenheit zu opfern, wurde ich beschwichtigt: „Nun knips schon. Wir zahlen. Mach dir keine Sorgen.“

Und sie verstummten missvergnügt, wenn sie hörten, dass ich für Geld nicht fotografiere.

Meine Kamera ist eine Leica. Sie ist nicht größer als ein Opernglas und wird von Laien oft dafür gehalten, was mir hilft.

Geladen ist sie mit einer zylindrischen Kassette, der Film darin reicht für 40 Aufnahmen.

Der Kassettenwechsel dauert fünf Minuten. Er ereignet sich gewöhnlich unter andächtigem Schnaufen eines Publikums, dessen vordere Reihen von Schuljungen gebildet werden. Sie warten auf ihre Provision: Filmschnipsel, die beim Einlegen abgeschnitten werden.

Zunächst beobachten die Jungen, wie dieser Streifen an der Sonne dunkelt, wickeln ihn sich um den Finger und ahmen den Vorgang des Filmens nach; meist endet es damit, dass der Streifen angezündet wird, weil er so prächtig brennt.

Die Leica ist ein unersetzliches Fototagebuch. Anhand der entwickelten Filme kann ich den von mir zurückgelegten Weg, Episoden und Begegnungen, meist

besser nachverfolgen als mittels verstreuter Notizblätter. Manche Dinge – Diagramme, Wandzeitungen, Plakate – werden gar nicht mehr abgeschrieben, sondern abfotografiert.

Die Leica entfesselt eine Art fotografischer Gier. Ein und dieselbe Szene wird mehrfach fotografiert. Hier bedarf es der Selbstdisziplin. Man sollte immer davon ausgehen, dass die Aufnahme gelungen ist, Dubletten vermeiden und die Szene beim nächsten Mal wenigstens aus verändertem Blickwinkel aufnehmen.

Das Ziel muss immer sein: möglichst viel möglichst groß aufnehmen. Das ist die Formel, nach der man sein Bild füllen sollte.

Deshalb sollte man den Apparat so lange drehen, bis man möglichst viel möglichst groß im Bild hat.

Die Fülle des Materials macht das Bild reicher. Die Größe sorgt für das Detail.

Häufig besteht die Schwierigkeit nicht darin, das Nötige ins Bild zu bringen, sondern darin, Überflüssiges außen vor zu lassen: sinnlos angeschnittene Gebäude, Bäume, jedweder Müll, der das Bild zu lesen erschwert (es sei denn, dieser Müll ist Thema des Bildes).

Wichtig ist die richtige Balance zwischen Vorder- und Hintergrund. Betont man den Vordergrund (das erste Haus in einer Dorfstraße, die in der Sichtachse nächstgelegene Sämaschine, ein aus der Menge gehobenes Gesicht) zu sehr, verliert man den Zusammenhang (das Dorf, die Kolonne, die Menge) aus dem Blick.

Entfernt man sich hingegen – im Bestreben, das Ganze zu erfassen – zu weit vom anvisierten Nahbereich, verschwimmt alles zu einem ausdruckslosen Brei aus gleichrangigen Objekten.

Wichtig ist dabei auch, den Vordergrund nicht an sinnlose Dinge zu verschwenden, die als schön gelten: ein Dorf,

durch Gezweig oder Laubwerk gesehen, ein Steingötze auf einem Steppengrab – und erst dahinter die Sämaschinen.

In den Vordergrund stelle ich den Gegenstand, der für das aufzunehmende Ensemble am charakteristischsten ist. Aufnehmen wollte ich: „Kolchosarbeiterin liest im Steppenlager die Zeitung *Die Herausforderung*“, wählte aber zu viel Vordergrund und verlor das Lager, belichtete zu lange und verlor den Kopf der Zeitung. Übrig blieb eine Bäuerin, die am Wagen irgendeinen Wisch liest (am ehesten einen Brief).

Nach Möglichkeit sind solche Gegenstände und Vorgänge ins Foto einzubeziehen, die auf Ort und Zeitpunkt der Aufnahme verweisen.

Ein weiterer Punkt ist – und hier geht es schon um den Instinkt, den sich ein Fotoreporter antrainieren muss –, dass man lernt, den Höhepunkt eines Geschehens abzusehen. Da hat man es mit der Leica immerhin leichter als mit den früheren schweren Plattenkameras für nur eine Aufnahme. Mit ihr kann man das akzelerierende Geschehen Schritt für Schritt ablichten. Aber auch da muss man die charakteristischsten Steigerungsmomente abpassen und einfangen können.

Das gilt in besonderem Maße für die Aufnahme rascher Bewegungen: den geschwungenen Knüppel oder Hammer, einen Wurf, einen Fall. Hier vertut man sich am leichtesten und erhält ein Bild, das durch erklärenden Text ergänzt werden muss.

Noch einige Worte über Total- und Großaufnahme.

Ich fotografierte einen Journalisten in einer Skopzhütte.* Der Journalist erschien auf dem Bild als Oberkoppe, mit dem typischen Kinnbart. In Wirklichkeit war das aber kein Bart, sondern der Schatten eines an der Wand hängenden Handtuchs, der gerade unters Kinn fiel. Ein fotografischer Druckfehler, der den Sinn der Aufnahme entstellt.

Ein anderes Mal wurde eine Drescherin fotografiert. Auf dem Bild blähten sich um ihren Hals und auf ihrem Kopf rätselhaft weiße Blasen. Des Rätsels Lösung war eine Frau mit weißem Kopftuch, die in einiger Entfernung hinter ihr gestanden hatte. Aus dem Kopftuch wurden dann Blasen. Wir mussten retuschieren. Solche Fälle gab es zu Dutzenden. Das Dumme ist, dass das Auge wie hypnotisiert auf den Vordergrund starrt, so dass es die Gesamtansicht vergisst und nicht sieht, wie das Ganze sich auf der Fläche des Fotopapiers verteilen wird.

Seit ich länger im Kolchos arbeite, bemühe ich mich, nach dem Prinzip der Langzeitbeobachtung vorzugehen, damit die Fotografien später zu vergleichenden Serien vereinigt werden können. So fotografierte ich zum Beispiel den Unterricht im Traktoristenlehrgang. Auf einem Bild sieht man im Vordergrund eine Kosakin, die Traktoristin werden will. Traktoristinnen sind im Kolchos heutzutage ein Thema. Es geht darum, wie aus den ‚Dorfweibern‘ (ein erniedrigendes Wort; höchste Zeit, sich davon zu verabschieden) Proletarierinnen werden.

Es bot sich also an, ins Heimatdorf dieser Traktoristin zu gehen und sie in ihrem Haus zu fotografieren bei dem, was sie dort normalerweise tat. Und später, wenn ich die Fahrschüler draußen auf dem Feld bei ihrer ersten Ausfahrt fotografieren würde, beim Pflügen, Säen, in der Mittagspause, bei irgendwelchen Schwierigkeiten im Arbeitsablauf oder im Brigadeleben, würde ich immer darauf achten, dass dieselbe Traktoristin auf meinen Bildern möglichst im Vordergrund bleibt.

Nach ein paar Monaten Arbeit ergäbe eine einfache Auswahl dieser Fotografien bereits eine Foto-Skizze – ein Stück aus der Foto-Biografie einer Traktoristin.

Eine Zeitlang fotografierte ich nur dokumentarisch, das heißt, ich hielt die Momente der Wirklichkeit fest, wie

sie waren. Gegenwärtig mache ich außer diesen dokumentarischen Fotografien auch gestellte. Sie zeigen nicht, wie eine Arbeit gemacht wird, sondern wie sie gemacht werden sollte. Zum Beispiel wie ein Traktor richtig montiert oder wie ein geschlachtetes Schwein zerlegt wird. Darüber hinaus leistet diese Methode auch dort gute Dienste, wo ein ganzer Arbeitsprozess oder -zweig auf e i n e m Bild dargestellt ist – in der Art der Bilder, nach denen Schulkinder ihre Aufsätze schreiben. Etwa eine mustergültig arbeitende Dreschbrigade, die jeden Arbeiter im Eifer seiner ganz speziellen Zuständigkeit zeigen soll.

Natürlich darf in diesen Fällen auf der Fotografie der Hinweis nicht fehlen, dass das Bild gestellt ist, um den Betrachter nicht irrezuführen.

Einmal hat meine Kamera mir einen merkwürdigen Dienst erwiesen. Sie bewahrte den Direktor des Kolchos vor Unannehmlichkeiten mit einer Schar junger Frauen.

Die Mädchen waren vom Kolchos im benachbarten Kosakendorf angeworben worden, um beim Jäten zu helfen. Es war die schwere Zeit. Wenig zu essen. Die Brigaden murrten. Erst recht natürlich die gemieteten Kräfte.

Die Mädchen auf den Kosakendörfern sind ein außerordentlich freizügiges, forsches und mutwilliges Volk. Man könnte denken, in sie sei der Geist der Bockbeinigkeit und des Rowdytums gefahren, den die Sowjetregierung während der letzten Jahre mit harter Hand aus der männlichen Bevölkerung der Kosakensiedlungen ausgetrieben hat. Besonders berüchtigt in unserer Gegend sind die Mädels des Kosakendorfs Soldatskaja, die „Soldatinnen“. In einer Kommune kam es so weit, dass die Frauenorganisation den Antrag stellte, keinen aufzunehmen, der eine „Soldatin“ zur Frau hatte.

Als die „Soldatinnen“ einer Brigade zu stänkern anfangen, beschloss man sie auszubezahlen und zu entlassen – in

der Annahme, dass das Geld dafür rechtzeitig aus der Stadt eintreffen würde. Dummerweise ließ das Geld auf sich warten, und eine ungezügelter Mädchenbande, die Gesichter zum Schutz vor zu viel Sonne weiß gekalkt, zog wüst schimpfend durch das Dorf. Je mehr Aufsehen sie erregten, desto ausgelassener ihre Schelte. Auf der Suche nach dem Direktor drangen sie in den Dorfsowjet ein, johlten und vereitelten die Sitzung. Der Direktor, heiser vom gütlichen Zureden, nahm wie ein Hase Reißaus vor ihnen, schien sich am liebsten hinter den Ofen verkriechen zu wollen.

Mit dem Ruf: „Heraus mit dem Direktor!“ stürmten die „Soldatinnen“ die Treppe einer Hütte. Dort saß er. Hilfe tat not. Ich holte meine Leica hervor, stellte mich den Mädchen in den Weg und richtete die Kamera auf sie. Sie stutzten, verstummten und vergaßen für eine Sekunde den Direktor.

„Statt herumzukrakeelen, setzt euch hin“, lud ich sie ein. „Ich werde euch knipsen.“

„Kriegen wir auch Bilder?“

„Sollt ihr haben.“

Augenblicklich verwandelten die Furien sich in brave kleine Mädchen. Die Kleider zurechtzupfend, drängelten sie auf die Treppe, verteilten sich auf den Stufen und gehorchten jeder meiner Anweisungen.

„Höher den Kopf. Das Gesicht zu mir. Rück dein Kopftuch zurecht.“

So ließ ich sie eine gute halbe Stunde posieren, um dem Direktor eine Atempause zu verschaffen.

Dann wechselte ich die Kassette. Bei dieser Gelegenheit zog ich ein Taschenmesser mit einer kleinen Schere hervor. Alles stürzte sich auf die Schere, man riss sie einander aus der Hand, beschaute sie gierig. Schließlich kamen die Mädchen auf die Idee, sich damit die Warzen zu schneiden. Dabei floss Blut. Ich schimpfte mit ihnen,

erklärte, warum Warzen nicht geschnitten werden dürfen. Bis eine sich plötzlich entsann, weshalb sie hier waren, aufsprang und brüllte:

„Wollt ihr euch auf den Stufen die Ärsche abfrieren, Mädels? Wo steckt der Direktor? Er soll blechen.“ Und die Meute kurzberockter Furien nahm die Suche nach dem Direktor wieder auf, unanständige Lieder gellten durch das eben zur Ruhe gekommene Dorf.

Irgendwo hinter einem Zaun kriegten sie sich allmählich ein. Doch als ich gegen Abend vorüber kam, waren ihnen der Apparat ebenso wie der Direktor sofort wieder gegenwärtig.

„Knipsen, Alter!“ schrie die eine. Und eine zweite: „Schnappen wir uns den Direktor. Soll er endlich mit dem Zaster rausrücken. Ich hab’ das Warten satt.“

Ich begann, sie zu beschwichtigen.

„Der Direktor hat das Geld noch nicht. Ein Mitglied der Direktion ist aus der Stadt damit unterwegs. Ich will den Mann gerade anrufen. Kommt einfach mit!“

Zum Fotografieren war es schon zu dunkel, also lenkte ich sie mit dem Telefon ab. Sie hatten noch niemals telefoniert. In ihrem Heimatdorf gab es Telefone nur in den Ämtern, dorthin wurden die frechen Biester nicht vorgelassen.

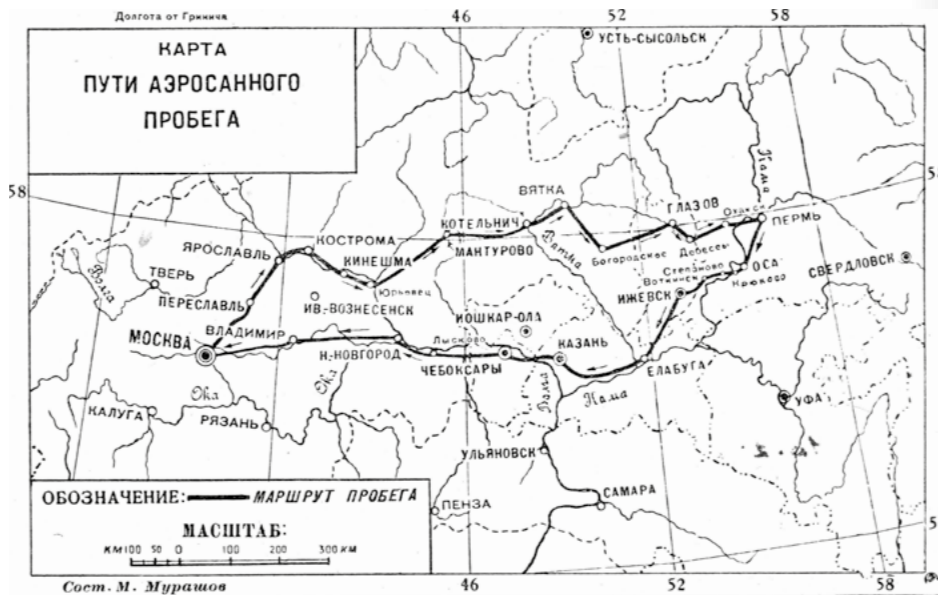
Und wieder, wie vor der Kamera, verstummten sie und wurden zahm wie Achtjährige. Still hielten sie einander den Hörer hin, flüsterten sich ihr Entzücken zu über das, was da aus dem Hörer raunte und sang. Schließlich lauschten sie einer Vorlesung über Elektrizität, die in eine Vorlesung über Astronomie übergang. Das dauerte eine Stunde. Inzwischen kam das Geld.

Der Direktor war gerettet.

VOLLGAS VORAUSS



Cover des gemeinsam mit dem Sportjournalisten Boris Gromow publizierten Skizzenbandes *Vollgas voraus* (1930) über ein motorisiertes Schlittenrennen im März 1929. Tretjakow verfasste für den Band neun Skizzen, von denen Andreas Tretner zwei übersetzt hat.



Karte des Aeroschlittenrennens von Moskau über Kostroma und Wjatka nach Perm. Von dort führte der Weg über Ishewsk, Kasan und Wladimir zurück nach Moskau.

Ein Propeller sucht Arbeit

Seit dem Moment, da der erste Propeller, von einem Verbrennungsmotor in die Luft geschraubt, ein Paar Aeroplanflügel hinter sich her schlepte, hat die Hand des Erfinders diesen neuartigen Stürmer und Dränger an immer neuen Stellen anzubringen versucht.

Auch ans Automobil hängte der dreiste Parvenü sich an und wollte dem Rad Konkurrenz machen.

So ist kurzzeitig auf den städtischen Straßen ein Monstrum aufgetaucht, das sich Aeromobil nannte und anstelle der Karosse eine ganze Windmühle mit sich herumtrug. Doch es erwies sich als unvorteilhaft, Dutzende Pferdestärken aufzuwenden, nur um sich von der leichten Luft abzustoßen, anstatt die unnachgiebige Erde unter den Rädern zu belassen – so dass das Aeromobil, kaum dass es die Pferde zum Scheuen gebracht, Passanten umgeblasen und mit seinen grotesken Umrissen für kurze Zeit die Journalseiten erobert hatte, einen schnellen Tod starb.

Vom Automobil flatterte der Propeller auf das Bootsheck hinüber und sagte der Unterwasserschraube den Kampf an. So war das Gleitboot geboren und setzte sich sogleich durch, wurde ein nützliches und bequemes Fortbewegungsmittel in Fällen, wo man auf Geschwindigkeiten über 100 km/h aus war und die Schraube nicht allzu tief unter Wasser bekam.

Zu guter Letzt ließ der Propeller sich auf dem Schlitten nieder, und der Schlitten flog über den Schnee. So entstand der Aeroschlitten*, den als erster der russische Ingenieur Kusin* im Jahr 1912 konstruierte.

Neben dem Aeroplan ist der Aeroschlitten die wohl eindrucklichste Anwendung des Propellers.

Der Schnee in unseren endlosen winterlichen Weiten ist wie eine lockere Daunendecke, in der Pferde- und



ZAGI am Start
Neben der Maschine steht Genosse Ossinski

Rentierhufe, ja selbst die flauschigen Pfoten der Kamtschatkahunde hoffnungslos einsinken und steckenbleiben oder ins Rutschen kommen.

Wie viel Kilometer pro Stunde schafft ein ausdauerndes Pferdegespann im besten Falle? 20, 25 vielleicht. Schlittenhunde, wenn man sie hetzt, mögen es auf 30 bringen. Gut, es gibt spezielle Schneemobile, Marke Kégresse*, die entweder auf Raupen fahren wie Panzer, oder ihre Motoren setzen einen gigantischen Schneckenantrieb in Gang, der die Karosse wie auf einen Korken in den Schnee zieht.

Aber ein Kégresse macht auch nur 45–50 km/h, und vor allem ist er sehr schwer und benötigt, wenn schon keine Straßen, so doch überfrorenen Schnee, auf dem ein gewöhnliches Automobil im Grunde nicht schlechter vorankommt.

Wenn es sich aber nun um verschneites Ödland handelt, an dem Autos, Rentiere und Hunde gleichermaßen scheitern?

Dort kommt der Aeroschlitten zum Zuge.

Die sowjetischen Aeroschlitten haben zwei Väter: NAMI und ZAGI, und dementsprechend haben wir es mit zwei konkurrierenden, einander eifrig überbietenden Gruppen zu tun, den Namisten und den Zagisten.

NAMI ist das Automobil- und Automotoren-Institut. Hier ist der Urfinder des Aeroschlittens, Ingenieur Kusin, führender Experte. Hauptsächlich kümmert sich das Institut um die Motoren.

ZAGI ist das Zentrale Aero- und Hydrodynamik-Institut. Es ist mit allem befasst, was das Wasser durchpflügt und die Luft durchschneidet, und das möglichst reibungsarm. Der große Stolz des ZAGI ist eine überdimensionale Röhre, in der Wirbelstürme und Wasserfälle nachgebildet werden, um die Widerstandsfähigkeit der Einzelteile zu prüfen und die ideale Form für Flügel, Rumpf und Bordflächen zu finden. (Womöglich wird ein ZAGI-Reibungsspezialist eines

Tages noch ein Verfahren finden, mit dem ganze Behörden in das Rohr verfrachtet und dort getestet werden können, um die leidigen bürokratischen Reibungsverluste abzuschaffen.)

Chefkonstrukteur des ZAGI ist Andrei Tupolew*, an seiner Seite die hervorragenden Ingenieure Archangel-ski, Petljakow, Petrow, Stetschkin, Pogoski, Uksche, Boi-kow und andere. Aus den Werkstätten des ZAGI ging nicht allein der Aeroschlitten hervor. Ein Gleitboot von hier bewährt sich schon seit 1924 auf Wasserstrecken. Und die Flugzeuge aus dem ZAGI mit der Kennung ANT (Tupolews Initialen) haben längst Weltgeltung errungen, zwei neue Prototypen – *Sowjetflügel* heißt der eine, *Sowjetland* der andere – haben im Sommer 1929 mit Langstreckenrekorden Furore gemacht: der eine mit einem Rundflug über Europa, der andere mit einer Ozeanüberquerung über die Beringstraße bis nach New York.

Die Schlittenrallye von 1929 war nicht die erste ihrer Art. Zuvor fanden schon zwei Rennen statt. Bei jeder Gelegenheit gingen die Schlitten vorne hoch oder die Lenkung blockierte, man überschlug sich. Die Bruchquote bei diesen ersten Testläufen war beträchtlich. Wahrscheinlich war Alexander I. Kusnezow, Schlittenführer bei ZAGI, der Einzige, der gänzlich unfallfrei aus diesen Wettkämpfen hervorging.

Wir hatten vorgehabt, am dritten Februar an den Start zu gehen. Doch als sollten wir daran erinnert werden, dass das Test- und Versuchsstadium noch nicht vorüber war, kippte der schwere Aeroschlittenbus des NAMI am Vorabend des geplanten Starts, während der letzten Probefahrt auf der Chaussee der Enthusiasten* um. Dabei wurde ein mitfahrender Journalist getötet; der Co-Pilot Nikolai Sokolow-Sokoljonok*, von zierlicher Statur, kam unter dem Anderthalbtonner zu liegen. Die Ärzte wollten ihn zur Kur schicken, verschrieben Heilmassagen, er aber war der

Vizekommandeur der ganzen Rallye und setzte sich wieder in den Schlitten.

Die Vorbereitungen zu der Fahrt waren von düsteren Vorahnungen begleitet. Aeroschlitten werden – so wie Aeroplane, Schiffe, Zirkustrapeze – von einem risikofreudigen Menschenschlag bedient.

Und wo Risiko ist, blüht der Aberglaube.

Einer der Schlittenpiloten besah sich seine Passagiere und sagte, verstohlen auf einen hindeutend, mit mystischem Unterton zu seinen Kameraden: „Der überlebt die Tour nicht – glaubt meiner Intuition!“

Erst im Ziel angekommen, erfuhr ich, welcher Pechvogel gemeint war.

Sein Name war Sergei Tretjakow.

Übrigens konnte ich den Piloten die Prophezeiung nicht sonderlich übelnehmen, da auch einer der Tourveranstalter, als er zum erfolgreichen Abschluss gratulieren kam, bekannte: „Als wir Sie ins Rennen schickten, waren wir uns gar nicht sicher, ob wir Sie heil wiedersehen.“

Es herrschten grimmiger Frost und trübe Sicht. Deswegen fiel der Start, nachdem er schon einmal auf den 10. Februar verschoben worden war, zum zweiten Mal aus. Das Publikum, das auf den Roten Platz gekommen war, murrte. Die Sache war heikel: Einerseits ist so ein Schlitten ja nun mal zum Fahren im Frost bestimmt, andererseits hatten die Piloten allen Grund zur Besorgnis, dass die Motoren bei diesen Temperaturen streiken würden, wo man das Quecksilber in den Thermometern hätte hernehmen und einen Nagel daraus schmieden können.

Die Veranstalter waren nervös. Der Februar war schon halb um, für den März war Tauwetter vorhergesagt – dann kämen die Schlitten erst recht nicht mehr ins Ziel.

16 Mann gingen an den Start. Rallyekapitän war Andrei Rosanow, Vizekapitän Nikolai Sokolow-Sokoljonok.

Zum technischen Personal zählten die Piloten Archangel-ski und Kusnezow vom ZAGI sowie Karol und Schtscherbakow vom NAMI, die Bordmechaniker Golubkow* und Tschujkin vom ZAGI, Paschkow und Sorokin vom NAMI. Als Passagiere waren an Bord: der Kameramann Beljakow und die Reporter Gromow* (*Iswestija*), Rosenfeld (*Kom-somolskaja Prawda*), Kartaschow (*Rewoljuzija i kultura*) und Tretjakow (*Rabotschaja Moskwa* und *Wetschorka*). Als 16. fuhr der Vertreter des Volkskommissariats für Post- und Fernmeldewesen Grigorjew mit. Er sollte aus dem Verlauf der Rallye seine Schlüsse ziehen, ob der Aeroschlitten in den nördlichen weglosen Gegenden zur Winterszeit ein taugliches Beförderungsmittel für den Post- und Telegrafieverkehr sein konnte, vielleicht auch für Reparaturdienste an den Leitungen, wo sie weit abseits der Straßen verlaufen.

Von uns Passagieren war nur Boris Gromow, der bekannte Laufathlet und Sportreporter, mit den Rallyebedingungen ausreichend vertraut, um zu wissen, welche Kleidung man am besten trug und wie man sich überhaupt verhielt. Wir anderen, unerfahrene Schreibstubenhocker, verhielten uns brav, hörten aufmerksam hin, was gesagt wurde, und beherzigten es.

Insbesondere sorgten wir uns darum, wie es Fingern, Nase und Ohren ergehen würde, ließ sich doch voraussehen, dass wir gezwungenermaßen in puppenhafter Starre in einem Schlitten sitzen würden, der mit einem Tempo von 70, 80 km/h bei minus 30 Grad über Land fegen würde.

Die Militärverwaltung hatte uns angeboten, Fliegerausrüstung aus ihren Beständen zu erwerben: zum Beispiel einen unerhört schweren Lederharnisch, schwarz, mit Schafpelz gefüttert, und einen Wams für darunter; lederne Handschuhe mit pelzgefütterten Stulpen, darunter wollene; eine Sturmmaske, wie einen Wollsock über-

Gesicht zu ziehen, mit nur ein Paar Augenschlitzen, und darüber die lederne Fliegerhaube mit Pelzfutter.

Besonders begierig waren alle auf die rechte Brille – keine einfache Autobrille durfte es sein, die die Nase freilässt, nein, eine spezielle Polarausführung: Halbmaske aus Pelz mit eingearbeiteten Gläsern, wie sie sie auf dem Eisbrecher *Krassin** hatten.

Aber diese Besorgnis war ganz umsonst: Unterwegs zeigte es sich, dass die Gläser vereisten, so dass wir sie meist nach oben auf die Fliegerhaube klappten, was uns ein besonders heroisches Aussehen verlieh und großen Eindruck auf die Bevölkerung machte.

Begeistert waren wir von Sokolow-Sokoljonoks Weste: Sie war aus Flanell und von elektrischen Leitungen durchzogen. Stöpselt man irgendwo am Rücken einen elektrischen Stecker ein, erwärmt sich der Draht und man fühlt sich behaglich. Solche Westen gibt es bei der französischen Luftfahrt. Freilich hatte Sokolow-Sokoljonok von der Weste nicht viel, weil es im Schlitten weder Strom noch Steckdose gab.

Ein besonderes Augenmerk wurde den Füßen zuteil. Kräftig massieren, so der Ratschlag der Experten, und anschließend mit Kerosin einreiben, dann das erste Paar Strümpfe, darauf eine Lage Zeitungspapier, über das Papier die Wollsocken und dann noch ein ebensolches Paar lange Kniestrümpfe.

Im Weiteren schieden sich die Geister: Man hätte Filzschafftstiefel wählen können, doch die hatten eine Leder-sole, durch die der Frost gekrochen kommt, außerdem tritt man sie leicht am Hacken schief. Weit besser eignen sich Eskimostiefel aus Rentierfell, aber die sind schwer zu kriegen. Also doch am besten simple Filzstiefel – das Material aus ungekämmtem Vlies gewalkt oder besser gerollt und die Stiefel ausreichend groß, damit der Fuß darin Platz hat.



Start auf dem Roten Platz

Gromow trug spezielle Segeltuchstiefel auf sogenannter „Sprit“-Sohle – extra stark, fest und wasserdicht. Solche tragen sie in der kanadischen Armee.

Das Entzücken der Kinder, die die Schlitten entlang der Route zu begrüßen pflegten, pendelte unweigerlich zwischen meinen Eskimo- und Gromows „Sprit“-Stiefeln hin und her.

Vor dem Start hatte es Versammlungen gegeben, bei denen die Passagiere bestimmte Ämter übertragen bekamen. Gromow hatte ein rotes Büchlein zu führen, in das der jeweilige Öl- und Benzinverbrauch einzutragen war. Ich wurde beauftragt, ein Thermometer zu kaufen, die Temperatur am täglichen Start und Ziel zu notieren und die Schneetiefe zu messen. Rosenfeld wiederum bekam die individuellen Verbands- und Arzneipäckchen anvertraut, wodurch seine Gestalt von einem giftig-metallischen Blutrot-Weiß dominiert war – das Banner aller Lazarette und Krankenstationen.

Eingehend wurde die Frage erörtert, ob ein Schlitten den anderen überholen durfte. Die Antwort war nein. Und ob die Kolonne verpflichtet war, auf einen zurückbleibenden Schlitten zu warten? Die Antwort war nein. Gestritten wurde darüber, nach wie viel Tagen Reparaturzeit die Fahrt für einen Schlitten beendet war.

Betont wurde, die mittlere Geschwindigkeit sei auf 40 km/h veranschlagt, es sei diesmal schließlich kein Rennen.

Angesprochen wurden die strikte Verfügungsgewalt des Schlittenführers und die bedingungslose Unterordnung der Teilnehmer, denen es nicht zustand, den Chefpiloten mit guten Ratschlägen zu behelligen; insbesondere durften die Passagiere von ihm nach Belieben umgesetzt, außerdem zu Notfalleinsätzen herangezogen werden; erlaubt waren fünf Kilo Gepäck pro Nase und kein Gramm mehr.

Derlei Autoritätsgesten trübten die Stimmung auf diesen Zusammenkünften etwas ein, doch unterwegs zeigte es sich, dass sie vollkommen überflüssig gewesen waren.

Ratschläge für den Kommandeur waren durchaus gefragt: In jeder wesentlichen Frage beriet sich der Schlittenfürher mit den Kollegen.

Auf die Zurückgebliebenen wurde gewartet. Bevor man nicht eine telegrafische Erlaubnis aus Moskau hatte, fuhr die Kolonne nicht weiter.

Der Benzinverbrauch wurde nicht in das Büchlein eingetragen.

In den Reiseapotheken war kein Jod.

Wo immer es ging, bretteten die Schlitten mit 70, bisweilen gar 90 Sachen.

Und jeder hatte mehr als fünf Kilo Gepäck.

Ein „Notfalleinsatz“ kam schon deshalb nicht in Frage, weil sämtliche Besatzungsmitglieder aus eigenem Antrieb Tag und Nacht, zu jeder Sekunde, bei jeglicher Komplikation mit Hand und Hirn zur Verfügung standen.

Anweisungen und Verbote waren also nicht vonnöten. Die Leute arbeiteten wie ein einziger Mechanismus.

Dies freilich erst, als die zufällige Ansammlung Einzelner, die sich wenig kannten und nichts miteinander gemein hatten, zu einer eingeschworenen Expedition verschmolzen war.

Und das geschah sehr schnell. Die gleiche Kluft, die gleiche Schlafposition, das gemeinsame Vereisen, das Herausziehen der Schlitten aus den Schneeverwehungen und das gemeinsame Hungern beförderten diese Verschmelzung.

Am 17. März erfolgt endlich der Start.

Auf der Wosnessenskaja uliza tragen einige Leute unter rhythmischen Bemühungen sonderbare metallische Apparate aus der ZAGI-Garage ins Freie.

Erstmals bekomme ich einen Aeroschlitten zu Gesicht.

Nickel, Zelluloid, Aluminium. Eine geschlossene Kabine für zwei Passagiere. Davor unter gläserner Haube die Plätze für Lenker und Mechaniker.

Haben sie schon einmal einen Wasserläufer über den Teich flitzen sehen? Ein Aeroschlitten hat Ähnlichkeit mit diesen Wanzen, nur eben auf drei statt sechs Beinen. Eine Kufe vorn, zwei hinten – aus geriffeltem Aluminium.

Alles in allem wie ein Aeroplan, dem man die Flügel entwendet hat.

Ein Dreizylindermotor der Marke *Luzifer*, 100 PS, röhrt am Heck des Schlittens.

Die NAMI-Schlitten haben noch stärkere Motoren: Salmson-NAMI, 150 PS.

Filzummantelte Benzintanks unter den Sitzen der Passagiere. 120 Kilo. Ein Viersitzer frisst um die 12 Liter pro Stunde, der schwere NAMI-8-Bus bis zu 60 Liter, dafür wiegt er aber auch nicht nur eine halbe Tonne, sondern anderthalb, und befördert sechs Mann statt nur vieren.

Die Glocke des Spasski-Turms schlägt neun, als wir an der Basiliuskathedrale vorbei auf den Roten Platz einfahren.

Zehn Aeroschlitten (sechs zum Geleit) nehmen in leicht schräger Front vor dem Mausoleum Aufstellung und teilen den Roten Platz in zwei Klimazonen.

Vor dem Bug haben die Schlitten den klaren, kalten Wintermorgen, hinter ihnen aber tobt ein Eissturm, so dass man meint, Minin und Posharski* auf ihrem Sockel müssten gleich zu stampfen anfangen und die Arme um die Hüften schlagen. Abstellen darf man die Motoren aber nicht, sie würden gleich einfrieren.

Die Menge verschafft sich Zugang zu den Schlitten. Die Menschen betasten den gewellten Aluminiumpanzer des ZAGI-Schlittens, steigen unauffällig auf das Blech, das nicht stärker erscheint als Karton, wundern sich, dass es

nicht eindellt, betrachten die Kufen des NAMI-Gefährts, die in verschnürten Zelthüllen stecken wie in Schuhen. Den Propellersturm ignorierend, drängen sie sich um die halbrunden, libellenflügelartigen Schutzgitter, hinter denen der achtblättrige, kupferbeschlagene Propellersäbel wie wild die Luft zerhäckselt.

Das Meeting dauert nicht lang. Die Worte kommen als flockiger Dampf aus den Mündern und frieren umgehend am Metall der Mikrofone fest.

„Aufgesessen!“

Die Zuschauer werden von den Schlitten entfernt. In der erhobenen Hand des Starters ein rotes Fähnchen.

Die gemächliche Drehzahl der Propeller steigert sich zum Gebrüll. Ein Orkan lässt die Menge hinter den Schlitten zerspritzen. Er macht das besser als jeder Milizionär: Binnen drei Sekunden ist ein Korridor in den Menschenring getrieben. Die Schlitten verlassen die Hauptstadt, über den Swerdlowskaja ploschtschad, entlang der Karetny rjad ziehen sie ab in Richtung der Krestowskije baschni*, eine Menge Automobile und Motorräder hintenan. Am alten Stadttor ein kurzer Halt – zum Abschied.

„Auf geht’s!“

Rallye im Schnee

Die Flügel in die Luft gestemmt gleitet der Aeroplan über die Schichten der Atmosphäre. Die Kufen ins Weiß gestemmt gleitet über die Schneedecke – der Aeroschlitten.

Den ersten Streckenabschnitt fahre ich im ZAGI-Schlitten, der den Namen Awiachim* trägt.

Im Schnee der Buchseiten hat „der Troika schneller Vogel“* eine ausgefahrene Spur hinterlassen: von Restaurant zu Restaurant, vom Gutshaus zur gottverlassenen Kirche – zum Zwecke der Husarenhochzeit*. Schnee – das

ist Alexander Blok*, das sind tönende Schellen, Fuhsack aus Bärenfell, Zigeunerromanze*!

Aber was soll einem das alte „Heissa, die Troika!“*, wenn 150 Pferdestärken in den Motor gesperrt sind, und der Mechaniker in seiner gussgrauen Lederkluft, wie er nun ans Heck des Schlittens tritt, um die großen hölzernen Flossen des Propellers anzukurbeln, brüllt, die Hand am Blatt, das Aluminiumrohr des Rahmens wie einen Schalltrichter benutzend, nach vorne zum Schlittenführer, der wiederum die Hand am Schalter hat:

„Strom?“

„Strom ein!“

„Eins... zwei... drei...“ –

und drückt das Blatt des Propellers mit Wucht nach unten, während der Führer vorne pumpt, bis man es zwischen hört: Gas strömt in den Motor.

Doch der Propeller steht, wo er steht, das Blatt ragt wie eine Kompassnadel.

„Strom aus?“, fragt der Mechaniker.

„Strom aus!“, erwidert der Pilot.

Damit weiß der Mechaniker, dass er sich dem Propeller gefahrlos wieder nähern kann, ohne dass der sich plötzlich, mit Blitz und Knall aus dem Auspuffrohr, doch noch in Bewegung setzt und alles kurz und klein haut, was im Weg ist.

In den Romanzen ist es ein zartes Frühlingslüftchen, das den Reisenden um die Wangen streicht – nur ist dort nicht gesagt, was man tun soll, wenn dieses Lüftchen sich zu 70-80-90 km/h aufschwingt – kein Lüftchen mehr, sondern eine atmosphärische Ohrfeige.

In den Romanzen kommt einzig der Bärenfellsack vor – die Rede ist nicht davon, dass man gegen das Abfrieren von Gesichtspartien eine Sturmmaske unter die Haube ziehen, den Kragen hochschlagen, den Schal ums Gesicht binden,



Altes und Neues (Foto: Sowkinochronika)

die Fellbrille aufsetzen muss und keinesfalls vergessen darf, das Gesicht zuvor mit Vaseline einzuschmieren.

In den Romanzen knirscht der Schnee unter den Kufen. Beim Aeroschlittenrennen tut er das vielleicht auch, aber das weiß keiner so genau, denn der Lärm des Motors übertönt jedes Knirschen, und der metallene Ski schurrt immerzu, mal mit der Spitze, mal mit der Ferse, über die vereisten Höcker des Weges, das knattert genauso laut wie der Motor.

In den Romanzen wird nahegelegt, man könne dem verliebten Raunen des oder der neben einem Sitzenden lauschen. Im Aeroschlitten stopft man sich besser Watte in die Ohren, die man zuvor in flüssiges Wachs tunkt, und um die Aufmerksamkeit des Nachbarn zu gewinnen, piekt man ihn mit den doppelt behandschuhten Fingern in die weiche, mit zehn Lagen ausgepolsterte Seite.

Romanzen bevorzugen flockigen Schnee. Aeroschlitten mögen ihn ganz und gar nicht. Er erhöht den Reibungsfaktor der Kufen, zwingt den Motor zu höherer Leistung und senkt die Geschwindigkeit von 70 auf, sagen wir, 40 km/h.

Romanzen erachten einen silberglänzenden Mond als obligatorisch. Aeroschlitten führen ihren Mond mit sich – das milchig weiße Licht des auf einer Stange neben dem Pilotensitz montierten Scheinwerfers folgt den Wellen und Knicken in der weißen Weglosigkeit eines Flusses oder Feldes, über den der Aeroschlitten zu nachtfinsterer Zeit dahinzubrausen hat.

Und dem süßen Heissa-Troika-Singsang zuwiderlaufend, wächst unser Aeroschlittenpark vor dem Hintergrund diplomatischer Noten, der Schwadronade von Pakten und Konferenzen, nicht um Müßiggängern ein Pläsier zu bieten, sondern um Patrouillen zu ermöglichen, an den ausgedehnten Grenzen unseres von Feinden umgebenen Landes schnell und beweglich auf Wacht zu sein ...

Moskau liegt hinter uns, auf der vereisten Piste der Jaroslawler Chaussee legen wir an Tempo zu. Die 50 km/h fallen durch das dicke Zelluloid der Frontscheibe kaum auf, der Schnee lässt die Geschwindigkeit nicht zur Geltung kommen.

Wälder, Masten und Zäune nehmen die Fahrbahn in die Zange.

Sich diesem neuen Fahrgefühl anzupassen ist gar nicht so leicht. Man ist zunächst versucht, es in die vertrauten Begriffe zu übersetzen.

Erst scheint es einem, als stünde ein Flug im Aeroplan an. Der Propeller dröhnt, die Kabine schwingt auf den gut gefederten Stoßdämpfern. Gleich, gleich wird man sich in die Lüfte erheben...

Doch das Abheben bleibt aus.

Sodann sieht man den Piloten sitzen, wie er das Steuerrad mit beiden Händen umfasst hält, und fühlt sich ans Autofahren erinnert. Doch vermisst man sehr bald die Annehmlichkeiten der Bereifung, zu viel Eisen hier, zu viel metallischer Lärm. Und dieses Rattern und Klirren bringt einen letztlich auf den Gedanken an eine Fahrt im Eisenbahnwaggon.

Vor Verfassen dieser Reiseskizze ging ich im Kopf den zur Verfügung stehenden Vorrat an Wörtern durch.

Sind wir gefahren? Eigentlich nicht. Gerollt – schon gar nicht. Gerodelt? Geglitten? Gut. Aber deswegen wird aus der Fahrt keine „Gleit“ ...

Rasante, elegante Apparate fegen durch den Schnee. Die irre Drehzahl löst den Propeller in Luft auf, und gleich weiß man als Betrachter nicht mehr, wieso der Schlitten sich überhaupt bewegt.

Infolge von Krach? Ist Krach die neue Antriebsart?

Der Pilot tritt kräftig aufs Pedal. Die Straße ist leer, man kann Gas geben. Die Geschwindigkeit steigt erst auf

70, dann auf 90 km/h.

Was sich in diesen Minuten abspielt, ließe sich so beschreiben:

Es ist, als hätte dich eine unbekannte Gewalt auf ihre Flügel gehoben und du fliegst, alles fliegt: Es fliegen die Werstpfähle (Pardon, Kilometersteine), es fliegt zu beiden Seiten der Wald, es fliegt die ganze Straße in die wer weiß wo verschwindende Ferne...

... die Straße erzittert, der Fußgänger bleibt erschrocken stehen ...

... und schon sieht man ein Etwas in der Ferne Staub aufwirbeln und die Luft durchbohren ...

... wie Rauch staubt unter dir die Straße ...

... es dröhnt die in Stücke zerrissene Luft und wird zu Wind ...

Als Gogol in den *Toten Seelen* seine Troika ins Monströse schwellen ließ, hat er, so zeigt sich nun, die normale Fahrt eines Aeroschlittens ganz treffend beschrieben. Obendrein schrieb er das Folgende:

„Vogel Troika, du schneller Vogel! Wer hat dich erfunden? Nur bei einem kecken Volke konntest du zur Welt kommen...“

Gelegenheit für den Reporter, darauf zu verweisen, dass der Aeroschlitten gänzlich auf unserem Mist gewachsen ist; die Ausländer auf der Berliner Luftfahrt-Ausstellung waren begeistert und zogen den Hut davor.

In der geschlossenen Kabine des Schlittens sitzt man sich gegenüber. Die Sessel sind mit Kunstleder bezogen. Jeder so geräumig, dass ein Passagier mit drei Koffern darin unterkommt.

Die Kabine ist mit gepolstertem Stoff ausgekleidet. So tut es weniger weh, sollten wir uns einmal überschlagen und in dem Aluminium-Ei herumgeschleudert werden.

Das Seitenfenster aus Zelluloid geht nach innen zu öffnen, es lässt sich an der Decke befestigen. Eine elek-

trische Deckenlampe ist vorhanden. Hingegen ist die Vorderscheibe der Kabine fest eingebaut. Durch sie sehen wir den Piloten und den Mechaniker sitzen und den Awtodor-Wimpel* auf der Stoßstange flattern.

Unter dem Seitenfenster gibt es eine Art dritte Sitzfläche, entstanden aus unseren Koffern, Reservepelzen, Hüllen für Propeller und Motor, die aus einem speziellen Metallfaden gewebt sind, Benzinflaschen, der Werkzeugkiste sowie einem Holzkasten mit Vorhängeschloss und der Aufschrift *Beschwerden*. Dazu lose Bündel mit Awtodor-Literatur, die in der Fahrgastkabine umherwandern, Axt und Säge.

Die Lehne der hinteren Sitzbank lässt sich abnehmen. Das tut der in der Kabine mitfahrende Motormechaniker Wasja Golubkow hin und wieder, um in den Eingeweiden des Motors herumzufummeln, wo die kupfernen Venen der Ölleitungen und die gräulichen Arterien der Kraftstoffzufuhr ineinander verflochten sind.

Schlittenführer ist Genosse Archangelski, einer der ZAGI-Ingenieure. Ein musikalischer Mensch und mathematischer Kopf. 50 km/h sind für ihn nicht Gleit-, sondern Kriechgeschwindigkeit.

Archangelski fährt bis Kostroma, danach geben sich die Ingenieure Petljakow, Stetschkin und Pogoski das Steuer in die Hand.

Neben Archangelski, wo der Mechaniker seinen Platz hat, sitzt jetzt der Awtodor-Vorsitzende Genosse Ossinski und pumpt fleißig Luft.

Mitten auf der Straße ein Fuhrwerk. Die Gäule brechen schreckhaft zur Seite aus. Gehen auf die Hinterbeine, scheinen den Gabelbaum zerbrechen zu wollen, reißen den Fuhrmann mit sich, aber dann ist für sie Schluss im tiefen Schnee des Grabens.

Um nicht noch mehr Pferde zu verschrecken, nutzt der Schlitten das nächste Wegstück ohne Masten am

Straßenrand und tut das, wozu weder Automobile noch Raupenfahrzeuge, kein Rentier und kein Gespann Tschuktschenhunde in der Lage wären, einzig Schlitten können das: In voller Fahrt setzt er über den tiefen, mit Schnee gefüllten Straßengraben hinweg. Kurz darauf fahren wir – die reinste Schneeschleuder: Pulverschnee spritzt fontänenartig unter den Kufenspitzen hervor – den Waldrand entlang. Der dreieckige Awtodor-Wimpel flattert nicht mehr wild auf und ab, sondern schaukelt nur noch, als stünde er auf einer Boje im Meer, da der weiche Schnee alle jähen Bewegungen hemmt. Freilich bremst er auch das Tempo.

Schon auf dem ersten Streckenabschnitt die ersten Abenteuer.

An einer besonders windumtosten Stelle des Weges geschieht es, dass der Schlitten NAMI-8, ein autobusartiges Gefährt mit fünf Passagieren, sich in Sand und Schotter festfährt. Der Propeller kriegt die zwei Tonnen Last nicht mehr vom Fleck. Etliche Leute müssen zu Hilfe kommen, den Schlitten bei der Vorderkufe packen wie einen toten Elefanten beim Rüssel und ihn wieder auf gleitfähigen Schnee zerren.

Das nächste Abenteuer folgte auf dem Fuß. Der vorderste Schlitten, der gleichfalls von der Straße auf die Brauche gewechselt und den Waldrand entlanggefegt ist, sieht sich plötzlich einem Graben gegenüber.

Umzudrehen fehlt es bereits an Manövrierraum, und einen Rückwärtsgang gibt es beim Schlitten nicht.

Nichts geht mehr; mit der Vorderkufe im Dickicht des Unterholzes steckend, wirbelt der Propeller nurmehr Schnee auf. Die Mitreisenden müssen die Vorderkufe seitlich nach hinten ziehen, um ihr eine schroffere Wendekurve zu verschaffen, als durch das Einschlagen des Steuerers zu erreichen ist. Dazu müssen sie den Schlitten aber

erst einmal seitlich aufschaukeln, da die Kufen bereits am Schneegrund anzufrieren beginnen. Am Ende findet der Schlitten zurück in seine alte dreigleisige Spur und kann auf die Straße zurückkehren, nur die führende Position ist natürlich verloren.

Abenteuer Nummer drei. Die Brücke ist weg. An ihrer Stelle nur ins Eis gerammte Pfähle und gigantische hohle Trommeln, als Seilwinde für die Ramme. Darin laufen Menschen, die sie kraft ihres Gewichts in Bewegung setzen.

Stopp! Die Situation ist brisant.

Ganz behutsam gleiten wir auf das Eis, einen schmalen Hohlweg hinab. Bohlen sind gelegt, über die die Kufen hinwegschurren. Aber da liegen auch Bretter quer. Sind sie nicht dicker als ein Dezimeter und die Kufenspitze verkeilt sich nicht, kommen wir drüber weg...

Drüben den Uferhang wieder zu erklimmen, ist aus eigener Kraft unmöglich. Einmal mehr kommen Anwohner zu Hilfe. Mit vereinter Anstrengung wird unser Schlitten an den Hang gestellt, so dass die Vorderkufe in die Luft ragt. Der Pilot gibt Gas, und der 650 Kilogramm schwere Metallkasten klettert sozusagen die Wand hoch, während der Propeller hinten einen Kessel in den Schnee schlägt.

Sergijewo.

Unmengen Menschen unter Fahnen und Transparenten, wie eine Wahlkundgebung. Riesenspaliiere säumen die Straße schon weit vor Ankunft auf dem Hauptplatz.

In Trauben umringen die Menschen unsere Schlitten. Hinter der Menge steht ein Lastkraftwagen. Die Genossen Baranow, Ossinski, Lewandowski und Rosanow aus dem Präsidium erklimmen die Ladefläche; sie werden gleich Reden halten.

Doch kaum hat der erste, Aufmerksamkeit heischend, die Arme erhoben, als der Lkw plötzlich losfährt, um die nächste Ecke biegt und verschwindet.

Offenbar hat der Chauffeur in seinem Fahrerhäuschen nicht mitbekommen, dass sein Fahrzeug zur Tribüne umfunktioniert worden ist, und meint, er habe lang genug da herumgestanden, also ist er zur Garage aufgebrochen und droht das komplette Präsidium zu entführen.

Großes Gelächter auf der Ladefläche, der Chauffeur in höchster Konfusion; am Ende können Awtodor und Ossoawichim* auf den erheiterten Platz zurückkehren.

Fragen aus der Menge:

„Was kostet so ein Ding?“

„Was frisst es an Benzin?“ (Da fragt offensichtlich ein Kraftfahrer oder Traktorist.)

„Was ist daran aus heimischer Produktion, was importiert?“

Ein Alter mit Zottelbart löst sich aus der Menge, stürzt auf mich zu; aus seinem Rachen weht mich der Sonntagschnaps an. Anscheinend hat er das Gefühl, zu spät zu kommen.

„Bleib noch, mein Lieber! Lass die Leute in Ruhe bestaunen, was die Sowjets fabrizieren. Hau noch nicht ab!“

Und er verschwindet wieder in der Menge, wohl um einen Bekannten herbeizuholen, der das Wunder sehen soll.

Über den Zinnen der Klostermauer die nackten Kirchenkuppeln, ohne Kreuz. Dazwischen die Konturen eines klugen Kopfes aus Stein: Da hat man eine Leninbüste auf einen Sockel erhoben, damit sie auf den Basar hinabschauen kann.

Die gewölbten Decken und Fensternischen der kooperativen Kantine zeugen von klösterlicher Vorzeit.

Es heißt Abschied nehmen.

Sechs Schlitten kehren um, begeben sich auf die Rückfahrt nach Moskau.

Wir warten, bis sie außer Sichtweite sind. Den Schluss bildet eine Spinne, bis ans Obergeschoss der Häuser

reichend. Es fehlt nicht viel, und ihr Propeller rührte an die Oberleitungen der Straßenbahn.

Das ist der Aeroschlitten der Sergijewer, Awtodwo-rez geheißen. Er hat den Propeller vorne, eine sogenannte Zugschraube. Wenn so einer vornüber kippt, fallen die Passagiere in den wirbelnden Propeller hinein.

NACH TANNU-TUWA



Nach einem Holzschnitt von Pawel Schillingowski gestaltetes Cover des in Ko-Autorschaft mit Wachtang Matschawariani verfassten Skizzenbandes *Nach Tannu-Tuwa* (1931). In diesem Fall reiste nicht Tretjakow, sondern Matschawariani, der als Erzähler auftritt. Auf Basis der stenografierten Gespräche mit Matschawariani gestaltete Tretjakow zwölf Kapitel, von denen hier zwei aufgenommen wurden, zusammen mit Tretjakows Vorwort zur Methode des Buches. Alle Übersetzungen aus diesem Skizzenband stammen von Andreas Tretner.

Der Bericht des Genossen Matschawariani von seiner Reise zum Rewsomol-Kongress* in die Republik Tannu-Tuwa* war dermaßen interessant, reich an lebendig wirkendem Personal und, im Vergleich zu gängigen Reiseimpressionen, so auffallend hartnäckig in der Art, wie er den Dingen mit ökonomischem Riecher auf den Grund ging, dass ich dem Genossen Matschawariani sogleich vorschlug, er möge doch seine Reise zu Papier bringen und ein Buch daraus machen.

Genosse Matschawariani bekam einen Schreck und lehnte ab, und sowieso zeigte sich, dass das Büchermachen gar keine so einfache Sache ist.

Also machten wir das Buch zu zweit. Und zwar so:

Ich fragte den Genossen Matschawariani über seine Reise aus, und eine Stenografistin schrieb das Gespräch nieder.

Drohte der Berichterstatter in Monotonie oder Schematismus abzugleiten, bohrte ich nach und erfuhr so manches interessante und wesentliche Detail.

So entstand, in Rede und Gegenrede, das Stenogramm dieses Buches.

Zunächst planten wir es nur noch ein bisschen zu bearbeiten und in dieser stenografischen Form zu belassen.

Aber das erwies sich als schwierig, denn die Darlegung war sehr verzettelt und wirr ausgefallen, außerdem fehlten im Stenogramm ein paar der interessantesten Nachfragen, die dem Gespräch eine neue Wendung gegeben hatten. So kam es, dass ich den Text doch noch nachträglich bearbeitet habe, nämlich wie folgt:

Das Material wurde erstens neu montiert – zunächst in alle Einzelteile zerlegt und dann in eine erzählerische Ordnung gebracht.

Zweitens wurde die Abhandlung sprachlich korrigiert.

Und drittens wurden eine Reihe Erläuterungen und statistische Angaben eingefügt, die entweder aus den Referaten von Genosse Matschawariani persönlich sowie von Genosse Nazow stammten oder gesprächsweise von einigen Tuwinen oder aber von mir selbst auf meiner Mongoleireise in Erfahrung gebracht wurden.

Es ist mir eine Freude, in diesem Buch jene Techniken kollektiver literarischer Arbeit fortzusetzen und zu verfeinern, wie ich sie erstmals im Bio-Interview meines Schülers, des chinesischen Studenten Den Schi-hua*, angewandt habe.

S. Tretjakow

20 Reisetage

Dem Wort Tuwa bin ich das erste Mal überhaupt in der Zeitschrift *Revolutionärer Osten* begegnet. Aber der Artikel daneben interessierte mich mehr, und so versäumte ich, etwas über Tuwa zu lesen.

Die erste Begegnung mit einem leibhaftigen Tuwinen hatte ich dann auf dem V.Kongress der Kommunistischen Jugendinternationale*, als die mongolische Frage diskutiert wurde. Der Mann war es sichtlich nicht gewohnt, vor solch großem Auditorium zu sprechen. Er schien verunsichert, schniefte unentwegt. Lieber hätte er wohl auf einem Pferd gesessen, als im Säulensaal des Hauses der Gewerkschaften aufzutreten.

Er trug eine Art Uniform, die offensichtlich für den Winter gedacht war. Wir hatten August. Doch wusste dieser unbeholfene Mann, was er sagen wollte. Ganz auf der Linie der KJI attackierte er den Delegierten des Mongolischen National-Revolutionären Jugendverbandes, der eine Gefahr von rechts in der Mongolei gelehrt hatte.

Erst im Herbst 1928 durfte ich Tuwa mit eigenen Augen sehen. Der Tuwinische Jugendverband bat die KJI, einen Vertreter zu seinem VI. Kongress zu entsenden. Es ging um etwas: Der gerade einmal fünf Jahre junge Verband sah sich in der Verantwortung, für die Interessen der armen Arat gegen die reichen Nojon* einzustehen.

Über Tuwa wusste keiner etwas. Man betrachtete es von ferne und von oben herab – ungefähr so, wie die Georgier das gegenüber Swanetien praktizieren.

Leonow* hat über Tuwa geschrieben – und sich darüber gewundert, dass der Jenissei blau ist. Was diese Bläue mit Tuwa zu schaffen hat, ist nicht klar. Daneben finden sich Referate einschlägiger Behörden sowie von Archäologen, die in Tuwas Vergangenheit herumwühlen, ohne ihren Wohnsitz Moskau zu verlassen. Auch die Akademie der Wissenschaften hat sich für Tuwa interessiert – weniger für Politik als für die Lebensweise der Bewohner, die Jurten, das Brauchtum. Und auch die KJI war nicht abgeneigt, sich der Geschichte Tuwas zu widmen, dabei war ihr Augenmerk auf die Frage gerichtet, ob die Interessen der Arat (der Hirten) und hier insbesondere der jungen Leute nicht zu kurz kommen.

Bedenken gegenüber dieser Reise hegte allenfalls mein Magen, welcher für sein Alter schon recht mitgenommen ist und zu Exzessen neigt.

Meinen Mitmenschen kam die Unternehmung exotisch vor.

„Mannomann! Wie willst du da hinkommen? Was gibt es zu essen? Und was ziehst du an?“

Mit derlei Fragen war ich leicht einzuschüchtern. Immerhin war Dezember, es herrschten knackige Fröste. Ich würde dort einfrieren, so hieß es. Zahlen wurden genannt: In Sibirien falle das Thermometer auf 30, 40, wenn nicht 50° Réaumur unter Null. Nahrung, wie ich sie

benötigte – Geflügel, Gemüse – gebe es nicht, nur Rindfleisch oder Schlimmeres, zum Beispiel Hammel.

Von der durch das Sajangebirge führenden Schlitten-trasse war die Rede und von Wölfen, die nicht unbedingt Geflügel benötigen, sondern mit einem Komsomolzen vorlieb nehmen. Und Räuber gebe es auch.

Meine Mitmenschen rieten mir, eine Waffe mitzunehmen, doch im NKID* hieß es, ich müsse nicht unter die Jäger gehen, die Kooperative des Bezirks Minussinsk habe alle Raubtiere bereits liquidiert, und was die Menschen anbelangt, so habe es seit 1922 auf Tuwas Verkehrswegen keinen einzigen Überfall gegeben.

Als ich meinem Vater schrieb, ich führe demnächst nach Sibirien, schrieb er zurück: „In die Verbannung? Wofür?“ Georgier können sich Sibirien schwerlich anders vorstellen, denn als Verbannungsort – wo man nicht lebt, sondern seine Zeit absitzt.

In der Annahme, dass es in Sibirien an allem fehlt außer an Schnee, beschloss ich, mich in Moskau mit allem Nötigen einzudecken.

Ich kaufte mehrere Stangen Jagdwurst und drei Kilogramm Zucker (beides brachte ich wieder mit). Außerdem Wodka, was ebenfalls ein Fehler war: Brennspritus wäre besser gewesen, um sich Hände und Gesicht auf der Fahrt damit einzureiben. Brot nahm ich nur deswegen nicht mit, weil kein Platz dafür war. Bloß gut! Einen Bettsack mitzunehmen wurde mir hingegen abgeraten, und das war schlecht: Ihn hätte ich gebrauchen können.

Auch die Kleidung, die ich wählte, war unvernünftig – dass die Fuhrleute in Minussinsk vorzügliche Pelzmäntel bereitliegen haben, konnte ich nicht wissen. So legte ich mir einen Halbpelz aus Romanowo-Schurwolle zu, wie Straßenbahnführer ihn tragen. Er stank und haarte, womit ich meinen Mitreisenden und mir selbst zur Last fiel.

„Hört das Haaren irgendwann auf?“, wollte ich von der Straßenbahnschaffnerin wissen. Spätestens nach andert-halb Jahren, beruhigte sie mich, und bis dahin würde er ohnehin aus den Nähten gegangen sein. Bei der KJI ver-wies man mich des Raumes, so grässlich war der Gestank. Frau und Kind wollten nicht mit mir im selben Zimmer wohnen. Außerdem kamen Haken und Schnalle an keiner Stelle zueinander.

Ferner hatte ich vor, mit Schirmmütze loszufahren. Man warnte mich: Ich würde mir gewisslich den Schädel abfrieren, solle mir ja eine warme Pelzmütze mit Ohrenklappen und Nasenschutz kaufen, da ich doch den Kopf in Tuwa nötiger hätte als jeden anderen Körperteil.

An den Füßen trug ich Filzstiefel, die Schäfte nicht sehr hoch, bis unters Knie. Solche Stiefel werden in Sibi-rien und insbesondere in Tuwa nur von Frauen getra-gen. Ich bot also in Sibirien den Anblick eines Mannes in Damenstiefeln. Kaum hatte ich in Nowosibirsk den Fuß auf den Bahnsteig gesetzt, wurde ich von den Wachleuten ausgelacht.

Wäsche hatte ich viel zu viel dabei. Man hatte mir ein-geredet, dass es in Tuwa keine Gelegenheit zum Waschen geben würde, da keine Trockenräume vorhanden seien, die Wäsche im eigenen Zimmer aufzuhängen sei lästig, und im Freien dauere es ewig. Das trifft nicht ganz zu.

Außerdem schleppte ich einen Vorrat an Schreibma-schinenpapier mit. Es konnte ja sein, dass man in Tuwa kei-nes bekam. Ebenso Blaupapier und Stifte. All das musste ich in Tuwa zurücklassen, denn es gibt dort von alledem genug. Vortreffliche amerikanische Reiseschreibmaschi-nen, Papier im Überfluss...

Schließlich hatte ich mir extra für die Reise einen Jungsturmanzug* gekauft. Er hält sehr warm und machte, im Gegensatz zum Halbpelz, sogar etwas her – allerdings

nur bis zur ersten Wäsche, bei der er Form und Farbe ver-lor. Man hatte mir im Laden zu sagen vergessen, dass man ihn nicht waschen darf. Gekostet hatte er übrigens nur elf Rubel – ein Preis, der die Tuwinen beeindruckte. In Tuwa gab es keine Jungsturmanzüge, dafür solche von europäi-scher Art, die 50–60 Rubel kosten und aus Tientsin oder Harbin importiert werden.

All das brachte ich in einem Koffer unter – sonst hätte ich, so meine Ratgeber, einen zweiten Schlitten mieten müssen. Die Fahrt nach Tuwa ist sehr teuer, teurer als eine Überfahrt von Hamburg nach Amerika, erste Klasse. Das Billett nach Amerika kostet 200 Dollar, also 400 Rubel, die Fahrt nach Tuwa, Übernachtungen inbegriffen, um die 600: Moskau-Abakan (Polsterklasse) – 100 Rubel, Abakan-Minus-sinsk (15 km) – 10 Rubel, Minussinsk-Kysyl per Zweispän-ner – 160 Rubel, einschließlich Pferdetausch – 300 Rubel oder mehr, je nachdem, wie oft man das Gespann wechselt.

Visum und Auskünfte bekommst du in der tuwini-schen Botschaft, hatte es geheißen.

Vor dem prächtigen Gebäude in der Worowski-Straße stand ein Buick – das beste Auto, das man in Moskau fin-den kann. Auf mein Klingeln öffnete ein Tuwine, der mir auf Russisch nahelegte, Mantel und Galoschen abzulegen.

Ich hätte nicht vorgehabt, das Haus in Mantel und Galoschen zu betreten, aber der Genosse hatte da wohl seine Erfahrungen.

Das Botschaftspersonal: typisch mongolische Gesich-ter, jedoch durchweg europäisch gekleidet, ohne das geringste exotische Detail. Lenins Gesammelte Werke auf dem Bücherbord. Geschrieben wird mit Füllfederhalter, nicht etwa mit Pinsel. Man sitzt auf Stühlen.

Das Visum, das ein Tuwine mir in den Reisepass stempelte, ist das größte von allen in der Welt: etwa post-kartengroß.

Meinen georgischen Namen auf Tuwinisch zu schreiben erwies sich als schwierig. Der Tuwine übte es ein paarmal auf Schmierpapier, ehe er ihn ins Reine übertrug. Und am Ende stand da doch Maschawarin anstelle von Matschawariani.

Also begab sich ein Herr Maschawarin, versehen mit Wurst und Geflügelfleisch, doch ohne Bettsack, auf Reisen.

Fährt man mit der Eisenbahn Richtung Moskau, bekommt man täglich zwei neue Zeitungen von da zu lesen. Ist man indes in der Gegenrichtung unterwegs, ist es bis zur Ankunft immer dieselbe Zeitung, die einen als neueste begleitet, weil die Post langsamer ist als wir.

Für gewöhnlich lässt die Arbeit mir keine Zeit, mich mit aktueller schöngestiger Literatur zu befassen. „Du kritisierst, ohne gelesen zu haben“, warfen mir WAPP*-Leute schon des Öfteren vor. So beschloss ich die Reise zu nutzen, um mich mit zwei proletarischen Sachen bekanntzumachen: Panfjorows *Bruski** und Pawlows *20jährige Erfahrungen**. Es fiel mir schwer, mich von Pawlow loszureißen, um Panfjorow anzulesen, ich musste mich regelrecht dazu zwingen.

Der Zug fuhr am Nordbahnhof ab. Meine Frau verbiss sich die Tränen, aber waghalsig fand sie das Unternehmen schon.

Auf dem Nordbahnhof ertönt vor Abfahrt kein Signal am Zug – nur in den Wartesälen erfolgt die Ansage. Ich stand, von meinen Begleitern Abschied nehmend, noch auf dem Bahnsteig, als ich plötzlich gewahr wurde, dass mein Zug sich in Bewegung setzte. Ich fragte den in der Tür stehenden Wagenschaffner, was das zu bedeuten habe. Ein Rangiervorgang, erklärte er mir. Doch für einen Rangiervorgang nahm der Zug bedenklich schnell an Fahrt auf. Ich rannte hinterher und hechtete gerade noch so in den letzten Wagen, den Schaffner verfluchend, der doch hätte

wissen sollen, wann ein Zug rangiert wird und wann er nach Wladiwostok abfährt.

Der Waggon war Polsterklasse, jedoch unbeschreiblich schmutzig. Der Schaffner redete in einem fort davon, wie wichtig es sei, die Kollegen zu gesellschaftlich nützlicher Arbeit heranzuziehen. Ich wies auf den Schmutz hin.

„Dieser Waggon sollte eine Werbung sein für die UdSSR. Darin reisen Ausländer. Albert Thomas* und seinesgleichen sollten sich davon überzeugen können, dass ein sowjetischer Eisenbahnwaggon sauber ist und ohne Wanzen.“

Während er mir einzureden suchte, nicht darum gehe es: Notwendig sei die Einrichtung eines Lenin-Kabinetts in einem der Abteile.

Nichts dagegen, erwiderte ich, aber das müsse einhergehen mit Sauberkeit im Waggon. Wir gingen auseinander, ohne Einigkeit erzielt zu haben.

Mein Mitreisender im Zweibettabteil gab an, im „Bildungssektor“ tätig zu sein. Auf Nachfrage stellte sich heraus, dass er beim RABIS angestellt war. Ich fragte ihn, wieso er den Leuten den Kopf verdrehe, von wegen „Bildungssektor“: Wenn er beim RABIS arbeite, solle er es doch sagen.

„Der RABIS hat einen schlechten Ruf“, erklärte er. „Wenn du das sagst, hören die Leute auf, mit dir zu reden.“

Anscheinend haben selbst die beim RABIS Beschäftigten ihre Zweifel, ob die Kunst zur Bildung gehört.

Unter den Mitreisenden war ein Japaner. An jeder Station stieg er mit mir aus und wir rannten gemeinsam zum Zeitungskiosk. Ich kaufte die Lokalzeitungen, er alle religionskritischen Zeitschriften, die erhältlich waren: *Der Atheist**, *An der Werkbank* und so weiter. Ich versuchte, ihn auf Russisch zu fragen, was er mit diesen Publikationen anzufangen gedenke. Er verstand nicht und blieb mir die Antwort schuldig, wurde aber nicht müde, bis Atschinsk

immer neue Zeitschriften zu erwerben. Wahrscheinlich legte er es darauf an, eine Sammlung sowjetischer Exotika ins heimische Japan mitzubringen.

Die Zeitungsverkäufer empfehlen die *Zwölf Stühle** zur Lektüre; selber lesen sie *Anna Karenina* und bringen das fertig, ohne sie aufzuschneiden. Außerdem werben sie für Zweigs *Verwirrung der Gefühle**. *Harry Domela** geht auch sehr gut. Aber die meisten Reisenden in meinem Wagen lesen die *Romanzeitung**.

Wjatka überraschte mich durch seine kunsthandwerkliche Ware. Gleich schrieb ich meinen Genossen einen Brief, in dem ich meiner Entrüstung Ausdruck gab, dass die Kunsthandwerker von Wjatka immer noch für den spießbürgerlichen Markt zu produzieren gezwungen seien. Sie drapieren ihre Kunst mit Blümchen, Mägdelein und Sonnenuntergängen, um sie loszuschlagen. Zeichnen das Meer, ohne es je gesehen zu haben. Im GUM* kostet diese Ware dreimal so viel wie auf den Bahnhöfen; in Wjatka selbst soll sie noch billiger zu haben sein. Die Genossenschaft scheint sich für diese Dinge nicht zu interessieren. Alles bleibt in privater Hand.

In Wjatka ging es mit der sibirischen Kälte los, in Höhe des Urals mit der Butter.

Der RABIS-Angestellte kaufte vier Kilogramm auf einen Schlag. Für Moskau, obwohl er doch auf dem Weg nach Tschita war. Auf meinen Einwand, bis er wieder zu Hause sei, könnte die Butter ranzig sein, warum er sie nicht auf dem Heimweg kaufe, erwiderte er:

„Woher soll ich wissen, ob es dann noch welche gibt?“

Die Schlangen vor den Moskauer Lebensmittelläden haben ihn so zu denken gelehrt.

Der Bahnhof von Swerdlowsk wirkt europäisch, sein Zustand asiatisch. Die Abfahrt des Zuges wird über Lautsprecher im Wartesaal bekanntgegeben.

Auf dem Swerdlowsker Bahnhof verkauft die Genossenschaft Nippes aus Stein, aber die Verkäufer taugen nichts. Du fragst nach einem Preis und bekommst zu hören:

„Wann fährt dieser dämliche Zug endlich weiter, der Teufel soll ihn holen! Man friert sich was ab beim Verkaufen!“

Nicht anders als in Wjatka die ewiggleichen Motive auf den Steinen: Sonne, Meer, schlanke Pappeln, schlanke Mädchen. Vergeblich suchte ich nach einer einfachen Schatulle ohne Gravur. Ich hörte den Verkäufer sagen, ohne Sonnenaufgang lägen die Schatullen wie Blei. Mit Bildchen gingen sie im Nu weg.

In Wjatka hatte es Filzstiefel und gefütterte Handschuhe gegeben; in Swerdlowsk gab es Tintenfässer aus Karneol, wo man nicht wusste, wie kriegt man da Tinte hinein, Federhalter aus Jaspis, mit denen man nicht schreiben kann, und Schatullen zu unklarem Zweck.

In Swerdlowsk kam mir mein Abteilmachbar abhanden. Er hatte unentwegt getrunken; an jedem Haltepunkt sprang er aus dem Zug, bei -33° im Hemd, und brüllte nach Rotwein.

In Omsk verabschiedete ich mich endgültig von der Vorstellung, Sibirien wäre ein großes, wüstes Land mit ein paar Haltepunktchen, die nichts zu bieten hatten. Insbesondere auf dem Omsker Bahnhof waren die Zustände geordneter als in Moskau. Wie schon in Swerdlowsk wurde den Reisenden im Wartesaal die Abfahrt des Zuges über Lautsprecher angekündigt, das Abfahrtsignal war vernehmlich, die Abfahrtszeit stand auf die Minute fest.

In Moskau sind die Fahrpläne von andernorts nicht bekannt. Mir war gesagt worden, ich hätte in Atschinsk vier Stunden Aufenthalt bis zum Zug nach Abakan. Wie sich herausstellte, entsprach das dem Fahrplan von 1926, der seither zweimal – 1927 und 1928 – gewechselt hatte.

Wegen starker Verwehungen und einer defekten Lokomotive langten wir mit vierundzwanzigstündiger Verspä-

tung in Atschinsk an. Der Zug nach Abakan ging nur dreimal die Woche, der nächste fuhr in zwei Tagen.

Bei Ankunft war es zwei Uhr nachts. Ich stand auf dem kalten, finsternen Bahnsteig und währte mich im letzten Kaff, wo man es keine zwei Tage, ja, nicht einmal zwei Stunden aushält. Ich fragte einen OGPU*-Mann, der auf der Straße stand, wann der nächste Zug gehe. In vier Stunden, sagte der. Ich fragte den Bahnhofsvorsteher, der es besser wusste: in zwei Tagen.

Wir schrieben den Neunten. Am 20. sollte ich in Tuwa sein. Das Gepäck war mir eine Last. Dass dies hier eine Stadt war, eine, in der es ein Hotel gab, konnte ich nicht ahnen.

Aus den Büchern der Kommission für Partei- und Revolutionsgeschichte war mir Atschinsk als Verbannungs-ort für Bolschewiken bekannt.

Das Erste-Klasse-Büfett war gedrängt voll und strotzte vor Dreck. Ich setzte mich zu zwei gutgekleideten Männern, dem Eindruck nach geschulte Facharbeiter oder Handwerker, vielleicht auch Handelsreisende.

Ich fragte, wohin sie denn fuhren.

„In die Volksrepublik Tannu-Tuwa.“

Ich war verblüfft und hocheifrig. Da waren sie, die Reisegefährten, in deren Gesellschaft ich die zwei Tage Wartezeit in Atschinsk verbringen und dann über Minusinsk nach Kysyl, der Hauptstadt von Tuwa, weiterreisen konnte. Arbeiter aus Irkutsk, Hauer mit 25-jähriger Grubenerfahrung. Die Bank, die die Ausbeutung der Goldminen von Tuwa beaufsichtigte, hatte sie angefordert.

Die Reinlichkeit der beiden Männer machte Eindruck auf mich. Ihre Verpflegung hatten sie in sauberes weißes Papier eingeschlagen, nicht in die Druckerschwärze von Zeitungen. Nach dem Essen zogen sie sogleich ihre Zahnbürsten und eine Tube Zahnpasta hervor und begannen, sich bei -35° die Zähne zu putzen.

Ob das nicht Zeit hatte, bis wir im Hotel waren? Nein, im Hygienekurs in Irkutsk habe man ihnen beigebracht, das gleich nach dem Essen zu tun.

Wir bestiegen einen Pferdeschlitten und fuhren in die Stadt, die anderthalb Kilometer vom Bahnhof entfernt war. Die Kälte war atemberaubend, wenigstens wehte kein Wind. Nach 500 Metern tauchte ein ansehnlicher Stahlbetonbau auf: Sojuzchleb*. Solide gebaut (wie ich mich tags darauf überzeugen konnte) – nirgends ein Leck, wo es tropfte, keinerlei Putzschäden, Heizung und Wasser intakt. Funksendemast und Empfangsantenne auf dem Dach.

Dem Haus gegenüber steht ein prächtiges Silo amerikanischer Bauart, das Sojuzchleb gehört. Atschinsk ist ein bedeutender Knotenpunkt der Getreidewirtschaft in der Region. Neben dem Gebäude fiel ein Schild ins Auge, auf dem stand: *Reisende! Glaubt den Fuhrleuten nicht: Hotelzimmer stets vorhanden! Warm und gemütlich! Bitte kommt und überzeugt euch selbst!* Dabei hatte der Fuhrmann von sich aus angeboten, uns ins Hotel zu bringen. Woher das Misstrauen rührte, ließ sich nicht feststellen.

Im Hotel angekommen, gingen meine Gefährten daran, sich zu rasieren. Es war um fünf in der Frühe (ein Uhr nachts Moskauer Zeit), weshalb ich es besser gefunden hätte zu schlafen. Nach der Rasur wuschen sie sich ausgiebig. Ich überließ ihnen das Bett, da ich die Bettwanzen fürchtete. Meine Gefährten nahmen dankend an und schliefen vortrefflich; Ungeziefer gab es keins. Das Hotel war vorbildlich sauber, die Bedienung qualifiziert – alles Komsomolzen.

Am Morgen ging ich eine Zeitung kaufen. In Atschinsk kennt jeder jeden. Dem Mann im Zeitungskiosk war mein Gesicht neu.

„Verbannt weswegen?“, raunte er mir zu.

„Frau und Kind erschlagen“, erwiderte ich im selben Ton.

„Nanu“, wunderte er sich. „Dafür landet man doch in Solowki und nicht in Sibirien.“

„Warum glauben Sie, ich wäre hierher verbannt?“ wollte ich meinerseits wissen.

„Weil alle hier Verbannte sind. Ich selber auch. Wegen Schmuggel.“

Ästhetisch gesehen herrscht in Atschinsk eine Lunatscharski*-Diktatur. Die *Bärenhochzeit** im Kino, *Der Barbier des Königs** im Theater. Plakaten zufolge hätte der Bezirksvorsitzende des Volksbildungsamtes einen Vortrag halten sollen zum Thema: „Worin besteht der Sinn und die Schönheit des Lebens?“, der jedoch mangels Zuhörerschaft entfiel. Lunatscharski selbst war zur selben Zeit gar nicht fern von hier auf Vortragsreise *Über die neue Lebensweise.**

Die Kinokarten kosten von einem Viertel Rubel bis zu einem ganzen. Atschinsk hat auch einen Park, in dem die Büsche nicht höher als einen halben Meter sind. In der Mitte das Lenindenkmal eines örtlichen Bildhauers, das dem Dargestellten wenig ähnlich ist. Es gibt ein ethnografisches Museum. Ethnografie kommt darin nicht vor, nur Drucke nach Gemälden regionaler Künstler. Berufsschüler werden hindurchgeführt, die Lehrerin erklärt eifrig, was von wem gemalt ist. Es gibt eine kleine Abteilung mit Vögeln.

Atschinsk ist eine lebensfähige Stadt. Ihr Standbein ist das Getreide. Außerdem ist sie in Sibirien führend bei der Produktion von Därmen. Bis vor kurzem noch hat man diesen Reichtum verschwendet, die Bauern warfen die Därme weg. Jetzt werden sie ordentlich gesammelt und getrocknet, die Abnahmeorganisationen zahlen den Bauern 40 Kopeken pro Stück. Im Sekundärexport* nehmen Därme hier einen vorderen Rang ein.

In Atschinsk wird viel gebaut.

Mich interessierte, wie die Komsomolzen hier leben:

Jammern sie und sehnen sich nach Moskau, oder lassen sie sich auf die örtlichen Bedingungen ein, sind sie neugierig, was sich daraus machen lässt? Doch die Komsomolzen des Hotelpersonals waren die einzigen, mit denen ich ein paar Worte wechseln konnte. Sie zeigten sich empört: Das örtliche Parteikomitee hege den Plan, das Hotel zu schließen, um selbst dort einzuziehen. Dabei werde dieses Hotel gebraucht, es stehe keinen Moment leer. Ein Hauch von Kulakentum umgab diese Komsomolzen.

Auf dem Basar von Atschinsk wird im Dezember sämtliche Ware im gefrorenen Zustand verkauft: Milch, Eier und Fleisch. Die Milch in Form von Halbkugeln – so wie sie aus den Schüsseln gestürzt wird. Die flache Seite gelb von Rahm. Man hackt sie in Stücke, verkauft sie kiloweise. Ich kaufte ein gefrorenes Ei und zerschlug es: Das Eiweiß ergoss sich flüssig, das Eigelb sprang als harter, orangefarbener Stein heraus.

Ich ging in die örtliche Konditorei, kaufte ein Brötchen aus der Auslage und bat um einen Tee. Das Brötchen war steinhart. Vermutlich war es altbacken, ich genierte mich, den Verkäufer zu fragen, und knabberte eine Stunde lang daran herum. Der Verkaufsstellenleiter sah es sich eine Weile an, dann sagte er: „Mein Herr, Sie nagen da an einem gefrorenen Brötchen. Sie müssen es vor dem Verzehr aufbacken.“

Von Atschinsk bis Abakan sind es 400 Kilometer mit dem Zug. Er enthält einen Schlafwagen der dritten Klasse, die übrigen sind vierte und haben Pritschen. Für die 400 Kilometer braucht der Zug 24 Stunden. Er hält an jeder Station. In Uschur zum Beispiel, was von der Größe her ein Amtsbezirk sein könnte, hat er anderthalb Stunden Aufenthalt. Die Lebensmittel sind hier billiger. Ein ordentliches Stück gebratene Gans kostet 40 Kopeken; etwas weiter bekommt man Rebhühner für zehn Kopeken das Stück.

Auf dem Bahnsteig von Uschur bei 40 Grad Kälte flanierte ein Mensch in eigenwilligem Aufzug: Schuhe mit extrem hohen Absätzen, Hochwasserhosen darüber, der Mantelkragen offen, damit das Halstuch sichtbar blieb, auch in der Brusttasche steckte ein Tüchlein. Fedorahut (Ohren frei), Spazierstock. Anscheinend stand diese Art Eleganz in Uschur hoch im Kurs. Die Ankunft eines Zuges ist hier ein Ereignis, und da der Zug aus Atschinsk nun mal zwei Uhr nachts eintrifft, kommen sie eben um diese Zeit und verzichten auf ihren Schlaf.

Den Thermometern auf den Bahnhöfen ist nicht zu trauen, sie zeigen alles Mögliche an: mal 15, mal 33 Grad, man weiß nie, wie kalt es wirklich ist.

Mein Abteilgefährte ist diesmal ein 22-jähriger Technologe, frisch vom Tomsker Technikum. Er arbeitet in den Goldgruben bei Minussinsk. Ein fortschrittlicher junger Mann, parteilos, sowjetischer Spezialist, sehr zufrieden mit seiner Arbeit.

„Hätte man mir eine Stelle in Moskau angeboten, ich wäre nicht hingegangen. Im Büro zu sitzen habe ich keine Lust“, so sagte er.

Dabei ist das Bergmannsleben hart; das Zimmer ist nicht beheizt und es zieht. Zwei-drei Monate ohne die Möglichkeit, ein Bad zu nehmen; er fährt die 200 Kilometer nach Minussinsk in die Banja. Er führt einen Kampf gegen Leute, die schwarz nach Gold schürfen; hat deswegen schon ein paar anonyme Morddrohungen bekommen. Sieht sich gezwungen, eine Waffe bei sich zu tragen. Von der Partezelle erfährt er keine Unterstützung. Auch dort gibt es Elemente, die in die eigene Tasche wirtschaften. Er ist vertraut mit der modernen Fachliteratur zum Goldabbau, bezieht die einschlägigen Zeitschriften aus Amerika.

Unser Gespräch war so interessant, dass ich es gern stenografiert hätte, doch dafür war es zu dunkel im Abteil;

eigene Kerzen anzuzünden war vom Schaffner unter Androhung von Strafe untersagt worden.

In der Grube ist der junge Technologe als Vorarbeiter tätig, was eine untergeordnete Funktion ist. Wieso er nicht wenigstens eine Abteilung leite, wollte ich von ihm wissen.

„Immer mit der Ruhe“, sagte er. „Erst will ich die nötige Produktionserfahrung sammeln, ehe ich Karriere mache.“

Das *Wirtschaftsleben* ist seine einzige Lektüre. Schöngeistige Literatur liest er in seiner Freizeit nicht, was er bedauert.

„Wenn ich einmal im Jahr nach Omsk fahre und zu hören kriege: Du lässt dich gehen, wieso liest du keine Bücher, dann ist mir das unangenehm.“

Beruflich spürt er aber keine Nachteile davon.

In Sachen kultureller Betreuung sieht es an den Gruben mau aus. Tischtennis ist beliebt, weil man sich dabei warmspielen kann.

Der junge Mann leistet Kulturarbeit, betreut ein Lenin-Kabinett. Er assistiert dem OBERINGENIEUR bei der Erstellung der Bilanzen; einmal wies er ihn auf mögliche Einsparungen hin.

„Das geht Sie nichts an“, war die Antwort.

So sagte er nichts mehr.

Obwohl er gerade aus einer kultivierten Stadt kam, war er furchtbar schmutzig. Sein Essen war in Zeitungspapier eingewickelt.

„Ich muss jetzt sowieso zurück in den Dreck der Gruben“, rechtfertigte er sich. „Kümmerte ich mich jetzt in diesem schmierigen Abteil um Sauberkeit, wäre es anschließend alles nur noch schlimmer.“

Er weiß nicht, wie man sich rasiert. Barbieri gibt es bei den Gruben nicht. Rasiert wird sich auf die mongolische Art: Man seift sich ordentlich ein und rupft jedes Haar einzeln aus.

Nach Ankunft in Minussinsk erstand ich einen Gillette-Rasierapparat – einen echten, wohlgemerkt, made in USA – den ich ihm schenkte; vorher zeigte ich ihm, wie man ihn benutzt. Er probierte ihn zweimal in meiner Gegenwart aus, nicht ohne sich zu schneiden, doch insgesamt war er sehr zufrieden damit.

Die ganze Nacht über fachsimpelten meine Irkutsker Arbeiter mit ihm über die Techniken des Goldschürfens und deren Schwierigkeiten. Das Gespräch wurde so speziell, dass ich nichts verstand. Auf meine Nachfragen reagierten sie gereizt: Für sie waren das so selbstverständliche Dinge wie für mich die Komsomolstatuten. Was ich verstand, war, dass die Ausbeute bei ihnen in den Gruben sehr hoch ist, höher als in Tuwa. Wenn die Tuwinen eine Tonne Gold fördern, bringen sie es in derselben Zeit auf anderthalb. Sie klagten über die mangelhafte Grubentechnik. Könnte man sie auf amerikanischen Standard bringen, das wäre etwas.

Über den Artikel des Genossen Serebrjakow* in den *Iswestija* zogen sie her.

„Da drin steht wenig über das Gold und die Technik, viel über sich selbst. Da sollten andere schreiben, die besser Bescheid wissen... Soll er doch mal schreiben, wie sie in Amerika arbeiten.“

Am letzten Halt vor Abakan trafen wir eine Stunde vorzeitig ein und wurden drei Kilometer vor Abakan aufs Wartegleis geschoben, nur um fahrplangemäß anzukommen – obwohl unser Zug der einzige war und den Verkehr gar nicht behindern konnte.

Träfe der Zug in Abakan früher als vorgeschrieben ein, käme der Lokomotivführer vor Gericht, so wurde mir später auf dem Bahnhof gesagt.

In Abakan trennte ich mich von meinen Arbeitern. Sie wollten sparen und nahmen einen Einspanner, auch wenn

so die Fahrt nach Minussinsk länger dauerte. Als Sibirjaken waren sie abgehärtet gegen die Kälte, die 30 Kilometer im Schlitten machten ihnen nichts aus. Ich hatte es eilig und nahm den großen Zweispänner. Die Pferde rasten wie besengt, der Kutscher brüllte, er könne es nicht ändern, ich solle mich festhalten. Wie wir heil in Minussinsk ankamen, kann ich nicht sagen.

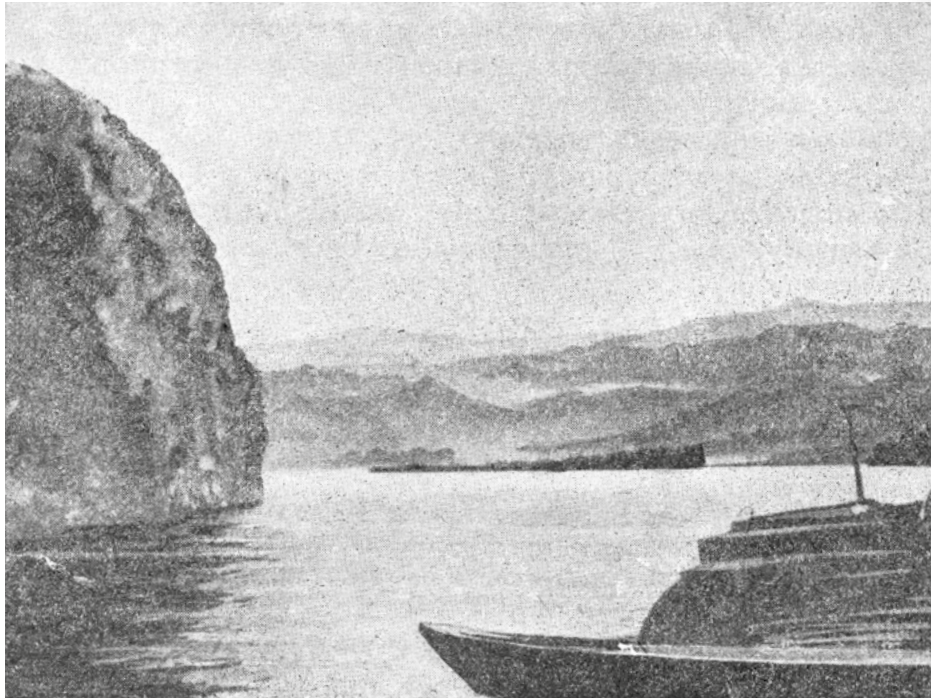
Ich staunte über die Helligkeit der Sterne. Sie schienen so hell, dass man die Uhr ablesen konnte.

In Minussinsk fiel mir als erstes ein Stahlbetonbau auf, aus dem es kräftig dampfte. Das war die neue Banja, Ursache vieler Unglücksfälle. Man hat dort eine Dampfheizung installiert, die Rohre an den Wänden entlanggeführt und zu isolieren vergessen. Die Saunagäste lehnen sich gegen die heißen Rohre und tragen Verbrennungen davon. Die Duschen sind sehr gut, aber die Aufschrift an den Hähnen ist vertauscht. Ich drehte das heiße Wasser auf, eiskaltes kam über mich. Und obwohl die Banja erst dieses Jahr eröffnet wurde, ist sie schon ziemlich schmutzig. Es wird nicht desinfiziert.

Die Stadt hat 30.000 Einwohner – aber an die 40 Fotoateliers. Porträts halbnackter Frauen in den Auslagen. Während ich zugegen war, wurde ein weiteres eingerichtet. Als ich abfuhr, hatte es bereits offen.

Gleich nach den Fotoateliers kommen die Reparaturwerkstätten für Gaskocher, Benzinkocher und so weiter. Auch um die 30 an der Zahl.

Am Stadtrand sind die Häuser einstöckig, zur Mitte hin steigert es sich auf zwei. Am Schtschetinkin-Platz steht eines so groß wie ein ganzes Viertel. Früher war es das Wohn- und Geschäftshaus des Kaufmanns Morosow, jetzt hat man öffentliche Einrichtungen darin untergebracht: Parteibezirkskomitee, Sowjet, Stadtapotheke und so weiter.



Der Jenissei

Beim Betreten des Hotels von Minussinsk schlägt dir ein mörderischer Gestank von den Toiletten entgegen. Auf den Zimmern hingegen gibt es frische Luft. Das Hotel ist unterbelegt. Ich fragte nach bei der Bezirksverwaltung, warum sie die Klos nicht in Ordnung bringen und lieber in Kauf nehmen, dass die Gäste ausbleiben. Es gebe ja keine Wasserleitung, man könne die Toiletten nicht säubern, hieß es. Das fand ich erstaunlich.

„Wieso bringen sie es dann in Atschinsk unter den gleichen Voraussetzungen fertig, Sauberkeit zu wahren? Man spült aus Eimern und hält die Klotüren geschlossen!“

Die himmelschreienden Zustände kommen übrigens dem Privatunternehmer gelegen, der gleich nebenan sein Hotel eröffnet hat und immer ausgebucht ist.

Ich hatte den Eindruck, dass meine Vorhaltungen nicht ohne Wirkung blieben.

Die Straßen in Minussinsk sind breit. Vor Kälte bewegen sich die Passanten im Laufschrift fort. Auch Sibirjaken können frieren. Alle tragen Filzstiefel, nur einmal sah ich eine Frau in Lederschuhen gehen. Die Fuhrleute tänzeln um ihre Pferde herum, denen Filzmatten aufgelegt sind – an deren Anzahl sieht man, wie vermögend ihr Besitzer ist.

Vom Basar abgesehen, herrscht auf den Straßen recht wenig Verkehr. Auf dem Basar werden überwiegend Milchprodukte angeboten: Milch, Butter, Käse, dazu Fleisch, außerdem Körbe verschiedenster Machart. Und Mehl, Mehl ohne Ende.

Biegt man um die Ecke, eröffnet sich ein grandioser Blick auf den Fluss Tschulym, den man für ein Meer halten könnte, so breit ist er hier. Schlitten mit Getreide sind auf dem Fluss unterwegs; vor der Brücke kommen sie die Böschung herauf oder fahren hinab. Alles ist voll mit Weizen.

Das rechte Ufer ist von Nadelwald gesäumt, am linken liegt die Stadt.

In Minussinsk geht es weit munterer zu als in Atschinsk. Ein Unterschied wie zwischen Moskau und Tiflis. Minussinsk ist eine große, alte Handelsstadt. Gehandelt wird mit Getreide – obwohl es keinen Eisenbahnanchluss gibt. Das Problem ist: Auf dem Streckenabschnitt nach Abakan, kaum 30 Kilometer, wären drei Riesenbrücken über den Jenissei zu errichten – er mäandert dort hin und her. Die Brücken sollen sieben Millionen kosten. Der anstehende Fünfjahrplan sieht den Bau vor, dann wird man Minussinsk von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wachsen sehen.

Die Atschinsker waren beleidigt, als ich ihnen sagen musste, dass bei ihnen, obwohl an der Hauptstrecke gelegen, viel weniger los ist als in Minussinsk – wo auch die Partei sichtlich aktiver ist, die Stadt keinen so provinziellen Eindruck macht. Dort werden mit den Bauern hochinteressante Debatten zu landwirtschaftlichen Fragen geführt.

Als ich hier durchreiste, war die Nachricht noch nicht alt, dass die Ankaufpreise für Getreide erhöht werden. Das hat die Bauern sehr beschäftigt. Man stand in Grüppchen beieinander, Befürchtungen wurden laut: Ob die Sache nicht im letzten Augenblick noch abgeblasen würde? Sorgen macht auch der Mangel an Eisen, insbesondere Nägeln und Äxten. Mit Textilien hingegen ist man gut versorgt.

Minussinsk hat ein Museum, das den Namen verdient. Es verschafft ein gutes Bild vom bäuerlichen Wirtschaften. Sogar eine ornithologische Abteilung gibt es. Die revolutionäre Vergangenheit des Ortes hat viel mit Leuten zu tun, die hierher verbannt waren. Auch Tannu-Tuwa ist in dem Museum gut vertreten.

In der Stadt gibt es zwei ausgezeichnete Gossisdat*-Buchhandlungen. Der Verkäufer, mit dem ich sprach, hatte Niveau, kannte sich gut mit Literatur aus. Ich fragte nach bestimmten Büchern: *Zhongguo* von Tretjakow war in vier

Exemplaren geliefert worden, welche anderntags sämtlich von den Bibliotheken aufgekauft wurden. Von Kuschners *103 Tage im Westen** trafen auch nicht mehr als fünf-sechs Exemplare ein, die noch am selben Tag über den Ladentisch gingen.

Es wird gelesen wie verrückt.

Ich war Zeuge eines Gesprächs über Seidenstrümpfe (Schmuggelware aus Tuwa) und billigen Cheviotstoff, Kakao sowie Pelze, Zobel und Hermelin, die es gleichfalls in Tuwa geben soll.

Über derlei Dinge schwätzten mit Vorliebe die Reinemachfrauen im Hotel. Mich trauten sie nicht zu fragen, aber meine Goldgräbergefährten wurden beknet, ob sie ihnen auf dem Rückweg nicht etwas mitbringen könnten.

Gute Ratschläge bekam ich in Minussinsk von Genosse Mark, dem Chef der Handelsorganisation in Tuwa, der sich in der Gegend bestens auskennt. Er empfahl mir die Reise mit dem Fuhrmann Islamow, der dafür bekannt ist, die 500 Kilometer nach Tuwa mit einem Paar Pferde in neun Tagen zu bewältigen.

Mark gab mir noch weitere Tipps für unterwegs und wusste mich zu beruhigen: An der Strecke lägen vorzügliche winterfeste Quartiere, wo man heiße Milch bekomme, Tee aus dem Samowar usw. Und er lieh mir seinen gut gefütterten Pelzmantel. Der kam mir zupass.

Die ersten zwei, drei, vier Stunden Fahrt sind ganz angenehm. Aber dann beginnt die Tortur. Man fährt 65 Kilometer am Stück – zehn, elf Stunden, ohne aussteigen zu können. Und kommt noch ein Sturm dazu...

Mark gab seinen speziell für die Fahrten nach Tuwa gebauten Korb her. Ich kaufte einen Sack gefrorene Pelmeni, hart wie Kiesel, zwei große walzenförmig gefrorene Blöcke Milch, die an zersägte Baumstämme denken ließen, viele Kerzen und kachetischen Wein.

Die Kooperative von Minussinsk wäre etwas für Mos-torg*; da gibt es Sachen, die du sonst nirgends findest.

Am Abend kam Islamow zu mir – ein hochgewachse-ner Tatare, aus Orenburg gebürtig. Die Finger der rechten Hand hat er auf Arbeit eingebüßt, als er noch ein Junge war. Er fährt die Strecke seit 18 Jahren. Gekleidet ist er dabei so, als wäre es Frühling in Tiflis: kurze Pelzjacke, Segeltuch-hosen und einfache Stiefel, nicht etwa aus Filz. Der Hals ungeschützt, auf dem Kopf ein Mützchen. Sein Körperbau ist massig, aber nicht fett. Unterwegs bekam er Schmerzen im Genick, ich rieb es ihm mit Jod ein und konnte die Mus-keln spüren.

Islamow ist 53, wirkt aber kaum älter als 30. Das schwarze Haar leicht ergraut, Bärtchen am Kinn und ein kleiner Hänigeschnauzer im ansonsten rasierten Gesicht.

Er kam und begrüßte mich sachlich, fragte, wohin ich wolle und zu welchem Zweck.

„Zum Kongress der Revolutionären Jugend. Parteisache!“

„Gut, dann ist es kein Problem, den Passierschein zu kriegen. Ihr Mandat bitte!“

Hinterher bekam ich erzählt, er sei in die Verwaltung spaziert mit den Worten: „Hier reist ein Genosse in Partei-angelegenheiten. Schreiben Sie ihm einen Passierschein aus.“

Dann wollte er mein Gepäck sehen. Und sortierte aus, ohne zu fragen, bis auf das Nötigste.

Ich lag da und sah den zur Seite fliegenden Besitztü-mern untertänigst hinterher.

Selbst die Dörrpflaumen schmiss er raus.

„Wer Bauchschmerzen hat, sollte nicht nach Tuwa fah-ren. Und warum haben Sie keinen Bettsack dabei? Worin werden Sie schlafen?“

Als nächstes warf er die schwarzen Lederschuhe hin-aus; darin würden mir die Füße erfrieren, sagte er. Dann die schmutzige Wäsche:

„Die wird vor Abreise noch gewaschen.“

Er ging so entschieden vor, dass ich nicht zu protestie-ren wagte.

„Wozu den Teekessel? Gibt es überall.“

Er entfernte sämtliches Geschirr.

„Falls Schweinefleisch dabei ist, raus damit. Wir essen ja gemeinsam, und ich esse kein Schwein.“

Meine Kleidung befand er als unzureichend warm. Sodann fiel sein Blick auf meine Revolver – eine Browning und einen Nagant.

„Wozu zwei? Wollen Sie auf die Jagd gehen oder was? Der Nagant genügt vollkommen. In den 18 Jahren, die Islamow diese Strecke fährt, ist er noch kein einziges Mal überfallen worden.“

Ich wusste, dass man dem Mann trauen und die über-flüssigen Sachen bei ihm lassen durfte.

Dann erkundigte ich mich nach dem Preis.

„Ich nehme mehr als andere Fuhrleute. Weil ich der Beste von allen bin und daher am teuersten.“

In dieser Auskunft steckte nicht die Spur von Prahlerei. Mark meinte, Islamow würde mich nie im Leben übers Ohr hauen – vielmehr das Übliche nehmen, 150–160 Rubel, falls nicht ein Wechsel der Pferde erforderlich würde. Genauso kam es auch. Er sieht sich als den besten Fuhrmann, weil er die Pferde in gemessenem Tempo führt, ohne sie zu über-anstrengen. Er weiß genau, wie viel am Tag er ihnen zumu-ten kann. Macht diesbezüglich keine falschen Versprechun-gen, sagt lieber: „Wahrscheinlich kommen wir heute nur bis Kasanzew“ – um dann doch bis Grigorjewka zu fahren.

Auf meine Frage, warum er sich so zurückhaltend äußere, antwortete er: „Wenn wir weniger schaffen als ver-sprochen, werden Sie mich im Stillen verfluchen.“

Er lud mich zum Tee zu sich in sein Holzhaus ein. Am Tor eine Sure aus dem Koran. Über Religion zu sprechen

vermied er. Der Hof ist in Schuss. Zwei Paar Pferde stehen, ungeachtet der Kälte, im Freien. Kein stinkender Misthaufen. Zwei Angestellte schaffen den Mist regelmäßig vom Hof. Zweimal in meiner Anwesenheit.

Außer dem Fuhrgeschäft hat Islamow noch einen Beruf: Er sortiert Pelze. Und ist auch in diesem Fach die Nummer eins in ganz Tuwa. Besonders kennt er sich mit Fehpelzen aus. Unsere ebenso wie die tuwinischen Ankaufstellen hätten ihn gern bei sich angestellt. Er aber sagt, ohne die Fuhren könne er nicht leben. Ob er womöglich Schmuggel betreibt? Nein. Alle Fuhrwerke werden an der Grenze durchsucht – Islamow niemals. Sie wissen, dass er nichts Unrechtes bei sich führt.

Während der Fahrt konnte ich seinen Schlitten bis in alle Einzelheiten studieren. Hätte er etwas dabei gehabt, es wäre mir nicht entgangen.

Er blieb in Tuwa den ganzen Monat, den ich dort zu tun hatte; für fünf Rubel am Tag sortierte er Pelze. So verdiente er in der Zeit ein 150 Rubel und lernte nebenher einen Schüler an.

Die Türbalken in seinem Haus sind niedrig, Islamow muss den Kopf einziehen, wenn er von einem Raum in den anderen geht. Bei ihm wohnt sein Bruder, ein alter Skipper, den jeder im Bezirk kennt. Er war bei der legendären Kara-Expedition* dabei. Auf dem Ob und dem Jenissei kennt er sich besser aus als jeder andere. Hat sich den Titel Held der Arbeit bereits verdient, träumt nunmehr vom Rotbannerorden. Er ist jetzt 77, mit 16 trat er ins Arbeitsleben ein. Immer noch von einer verblüffenden Munterkeit, das Herz nur leicht vergrößert. Sein Haar ist ergraut, doch die Zähne blitzen und sind alle noch heil.

Die Zimmer sind mit Teppichen ausgelegt, alles ist picobello sauber. Blumen auf den Fensterbänken, Gummibäume in den Ecken. Unter den Weißkalk mischen sie

Milch, damit man sich die Kleider nicht an den Wänden beschmiert. Dazu noch ein bisschen Waschblau, das gibt einen lichtblauen Ton. Das Haus verfügt über elektrischen Strom. An den Wänden Koransuren, Familienbilder. Gleich im ersten Raum links steht ein blitzblanker russischer Herd, mit Ofen. Ein Tisch, eine Nähmaschine. Hier sitzen die Frauen – Islamows Frau, die Schwester und die Mutter, letztere soll über 100 Jahre alt sein.

Sie trat mir entgegen und sprach: „Seien Sie begrüßt! Willkommen in unserem Haus!“

Worauf sie ins Nachbarzimmer ging, um zu beten. Dorthin ließ Islamow mich nicht vor, nicht einmal hineinschauen durfte ich.

Das Verhältnis der Familienmitglieder ist innig, alle sind geradezu verliebt ineinander. Drei Kinder gibt es – 19, 17 und 9.

Im zweiten Raum wurden diverse Sorten von Konfitüre aufgetischt: Moosbeere zum Beispiel und Granatapfel. Dazu Wodka, den sie selbst gar nicht trinken. Piroggen, dick, eine Sorte mit gebratenem Stör, die andere mit Äpfeln, dazu Milch und selbstgebackene Kekse.

„Womit habe ich diese Bewirtung verdient?“, wagte ich Islamow zu fragen.

„Das ist bei mir immer so“, kam die Antwort.

Islamow ist weithin bekannt. Briefe, adressiert an „Islamow, Minussinsk“ kommen bei ihm an, und das in einer Stadt mit 50.000 Einwohnern. Manch einer aus den Parteigremien scheut sich, ihn einen Kulaken zu nennen, dabei ist er einer, Kulak reinsten Wassers, lässt Leute für sich arbeiten. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, sagte er: „Solch gute Kulaken, wie ich einer bin, gibt es doch gar nicht.“

Islamows Ältester ist Klassenbester in seiner Neunklassenschule, äußerst begabt in Gesellschaftswissenschaften.

Möchte in den Komsomol eintreten. Der Vater hat nichts dagegen, mahnt aber: „Mach die Schule erst noch fertig, ehe du eintrittst.“

Seine Worte sind Gesetz für den Sohn, er tritt erst einmal nicht ein.

Islamow fragt sich, wie es ihm gelingen soll, den Sohn an der Universität unterzubringen.

„Einen Kulaken wagen sie mich nicht zu nennen, aber den Jungen lassen sie trotzdem nicht studieren.“

Sein ganzes Leben ist er nicht aus der Gegend um Minussinsk herausgekommen, doch wenn es sein muss, sagt er, lässt er das Kutschen sein und fährt bis nach Moskau, um die Zulassung für den Sohn zu erwirken. Der wird in anderthalb Jahren mit der Schule fertig.

Hinter der Grenze

Nahe dem tuwinischen Grenzposten wohnt der Rotwildzüchter Safjanow. Schon bei Feliks Kon* kommt er vor. Ein ansehnlicher Greis, klein und stämmig, in guten Stiefeln aus Chevrotleder mit lackierten Schäften. Hosen aus Harbin, besticktem Hemd, die amerikanische Khakijacke reicht bis zu den Knien. Sein bärtiges Gesicht blickt ernst und irgendwie einnehmend, kluge Augen. Gepflegter Haarschnitt. Rote, schwielige Hände. Er raucht englischen Tabak, pafft die ganze Zeit.

Die Zobelfellmütze sah ich immer nur am Haken hängen, sein Kopf war selten bedeckt. Ob er nicht am Schädel friere, habe ich ihn gefragt.

„Ach was.“

Wir schliefen in einem Raum. Ich bemerkte, dass er jedes Mal aus tiefem Schlaf auffuhr, wenn ein Hirsch röhrt – er horchte eine Weile und legte sich wieder hin. (So ein Röhren ist aber auch laut und anhaltend wie eine

Schiffssirene bei Sturm.) Beinahe stündlich röhrt der Hirsch. Um neun hatte ich mich hingelegt, um fünf Uhr morgens lag ich immer noch wach. In der Zeit war Safjanow sechsmal aufgesprungen.

Ich konnte nicht umhin, ihn darauf anzusprechen.

„Stimmt. Ich bin jetzt 50 und wohne seit 25 Jahren hier, aber der Hirsch bringt mich noch jedes Mal auf die Beine.“

„Kann man sich so schwer daran gewöhnen?“

„Sehen Sie, der Hirsch röhrt ja nicht ohne Grund. Er tut es, wenn er kämpfen will oder wenn er spürt, dass ein anderer Hirsch hinterm Gatter ihn zum Duell fordert. Wenn ein Hirsch so anhaltend röhrt und das mehrfach, ausdauernd, dann sollte man aufstehen und nachsehen, was Sache ist.“

„Und die Frau, die Kinder? Macht es denen nichts aus?“

„Den verdammten Bälgern bringe ich es einfach nicht bei. Sie schlafen und hören nichts.“

Wie alle Kolonisten im nördlichen Tuwa hat auch Safjanow riesige Ikonen bei sich hängen. Es ist eine richtige Kollektion, er könnte eine Ausstellung damit bestücken. Eine ganze Wand ist buchstäblich voll davon.

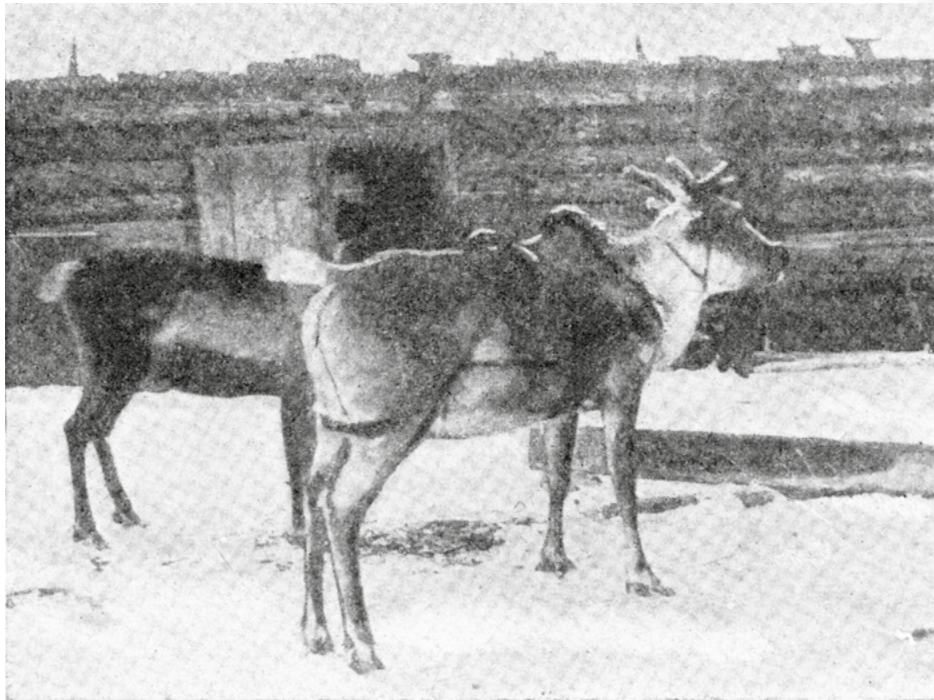
Bei Feliks Kon kann man lesen, dass die Tuwinen zu Vater Safjanow ein besonderes Verhältnis hatten. Es ging die Mär, er könne den Jenissei anhalten, Regen machen und dergleichen mehr.

Heute fürchtet Safjanow junior, die Tuwinen könnten ihn aussiedeln. Das Haus steht an der Straße direkt auf dem Grenzstreifen, wäre also eine gute Basis für den Schwarzhandel.

Safjanow regt sich darüber auf.

„Als ich damals herzog, war keiner da. Kann ich etwas dafür, dass jetzt hier ein Grenzposten ist? Sollen sie die Straße doch verlegen!“

Er hat noch ein zweites, schönes Haus. Dort wohnt der Chef der tuwinischen Grenzwahe. Selbst kampiert



Hirsche (Altai-Maral)

Safjanow im Dreck, trotz seines Vermögens. Die Familie ist groß, mit Kindern und Enkeln, alle in einem Haus, das eher eine große Baracke ist.

Daneben hat er noch eine Scheune – fensterlos, aber belüftet. Dort liegen die Geweihe in Regalen auf Blechen zum Trocknen. Sie sehen aus wie knorrige Wurzelstöcke. Dies ist seine Ernte. Außerdem beherbergt er Durchreisende, nimmt fünf Rubel pro Nase. Über sein Einkommen zu sprechen scheut er sich: nicht dass die Steuer noch erhöht wird.

Den Tuwinen zahlt er 1.400 Rubel an Steuern jährlich. Meint, dass das zu viel ist. Hatte aber noch genügend Geld, um sich für 900 ein Fohlen zu kaufen.

Gleich hinter Safjanows Anwesen beginnt die Taiga. Sie hat sichtlich einmal gebrannt. Dort weiden seine Hirsche, die er kauft oder fängt.

Sein Rotwildgehege baut Safjanow so: Er umzäunt ein Stück Wald von acht bis zehn Hektar Größe, freigebrannt von allem Buschwerk, mit übereinanderliegenden, 30 cm dicken Bohlen. Die türmt er zu einem Zaun von zwei Metern Höhe, an Hängen gern auch zweieinhalb.

Gefangen werden die Tiere mit Hilfe von Fallen. Zwei über Stahlfedern gespannte Bögen, die mit Moos umkleidet sind, um die Füße des Hirsches zu schonen; er wird zu Fall gebracht, ohne mehr als unbedeutende Verletzungen zu erleiden. Safjanow platziert die Falle im abgelegenen Unterholz, wohin der Hirsch sich bei Regen gern zurückzieht.

Im Kernland von Tuwa gibt es kein Rotwild, nur hier im Norden, wo die russische Kolonie gelegen ist.

In Safjanows Jagdrevier sind an die 100 Fallen ausgelegt. Seit einiger Zeit ist die Rotwildjagd auf Skiern in Mode gekommen. Zu zweien treibt man einen Hirsch auf und anhaltend vor sich her, fünf, sechs, sieben Tage, mitunter

gar zwei Wochen, bis der Hirsch sich verausgabt hat und im Schnee stecken bleibt. Auf die Art fängt man vor allem Jungtiere.

Einen Hirsch hatte Safjanow bereits das sechste Jahr und so weit gezähmt, dass er ihn aus dem Gatter herauszulassen wagte. Was ein Fehler war, denn kurz vor meiner Abreise verschwand er. Und da man ihm das Geweih unfachmännisch abgesägt hatte, fürchtete Safjanow um das Leben des Tieres.

Zur Zeit meines Besuchs zählte Safjanows Herde etwa 60 Tiere – weniger als üblich. Die genaue Zahl wusste er übrigens nicht, da sie in dem großen Gatter ständig in Bewegung und schwierig zu zählen sind.

Kein Zufang in diesem Jahr, klagte der Jäger.

Im Frühjahr wachsen den Hirschen neue Sprossen, sie sind noch weich, gefüllt mit durchblutetem Gallert, worin offenbar viele Geschlechtshormone stecken, die wohl die Heilkraft dieses Horns ausmachen.

Im Frühjahr oder Herbst werden die Hörner abgesägt, man nimmt eine simple Handsäge dazu; zuvor wird der Hirsch gefesselt, sein Kopf zur Seite gezogen. Genauso fixiert man die Büffel im Kaukasus, wenn ihre Hufe beschlagen werden. Die Säge ist rostig, das Blut sprudelt nur so, der Hirsch zappelt. Zum Blutstillen wird feuchte Erde aufgelegt. Der Schnitt darf nicht unten an den Rosen erfolgen, sondern ein Stück höher, sonst wächst das Horn nicht nach. Die abgesägten Stücke sind 15–20 Zentimeter lang. Ein im Saft stehender Hirsch bringt so bis zu einem Kilo Horn pro Jahr auf die Waage.

Die Hörner werden getrocknet – nur nicht zu sehr, da sie sonst zu viel an Gewicht verlieren. Der Kilopreis liegt bei 70 Rubel. Für gut ausgetrocknetes Material legt Gostorg* jedoch drauf, bis an die 100 Rubel.

Die Hörner werden bündelweise auf Kamele geschnallt

und in Karawanen nach China transportiert, wo sie zu Pulver, Pillen und Tinkturen verarbeitet werden.

Safjanow hat den Versuch gemacht, die Hörner selbst zu verarbeiten, nach chinesischer Rezeptur, die er mir nicht verriet. Aber das hat man ihm untersagt.

Auch in der Burjat-Mongolei* bestand, soviel ich weiß, die Absicht, Hirschhornpulver herzustellen – für die müden Sowjetarbeiter, wie es heißt, zur Erhöhung ihrer Arbeitsproduktivität.

Safjanow jedenfalls betreibt mit seiner Hirschezucht Raubbau. Er hat seine Hirsche so sehr entkräftet, dass man es ihnen ansieht.

Seine Zucht ist die größte in dieser Gegend, aber bei weitem nicht die einzige. Man sieht die Betriebe liegen, wenn man die Straße weiterfährt.

Am Grenzposten begegnete ich zum ersten Mal eingeborenen Tuwinen. *Cerik*, Soldaten in Uniform, mit dem fünfzackigen Stern an der Kappe. Ihre Unterkunft ist von einer der Roten Armee nicht zu unterscheiden. Wenn geraucht wird, dann miteinander, sie lassen eine Pfeife umgehen.

Ich sah Fleisch in einem Eimer überm Feuer köcheln. (Es wird gefroren angeliefert.)

Bei meinem Anblick staunten sie – über den Robbenmantel. So einen kurzhaarigen, grünlichen Pelz hatten sie noch nie gesehen. Sie betasteten ihn, fuhren mit der Hand darunter, wollten wissen, was er gekostet habe. Erst dann interessierten sie sich für Ziel und Zweck meiner Reise. Wie sich herausstellte, gehören auch sie dem Rewsomol an und waren neugierig, wann der Kongress stattfindet. Aber kaum war das Fleisch gar, ließen sie von mir ab, setzten sich im Kreis um den Eimer und begannen zu futtern. Ob sie denn kein Brot und kein Salz hätten, fragte ich sie. Aber nein, sie aßen es lieber so. Ihre Gewehre waren

in einem Zustand, der verriet, dass sie nicht in Gebrauch waren.

Die Kaserne ist ein Holzhaus. Drei Pritschen für fünf Mann. In der Amtsstube ein Tisch, ein Stuhl, ein Tintenfass, ein Leninbild und eins von Sodnam*, dem Generalsekretär des ZK der Tuwinischen Revolutionären Volkspartei.

Von der Grenze bis nach Kysyl, der Hauptstadt Tuwas, waren es noch 80 Kilometer. Die Wache telefonierte nach Kysyl und kündigte mein Kommen an. Ich bat auszurichten, mir nach Möglichkeit ein Auto nach Turan zu schicken, ein Dorf in 60 Kilometern Entfernung von Kysyl. Man versprach es mir, doch dann schneite es, und der Wagen kam nicht den steilen Berg hinauf. An sich gibt es hier wenig Schnee, das Unangenehme ist der heftige Steppenwind.

Für die 80 Kilometer benötigten wir reichlich zwei Tage. Wir kamen durch mehrere Siedlungen russischer Kolonisten. Äußerlich kaum ein Unterschied zwischen Russen und Tuwinen: Beide laufen in tuwinischen Kitteln herum, die bis zu den Füßen reichen, wobei die Tuwinen sie auf der Wäsche tragen, die Russen hingegen über ihrer normalen Kleidung, anstelle eines Mantels, weil sie warm und bequem sind.

Diese Winterkittel sind aus einem mit Schaffell (*barschatka*) gefütterten, chinesischen Drillich (*dalembe*) in den Farben Blau, Rot oder Gelb. Ein langer, handtuchartiger Gürtel wird mehrfach um die Hüfte geschlungen. Die Ärmel sind lang, sie gehen bis über die Fingerspitzen und ersetzen im Winter die Handschuhe. Solange die Hände zu tun haben, werden die Ärmel umgeschlagen und am Unterarm befestigt. Das ähnelt dann dem russischen Kaftan des 16. Jahrhunderts: gebauscht in den Schulterpartien und enganliegend von den Ellbogen abwärts, kurzum: die Leibwächter aus dem *Boris Godunow* am Bolschoi-Theater.

Das Dorf Turan ist nicht klein, doch die Häuser haben alle kein Dach. Stattdessen eine Lage Bretter, eine Schicht Erde und sonst nichts. Erst dachte ich, die Häuser wären nicht zu Ende gebaut, doch ich wurde belehrt: Dächer seien Geldverschwendung, es regne hier so gut wie nie.

Ich suchte die Post- und Telegrafestation auf. Der Telefonapparat trug die Jahreszahl 1896. Er funktionierte nicht, ein Anruf nach Kysyl war nicht möglich. Ich schraubte den Apparat auf und sah nach dem Rechten, setzte ihn wieder zusammen, wählte. Es ergab sich eine Verbindung zurück zur tuwinischen Grenzwaiche, von der ich erfuhr, dass man dort bereits in Kysyl angeklingelt und gebeten hatte, mich in Turan zurückzurufen.

Die neun Tage Reise hatten mich doch recht mitgenommen. Die Läuse gewannen allmählich die Oberhand.

Bevor es die Hänge des Sajangebirges hinabging, lud Islamow den Schlitten voll Heu. Bis dahin hatte es keines gegeben, weil es an der Straße viel zu teuer ist. Das Vieh frisst, was es vor den Füßen hat. Das Heu im Schlitten bildete einen Berg. Hatte ich vorher zu tief gesessen, piff der Wind mich jetzt dort oben von allen Seiten an.

Auf steiler Abfahrt gelangten wir ins Dorf Ujuk, „zu Oma“, wie Islamow verkündet hatte. Leider hatte „Oma“ kein Petroleum, so dass wir bei ihr im Finsteren gesessen hätten.

Wir gingen auf die Suche nach einer Räumlichkeit mit Lampe. Ein Kolonist hatte eine, aber auch sie ohne Petroleum. Auch in der Genossenschaft gab es keines. Der Kolonist drehte den Docht aus seiner Lampe, lief zur Genossenschaft, zog ihn mehrmals über den Boden des Petroleumfasses. Damit hatten wir für zwei Stunden Licht.

Eisenstein ist vorgeworfen worden, er zeichne in seiner *Generallinie** ein ungetreues Bild von den Zuständen auf dem Dorf. Hier war ich bei einem russischen Kolonisten zu Gast, dem Anschein nach vermögend, doch bot sein

Haus annähernd den gleichen Anblick wie Eisensteins Pensaer Hütte.

Auf engstem Raum leben ein alter Mann und seine Frau, ihr Sohn mit Schwiegertochter, die verheiratete Tochter mit ihrem Mann und zwei kleine Kinder; eines liegt in einer gefederten Wiege, die Mutter wiegt es von der Nachbarkammer aus. Alles ist furchtbar schmutzig. Sie leben schon ewig in Tuwa, aber nichts von der tuwinischen Kultur hat in ihr Leben Eingang gefunden, sie verachten die Tuwinen, obwohl sie, wie die meisten Kolonisten, die tuwinischen Hirten ausbeuten.

Der Alte mit Rauschebart raucht eine englische Pfeife. Einziger tuwinischer Einrichtungsgegenstand ist der schmutzige Bodenfilz aus Schafwolle (*koschma*) und darüber eine Decke aus blauem Dalemba, unter der geschlafen wird.

Was auf den Tisch kommt, ist russisch: Pelmeni, Milch, Tee aus dem Samowar.

Meine Frage, ob die Familie auf Jagd geht oder ein Handwerk pflegt, wird verneint. Die jungen Frauen sind beide Komsomolmitglieder und zu den Gebietsversammlungen in der russischen Kolonie delegiert.

Ein Wort über den kommunistischen Jugendverband der Russen in Tuwa. Die Mitgliedsstärke ist bemerkenswert: Von insgesamt 12.000 Russen sind 250 im Komsomol. Es existiert ein Bezirkskomitee. Doch so wie das Gros der Kolonisten ist auch der russische Komsomol nicht frei von kolonialisatorischen Anwandlungen.

Ein Komsomolze in Ujuk, mit dem ich sprach, fragte sich, wieso die Russen genau so viel Steuern zu bezahlen hätten wie die Tuwinen. Weniger hätte er gerechter gefunden.

Die tuwinische Regierung hat eine Nutzungsgebühr für Weidegründe festgelegt. Russische Großbauern, die Vieh halten, müssen sie zahlen, wenn sie ihr Vieh auf die Weide treiben. Der russische Komsomolze findet diese

Steuer ungerecht. Überhaupt kann er nicht verstehen, was eine Selbständigkeit Tuwas für einen Sinn haben soll.

„Die UdSSR muss doch einig sein.“

Aufgewachsen im Milieu eingefleischter Kolonisatoren, kann er nicht begreifen, dass die Tuwinen ein eigenständiges Volk sind, mit eigenen Sitten und Gebräuchen, historisch dazu berufen, sich einen eigenen Staat zu errichten.

Solch ein Komsomol hat wenig Anziehungskraft auf die Jugend. Im Dorf Ujuk wohnen 1.000 Menschen, im Komsomol sind ganze sieben. Und die Baptisten haben ihm den Schneid abgekauft. Die sind forsch, organisieren Abende für die Jugend, Bühnenspektakel, Vorträge zu unterschiedlichsten Themen: Wie zieht man eine Landwirtschaft auf? Wie macht man die Aussaat? Wie hält man die Milchzentrifuge intakt? Und so weiter. Auch über bauerliche Kredite wird diskutiert. Daneben gibt es Zirkel, in denen musiziert wird. Sie ziehen ihre religiöse Arbeit sehr geschickt auf, bedrängen Neuzugänge nicht etwa mit religiösen Forderungen, machen sie stattdessen allmählich handzahn – anders als die Komsomolzellen, die ihre nichtorganisierte Klientel mit rätselhafter politischer Algebra vor den Kopf stoßen ...

Der russische Komsomol in Tuwa wächst sehr zögerlich. Es bleibt bei den 250. Liegt es an den Führungskräften, hab' ich mich gefragt. Die Antwort ist nein.

Der Bezirkssekretär ist ein kerniger Bursche – willensstark, beharrlich und überzeugt. Auffällig war, dass er beim Reden gern mit der Faust auf den Tisch schlug. Mir schien gar, als kennte ich ihn von irgendwoher. Erst später kam ich darauf, dass er darin unseren Botschafter in Tuwa, Genosse Starkow, imitiert.

Auch ein anderer Genosse aus dem Bezirkskomitee machte auf mich einen hervorragenden Eindruck. Ist sich über die Aufgaben, die vor dem Komsomol stehen,

detailliert im Klaren. Aber sei es, dass die objektiven Bedingungen schwerer wiegen als die subjektiven Führungsqualitäten, oder war man allzu bemüht, die Sonntagsseiten der Organisation vor mir auszubreiten – um den hiesigen Komsomol steht es jedenfalls nicht zum Besten.

Ich war auf einer Versammlung zugegen. Der Auftritt einer Komsomolzin ist mir besonders in Erinnerung. Sie erging sich zunächst recht ausgiebig in Gemeinplätzen, ehe sie am Ende einen konkreten Vorschlag einbrachte, der es in sich hatte. Das ist ein gängiges Phänomen: noch dem geringsten konkreten Vorstoß eine langwierige politische Einlassung vorzuschicken. Ich riet den jungen Leuten, einfacher und knapper zu reden. Und noch eine Unart trat auf dieser Versammlung hervor: Es geschah mehrfach, dass Initiativen von Mitgliedern vor Ort abgeschmettert wurden.

Man erzählte mir eine Geschichte, die sich voriges Jahr zugetragen hat. Sieben Komsomolzen aus Kysyl, geboren in einer Siedlung russischer Kolonisten, ihr Lebtage nicht aus Tuwa herausgekommen, waren fest entschlossen, Fliegerkurse in der UdSSR zu besuchen. Partei- und Komsomolsekretäre wurden von dieser Idee in Kenntnis gesetzt. Doch ihr Vorhaben wurden nicht befürwortet. Also beschloss man illegal zusammenzukommen, eine Kommune zu gründen, die entsprechenden Bücher zu kaufen und ein kollektives Selbststudium zu betreiben. Verabredet war, dass wenn nur einer die Aufnahmeprüfungen bestand, die anderen auf bessere Zeiten warten würden; gelänge hingegen einer Mehrheit von ihnen die Aufnahme, so würden sie die Gescheiterten mitnehmen und ihnen alles Gelernte weitergeben, bis auch sie die Aufnahme schafften. Die Abmachungen wurden geheim getroffen, beim Picknick im Wald. Manchmal traf man sich auch im Klub. Irgendwann verplauderte sich einer der Kommunarden, und die

„Geheimorganisation“ flog auf. Man bezichtigte die Jungen der Opposition und warf sie alle aus dem Komsomol.

Ich versuchte herauszufinden, was das politische Moment der Angelegenheit gewesen war, und bekam immer dasselbe gesagt: keinerlei Anhaltspunkte. Aber wozu treffe sich jemand im Wald, wenn nicht in oppositioneller Absicht?

Als ich dem Bezirkssekretär das Hanebüchene dieser Ausschlüsse auseinanderzusetzen versuchte, rechtfertigte er sich so: „Wir mussten sie ausschließen, damit die Geheimnistuerei ein Ende hatte.“

Ich redete mir den Mund fusselig, dass man die Leute wieder aufnehmen solle. Einige von ihnen wollten es tatsächlich und bewarben sich ausreichend hartnäckig, dass die Organisation ihnen schließlich entgegang.

Hingegen hat es einen anderen Fall gegeben, wo einige russische Komsomolzen sich geprügelt hatten und dafür ins örtliche Gefängnis gewandert waren, von wo sie einen Ausbruch organisierten, wobei sie den Gefängnisdirektor mit Fäusten angingen. Diese Herren beließ man im Komsomol.

In Kysyl wurde eine Komsomolzin dafür ausgeschlossen, dass sie einer anderen ins Fenster geguckt hatte in der Annahme, sie habe einen Komsomolzen bei sich.

Ich erkundigte mich, seit wann Fenstergucken ein Verbrechen sei? Es hätte doch einer Ermahnung im Guten genügt, dass sich so etwas nicht schickt.

Und noch so eine Geschichte: Ein Angestellter der mongolischen Botschaft machte einer Komsomolzin eine Liebeserklärung. Eine andere war eifersüchtig, beschwerte sich lautstark. Das Ganze auf der Hauptstraße von Kysyl. Beide waren verknallt in den Mongolen und träumten davon, nach Urga zu gelangen. Was für sie eine Art Ausland darstellt.

Beide wurden aus dem Komsomol ausgeschlossen: Das Bezirkskomitee befand, Liebeserklärungen auf offener Straße gehörten sich nicht.

Manche Komsomolzen trinken zu viel. Nicht dass sie um ihre Fehler nicht wüssten. Sagte man es ihnen auf den Kopf zu – sie bestritten es nicht. Aber die Arbeit mit ihnen müsste vertieft, die Landarbeiter müssten einbezogen werden. Man kann jedenfalls nicht behaupten, dass der russische Komsomol im Dorf Ujuk sonderlich angesehen wäre.

Von Ujuk nach Kysyl sind es 60 Kilometer unbefestigten Weges. Offene Steppe, ähnlich wie die transkaspische, ein Hügel am anderen, man wähnt sich in Bakus Nähe. Un-erträglicher Frost, der Schlitten scharrte sich voran über die schneearmen Flächen. Islamow ließ seine Pferde ordentlich traben. Normalerweise wird hier Schritt gefahren bei so viel schroffem Auf und Ab.

Hier befindet sich auch der bei allen Fuhrleuten berühmte „Steinbrunnen“. Ein Geröllweg, wo die Pferde schlecht Tritt fassen. Den „Brunnen“ mit dem Auto zu passieren ist riskant. Zweimal sind schon Wagen hier verunglückt.

Es war wirklich ungewöhnlich kalt. Um die Mittagszeit machten wir Rast in einem kleinen russischen Gehöft, 30 Kilometer vor Kysyl. Ich betrat die Stube und war konsterniert von dem Schmutz und der Menge an Kindern: 15 an der Zahl, die um den Tisch saßen und Tee tranken. 18 der Älteste, das Jüngste acht Monate, in der Wiege liegend. Gehörten sie wirklich alle zu einer Familie?

Ja, verkündete das älteste der Mädchen stolz, sie seien alle Schwestern und Brüder. Mutter und Vater waren nicht zuhause. Ganz arm schien die Familie nicht zu sein: Der Speicher voll mit ungedroschenem Korn, zwei Zentrifugen auf dem Hof, eine Drillmaschine und ein eigener Traktor, den man auch verpachtete.

Den Eltern würden wir später auf freier Strecke begegnen. Gut gekleidet, der Schlitten, in dem sie fuhren, tadellos.

Ich rügte die Älteste ob der herrschenden Unsauberkeit. Sie selber schien sich anderthalb Jahre nicht gewaschen zu haben, das Haar völlig verfilzt, die Fingernägel lang und schwarz. Eine verdreckte, speckige Ikone, die vom Boden bis zur Decke reichte, beherrschte den Raum, davor eine Riesenkerze, mit der man einen Saal hätte ausleuchten können. Es stank höllisch, doch draußen war es kalt, und so blieben wir. An Dreck in den Unterkünften war ich schon einiges gewohnt, doch hier war ich nahe davor, das Weite zu suchen – als plötzlich eine Autohupe ertönte.

Ein prächtiger Dodge hielt vor dem Gehöft – so sauber, als wäre er eine Asphaltstraße gefahren. Und herein kam ein Tuwine, nicht sehr groß, in einem tuwinischen Pelzkittel. Alle Kittel, die ich bis dahin gesehen hatte, hatten ihre Außenhaut aus Dalemba. Der Eintretende hatte einen aus dunkelblauem chinesischem Seidentaft mit Silberkugeln anstelle von Knöpfen. Mütze mit Ohrenklappen, und die typischen flachen mongolischen Stiefel mit aufgebogener Spitze. Vor dem Blau des Kittels prangte ein breiter, grellgelber Gürtel. Er zog die pelzgefütterten samtledernen Handschuhe von den Fingern und stellte sich vor:

„Sodnam. Generalsekretär der Revolutionären Volkspartei.“

Sein Begleiter war bescheidener ausgestattet, im Pelz unter blauer Dalemba, Stiefel von russischer Fassung, Lederkappe ohne Ohrenklappen. Die Knöpfe am Kaftan aus schlichtem schwarzem Perlmutter. Das war Schagdyrshap*, Generalsekretär des ZK des Revolutionären Jugendverbandes Tuwa.

Ein Dritter war dabei, der überhaupt russische Kleider trug. An den Gesichtszügen zu erkennen: ein Burjate.



Reitender Tuwine

Das war Genosse Nazow, der die Rolle des Dolmetschers bekleidete. Mit ihm hatte ich in der Folgezeit öfter zu tun und verdanke ihm eine Menge, aber als Dolmetscher, mit Verlaub, hielt er keiner Kritik stand.

Allen voran jedoch war ein anderer Genosse hereingekommen, in zweierlei Pelz von schöner Machart. Auch er zog die Handschuhe und sprach: „Habe die Ehre, Genosse Sorokin.“

Ich drückte ihm die Hand, ohne zu wissen, wer er war. Das verstand ich später: Dass er der beste Chauffeur im ganzen Gostorg ist, der sich darauf versteht, die unglaublichen Straßen dieser Region ohne Verzug und ohne Havarie zu absolvieren. Straßen der Art, wie sie von hier ins 30 Kilometer entfernte Kysyl führten.

Die Straßen von Kysyl

Einmal brauste ich im Schlitten durch Kysyl und hatte die Zügel selbst in der Hand. Der Schlitten kippte um, ich fiel heraus. Ein alter Tuwine ging vorbei, den ich nicht kannte. Er kam herüber und half mir auf. Es lag Schnee, ich war weich gefallen, aber dieses warmherzige Mitgefühl, die sanfte, kindliche Art beeindruckten mich.

Die Güte der Tuwinen hat etwas Atavistisches, sie grenzt an Naivität. Wenn da einer ganz offensichtlich reich geworden ist dadurch, dass er die Armen übervorteilt hat, dann weiß der Arme das, doch er bleibt vollkommen ruhig und sagt:

„Wie erkläre ich mir, dass im Unterschied zu ihm, der zu Anfang der Revolution zehn Stück Vieh besaß und heute 200, ich damals zehn hatte und heute immer noch dieselben zehn? Er hat einfach Glück gehabt.“

Ich war mehrfach im TZK, was der zentrale tuwinische Genossenschaftsladen ist. Zwei Verkäufer gibt es und vor

dem Ladentisch massenweise Kundschaft. Die meisten wollen Stoff kaufen, Djunsa und Dalemba. Doch habe ich nie irgendeine Unmutsbekundung erlebt, keine Aufforderung, sich gefälligst hinten anzustellen, überhaupt keinerlei Zank, obwohl die Wartezeit lang ist. Still und geduldig ertragen die Tuwinen das Warten, finden ins Gespräch miteinander, zeigen her, was sie gekauft haben, obwohl sie den Anderen nie zuvor gesehen haben.

In dem Laden kann man allerlei wundersame, dem Einheimischen nichtssagende Dinge erwerben: Fotoapparate, Parfüm der Marke *Coty*, Puder, Autobrillen, Perlen, Kakao, Krawatten, Federhüte, Zylinder, Seidenstrümpfe und europäische Anzüge.

Doch den Tuwinen lässt dies alles kalt, er geht an den Regalen vorbei und übersieht ihren Inhalt geflissentlich.

Liegt es daran, dass er früher schon hier war und sich bereits damit befasst hat?, so frage ich einen Verkäufer. Nein, durchaus nicht: Die meisten von ihnen sind überhaupt das erste Mal aus den Weiten der Steppe in die Stadt gekommen.

Dafür lassen sie sich hinreißen von irgendwelchem glitzernden Firlefanz mit Knöpfen und Bommeln, stauend wie Kinder stehen sie davor.

Erst konnte ich mir nicht vorstellen, wer hier Bedarf an einem Fotoapparat hat; später sah ich die prächtigen Spiegelreflexkameras mit den Zeiss-Objektiven in den Händen von Beamten.

Eine Kamera zu besitzen ist unter tuwinischen Beamten ebenso angesagt wie etwa bei den begüterten Mongolen eine möglichst protzige Uhr am Handgelenk. Damit fotografieren kann aber keiner, geschweige die Platten entwickeln – Fotopapier und anderes Zubehör wird auch gar nicht angeboten.

In den Häusern hängen Thermometer, und Armbanduhr sind auch hier der letzte Schrei; mit ihnen wissen

sie umzugehen, ziehen sie sorgfältig auf und sind untröstlich, wenn eine kaputtgeht.

Tschurmy-Tascha, der Sekretär der Revolutionären Volkspartei, hat eine Uhr mit vortrefflichem Werk. Tschurmy-Taschas Beliebtheit hat nicht nur politische Gründe; die Leute gehen zu ihm, ihre Uhren nach seiner zu stellen.

Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie die Tuwinen reiten. Dazu legen sie den Kittel nicht ab; sie sitzen seitlich, auf einer Backe, für beide ist der Sattel zu schmal. Bei Ermüdung drehen sie sich und wechseln auf die andere Seite.

Die tuwinischen Pferde können im Passgang gut 200 Kilometer am Tag zurücklegen. Der Tuwine ist noch zäher – die Pferde wechselnd, ist er imstande, zwei, drei, vier Tage am Stück zu reiten, und verliert kein Wort dabei. Er nimmt gekochtes Rindfleisch zu sich; eine Keule davon hängt am Sattel, wovon er sich eine Scheibe abschneidet und sie verzehrt, ohne deswegen anzuhalten. Auch andere natürliche Bedürfnisse werden vom Pferd herunter erledigt: Die Füße in den Steigbügeln, geht man in die Hocke und erledigt sein Geschäft, ohne das Pferd zu zügeln.

Man darf sich durch die ruhige Gemütsart nicht täuschen lassen: Beim Wettrennen zeigen die Tuwinen Leidenschaft. Ich habe selbst mitangesehen, wie zwei sich ein Duell auf kleinen Schlitten quer durch Kysyl lieferten, sie rasten wie die Irren – stürzten, überschlugen sich, sprangen wieder auf und trieben ihre Pferde an.

Neuerdings sind die Tuwinen darauf gekommen, sich Hals und Ohren in Dalemba zu wickeln, wenn der Frost überhandnimmt; das Tuch hält dann auch gleich als Taschentuch her.

Zum Schutz vor Insekten wiederum schmieren die Tuwinen sich eine Mischung aus Talg und ich weiß nicht was in die Schaffelljoppen; dieses Balsam stinkt so



Tuwinen in der Steppe

bestialisch, dass den Mücken die Lust am Stechen vergeht. Wer es sich leisten kann, wählt die vornehmere Art und trägt Unterwäsche aus fester Wildseide.

Ihre Hauptdroge ist Arak – destilliert aus vergorener Stutenmilch und Weizen. Getrunken wird viel, aber nicht bis zum Exzess. Hat der Tuwine seine drei, vier Flaschen intus, fällt er um, wo er gerade steht, schläft sich aus und setzt dann ungerührt seinen Weg fort.

Hunde gibt es in Kysyl nur wenige – ganz anders als in der Mongolei, wo der Hund ein heiliges Tier ist. (Wem auch sonst gebührte der Heiligenschein in einem Land der Hirten!) In Tuwa sind die Hunde alle bei ihren Herden auf den Weiden.

Dafür gibt es in Kysyl eine andere Hirten-Attraktion: den Jaman, einen Zuchtbock von exorbitanter Größe. Die Hörner hat ihm jemand abgesägt, nur Stümpfe sind geblieben; er gehört niemandem.

Eines Nachts vor längerer Zeit ist er in die Jurte einer Tuwinin eingebrochen; sie nahm ihn auf. Seither wohnt er bei ihr. Einmal hat ein Soldat ihn mit der Hand so lange gereizt, bis er fuchtig wurde und angriff mit einer Wucht, dass es dem Manne die Hüfte auskugelte; ausgiebig maltreatierte er ihn mit den Resten seines Gehörns.

Dieser Bock ist wirklich außerordentlich groß; er überragt einen Schreibtisch. Als der Lama Siwen* zu Besuch war, kam das Tier zu ihm, glotzte und ging wieder.

Der Bock jagt den Kysylern Angst und Schrecken ein, doch man verehrt ihn; kein Haus, in dem er nicht Futter bekäme. Er geht überall ein und aus. Der Parteisekretär hatte mich vorgewarnt, damit ich nicht erschrak. Mitunter taucht er vor dem Kino auf, stürmt die Treppe hoch. Die Kartenabreißer an der Tür springen panisch zur Seite, und er betritt geschäftig den Vorführsaal. Wirft einen Blick ins Billardzimmer, läuft am Büfett vorbei. Mehrfach

hat er sich auf dem Rewsomol-Kongress sehen lassen, besucht auch den Genossen Puschkalo. Der hat einen vierjährigen Jungen, welcher mit dem Bock ein Herz und eine Seele ist, er küsst ihn aufs Maul, krault ihm das Fell, während der Vater außer sich ist und das Untier brüllend aus dem Haus drängt.

Nachts läuft eine Wache auf den Straßen von Kysyl Streife. Es ist finster und ein bisschen ungemütlich. Zu ihrer eigenen Belustigung nimmt die Streife den Bock ins Schlepptau.

Einmal auf dem Heimweg nachts um halb drei sahen wir sie: zwei Soldaten und dazwischen der Bock.

Tagsüber haben die Milizionäre die Stadt im Griff. Der Uniformmantel wirkt etwas zur Seite verschoben, so wie der herkömmliche Kittel. Gürtel knapp unter der Brust, was den Bauch seltsam hervorstehen lässt. Man ist es so gewohnt. Auf den Schulterklappen vier Rhomben. Die Mütze keck mit dem Schild nach links und an der Seite die riesige Mauser, vor der sie einen Heidenrespekt haben; im Gehen halten sie den Arm extra auf Abstand. Dabei gelten die Tuwinen als gute Schützen. Als Bakitsch* geschlagen war, rissen sie seinen Leuten als erstes die Gewehre aus den Händen. Von der Angst vor Waffen, die man nicht kennt, kann ich aus eigener Erfahrung sprechen. Während des georgischen Aufstands 1924* bekam ich eine Granate ausgehändigt. Die Vorstellung, sie könnte mir am Körper explodieren, brachte mich schier um den Verstand, ich wusste weder zu sitzen noch zu gehen und bat, mich davon zu entbinden. Mit Feuerwaffen hingegen komme ich sehr gut klar.

Die Soldatenschaft in Kysyl ist kaserniert. An den Mauern hängen Brustbilder von Woroschilow, Rykow und Kalinin. Kein Lenin. Leninbilder habe ich nur an zentraler Stelle gesehen, zum Beispiel am ZK der Partei.

An Demonstrationen nehmen die Soldaten beritten, mit Lanzen bewaffnet teil. Im Winter sieht man sie tagtäglich auf Skiern hinter ihren Pferden herfahren – ein Sport, dem sie von Herzen frönen; zwei Beinbrüche gibt es in diesem Jahr schon zu beklagen. Man hört sie von weitem, denn ihre wilde Jagd durch die Straßen ist begleitet von Gebrüll.

Das Regiment hat ein Blasorchester. Das kann die *Internationale* spielen, den *Reitermarsch* und den *Tuwinischen Schwur*, was ihre Hymne ist. Sie spielen nach Gehör, ohne Noten. Beigebracht hat es ihnen ein russischer Kapellmeister, der kein Wort Tuwinisch spricht. Unklar, wie sie sich verständigen. Einen Dolmetscher haben sie jedenfalls nicht, Dolmetscher sind in Tuwa Mangelware, so einer ist seine 400 Rubel im Monat wert.

Das Regimentsorchester ist das einzige in der Stadt, es bespielt sämtliche Manifestationen. Auf dem Hauptplatz von Kysyl steht eine Tribüne. Die Teilnehmer werden zum Quadrat formiert. Von der Tribüne herab werden Reden gehalten, Wanderfahnen übergeben. Nach jeder Rede ertönt die *Internationale*. An einer Stelle darin verspielt sich das Orchester regelmäßig: Beim Übergang in piano von „... Durchbruch dringt“ zum „Reinen Tisch...“, scheint sich ein ohrenbetäubender Misston im Trichter der Bass-tuba zu verkeilen.

Einmal, als sie die „Internationale“ in der Kaserne vor meiner Nase intonierten, hat die Basstuba mich beinahe taub gemacht.

Der Kapellmeister selbst spielt das Kornett. Andächtig sehen die Tuwinen ihm dabei zu.

Der Frost im Winter ist streng, das Kupfer der Instrumente würde die Lippen verbrennen, die Haut bliebe kleben. Darum wird auf dem zentralen Platz ein Feuer entfacht, um das herum das Orchester Aufstellung nimmt.

Der Kapellmeister steigt auf einen Brennholzstapel, ergreift das Kornett, schwenkt es einmal durch die Luft, setzt an und bläst, das Orchester stimmt ein. Wenn das Stück zu Ende ist, werden sämtliche Mundstücke eilends gegen das Feuer gedreht, nur der Kapellmeister, auf dem Stapel verbleibend, zieht seines ab und schiebt es sich unter den Pelz. Beim nächsten Einsatz zieht er es wieder hervor, während sich das übrige Orchester vom Feuer ab und ihm zuwendet.

Weil Kysyl ein Steppenkaß ist und eine Demonstration nirgends hinführen kann, läuft der Zug im Kreis um die Tribüne herum. Bei schlechtem Wetter zwei Runden, bei gutem fünf oder sechs. Das Orchester spielt die ganze Zeit Märsche dazu. Den Einwohnern gefällt das.

Einmal gab es einen Fall, da bekam ein Soldat ein zereemonielles Begräbnis. Das war für Tuwa eine aufregende Neuigkeit.

Normalerweise bestatten die Tuwinen ihre Toten nämlich ganz anders. Ohne jedes Ritual. Der Leichnam wird in einen ledernen Umhang gewickelt, mit besonderer Sorgfalt der Kopf. Dann wird an das Fußende des entstandenen Bündels ein Seil von fünf, sechs Meter Länge geknotet. Ein Verwandter des Toten oder ein angemieteter Fremder besteigt sein Pferd, legt sich das an den Knöcheln des Toten befestigte Seil wie die Schlaufe eines Rucksacks um die Schulter und galoppiert davon. Die Leiche schleift über den Boden. Der Ritt geht schätzungsweise über 60 Kilometer ins nächstgelegene Gebirge. Dort bindet er die Leiche los, lässt sie liegen und reitet davon.

Handelt es sich bei der Person um einen Fremden, so wird er, sagt man, an dem Umhang womöglich ein Interesse haben. Hat das Leder die Strapazen ausgehalten, wird er die Leiche auswickeln und es an sich nehmen. Nach ein bis zwei Wochen wird derselbe Mann, noch einmal

kommen und nachsehen, was mit der Leiche ist. Ist sie verweset, heißt das, der Tote ist auf dem besten Weg ins Paradies. Seiner Familie gereicht das zu einem guten Ruf. Ist der Leichnam hingegen unverändert, wird er wieder angebunden und an einen anderen Ort gezerrt. Nach weiteren zwei Wochen die erneute Prüfung: im Falle der Verwesung ist das Paradies zwar nicht erster, jedoch zweiter Ordnung.

Es kann dauern, bis der geeignete Platz für einen Toten gefunden ist.

In der Mongolei ist die Sache einfacher. Dort gibt es Totenhunde, die außerhalb der Stadtgrenzen hausen. Bringt man ihnen eine Leiche, ist Stunden später nur noch ein Grus aus Knochensplittern davon übrig.

Das erwähnte Soldatenbegräbnis war ein Ausnahmefall. Alle übrigen, selbst Minister, werden im Galopp zu Grabe getragen.

Das Begräbnis des Soldaten, auf dem auch die Musik spielte, ging übrigens nicht ohne Skandal ab. Vater und Mutter waren gekommen und erhoben Klage, weil sie ihren Sohn auf tuwinische Art beigesetzt sehen wollten. Später sollen sie sogar versucht haben, die Leiche wieder auszugraben, um zu sehen, ob sie verweset und das Paradies bevorstand. Aber das Grab lag tief genug, so dass sie noch rechtzeitig von der Streife bemerkt und daran gehindert wurden, sich bis zu ihrem Sohn vorzugraben.

DAS LAND A-J



Von Solomon Telingater gestaltetes Cover des 1932 erschienenen Skizzenbandes *Das Land A-J*, in dem Tretjakow 17 Reiseskizzen nach Sibirien und zahlreiche Fotografien zur geplanten Großbaustelle Angarstroi versammelte. Hier wurden neben Tretjakows Vorbemerkung drei Skizzen ausgewählt, die ihn in einer neuen Rolle zwischen Forschungsreisendem und Planwirtschaftler zeigen. Alle Übersetzungen aus *Das Land A-J* stammen von Maria Rajer.

Das Buch über Angarstroi* zu schreiben wird nicht Jahre, sondern Fünffahrpläne in Anspruch nehmen.

Der vorliegende Sammelband von Skizzen macht nur den Anfang. Er steckt das Thema ab und ‚tritt das Gras platt‘ auf jener Fläche, wo eine der bemerkenswertesten Arbeiten der Menschheitsgeschichte in Gang kommen soll: der planmäßige Bau eines Landes, der der Entdeckung von Ländern durch die Kolumbusse vergangener Epochen in nichts nachsteht.

Von den fünf Kräften, auf denen das zukünftige Land aufbauen soll,
 dem Wasser,
 der Kohle,
 dem Holz,
 dem Erz
 und den Menschen,
 sind in diesen Skizzen nicht alle, und auch nicht alle gleichermaßen, erfasst.

Dieses Buch bildet nur den Auftakt zu einer großen Erzählung über Angarstroi. Themen weiterer Reisen werden sein:

das Forstwesen,
 das Transportwesen,
 die Arbeit der geologischen Erkundungstrupps
 und die Kolchosen und Sowchosen in Ostsibirien.

Immer neue Skizzen wird dieses Buch ansetzen, und die fortschreitende Arbeit am großen Angara-Jenissei-Projekt wird ihre Korrekturen in das bereits Geschriebene einbringen.

Sergei Tretjakow
 Moskau, 27.5.1932

Legen Sie den Finger der Geschichte an die lange Ader der Siedlung Listwenitschnoje, kurz Listwjanka, eine sechs Kilometer lange Häuserzeile entlang des Baikalufer, dort, wo der Baikal einen Spalt in den Bergen findet und sich in die Angara ergießt.

Spüren Sie den Puls von Listwjanka.

Schon von ferne sieht man die Kirche. Außen weiß, innen mit Gold und Samt aufgemacht. Hier schlug der Puls von Listwjanka einst, als der Baikal noch nicht motorisiert war.

Der industrielle Kolonialist drängte die einstigen Herren des Baikal, die Tungusen, gen Norden ab. Er seihete die fischreichen Wasser durch seine Ringwaden und wusch den Goldsand der Baikalufer in seinen Trommelsieben. Damals dauerte eine Fahrt von Moskau nach Listwjanka genauso lange wie heute von London über den Panama-kanal und Singapur nach Rom.

Im nahegelegenen Irkutsk waren zu jener Zeit Kaufleute wie die Sibirjakows, Medwednikows und Basninychs am Ruder; eine Generation nach der anderen kam zur Welt, wuchs heran und starb; reihenweise, in soliden Sarkophagen, belegten sie die ehrbarsten Plätze des Friedhofs. Ihnen eiferten Listwjankas Fischfabrikanten, Goldgrubenbesitzer, Schmuggler, ja sogar die Beamten nach, nahmen bei ihnen nicht nur Kredit, sondern auch Stil-Anleihen, horteten fettes Gold und setzten goldenes Fett an.

Der Baikalsee wurde von Unternehmern aufgekauft. Niemand hatte mehr das Recht, ein Netz ins Wasser zu werfen, es war nun Privatbesitz. Wachboote der Industriellen machten nächtliche Jagd auf arme Fischer, die es wagten, das heilige Recht des Fischfangs anzutasten. Damals ging in den Fischerdörfern eine Geschichte um,

die mittlerweile zur Legende geworden ist: wie einmal 30 Fischerkähne ein solches Gendarmenboot umzingelten. In den Kähnen war kein Fisch, dort lagen Steine: von kräftigen Stürmen geschliffener Gneis, Quarz, Kalkstein und Porphyre vom Baikalufer, die gegen die Fenster und Bordwände des Wachbootes flogen.

Die Vertreibung der schwimmenden Polizei mussten die Fischer mit beschlagnahmten Netzen und mehrjährigen Gefängnisstrafen bezahlen, aber das Bewusstsein des Sieges wog diesen Verlust wieder auf.

Einst kam auch der chinesische Tee hier durch: Aus Peking wurde er zunächst auf Kamelen durch die Wüste Gobi zur Selenga gebracht; sodann ging es auf dem Wasserweg über den Baikalsee und in die Angara, die in den Jenissei mündet, vom Jenissei auf dem Landweg zum Ob und weiter über den Ural Richtung Moskau.

Die Grenze zur Mongolei war schwer zu bewachen. Deswegen stand am Hals des Baikalsees, wo er sich in die Angara ergießt, ein zweiter Wachkordon von Zöllnern.

Mit größtem Vergnügen erzählen die Leute in Listwjanaka, wie ein paar Schlitzohren einmal den Zollvorsteher zu einem Essen einluden. Sie ließen ihn auf einer schmucken, teppichbedeckten Bank Platz nehmen und schenkten ihm kräftig nach, während die Zollkontrolle im Gange war. Später, als der Vorsteher, zufrieden mit der Bewirtung und der beanstandungslosen Kontrolle, wieder abgezogen war, nahmen die Händler die Teppiche von der Bank und zwei Kisten kostbaren Tees kamen zum Vorschein.

Der prächtige Hintern des gefräßigen Vorstehers hatte sie vor der Kontrolle bewahrt – zur höchsten Freude dieser Geldsäcke.

Denn Fischer, Wachmänner, Minenarbeiter, Fuhrleute – in den Augen der Herren waren sie alle ein Plebs, nur auf der Welt, damit des Kaufmanns zweistöckiger Holzbau aus

haltbaren Lärchenstämmen ewig und unverbrüchlich in die Landschaft ragt und die Gewänder der Christusfiguren, Gottesmütter und Innokentis* in den Kirchen im Puls der Messen, Andachten, Gebete und Nachtgottesdienste vor fettem Gold glänzen.

Gleichzeitig tauchten, alle Wachposten umgehend, immer wieder gefährliche Individuen auf, die aus den Straflagern jenseits des Baikals geflohen waren; von ihnen stammte auch das Lied über den Baikalsee, „du herrliches Meer“.* Manche von ihnen suchten das Weite. Andere blieben, durch die Verbannung an den Baikalsee gekettet, in seiner Nähe, befuhren ihn immer wieder und begründeten die Baikalforschung.

Aber die Zeit stand nicht still. Schienenstränge erreichten den Baikalsee. Keine 100 Tage mehr hierher aus Moskau, sondern nur noch zehn.

Das zaristische Russland preschte voran wie ein Raubtier, rasch hatte es sich Ostsibirien unterworfen und gierte nun nach der mandschurischen Weizenkammer, dem wohlhabenden Korea und den Zugängen zum Stillen Ozean.

Das Südufer des Baikalsees, heute von den 38 Tunneln der Baikalseebahn durchbohrt, fiel damals steil ab und war nicht einmal begehbar.

Aber das Raubtier Russland musste sich nicht lange gedulden. Der Krieg mit Japan brach aus. Kanonenfutter musste in die Mandschurei. Die Schienen machten einen Sprung über den See und glitten weiter gen Osten.

Um die beiden Enden des Großen Sibirischen Schienenweges miteinander zu verknüpfen, verkehrte fortan der riesige Eisbrecher *Baikalsee*; in seinem Bauch beherbergte er einen vollgeladenen Zug mit bis zu 28 Waggons, der von einem hölzernen Hochgleis am Bahnhof Baikalsee einfahren und 60 Kilometer weiter an der Station Mysowaja hinausrollen konnte.

Der Eisbrecher war in Einzelteilen zum See gebracht worden. In Listwjanka hatte eine Werft eröffnet, in der die *Baikal* und die *Angara*, und später noch viele andere Dampfschiffe zusammengesetzt wurden, um im Baikal zu Wasser gelassen zu werden.

Mit dieser Werft, und nicht mehr mit der Kirche, pulste fortan das Leben Listwjankas in neuer, motorisierter Zeit.

An den Werkbänken der Werft, in den Kesselräumen der Eisbrecher, auf den Schleppern und an den Motoren hantierten keine armen Fischer, Lakaien oder rastlose Wanderarbeiter mehr, sondern Menschen von anderem Schlag: Schweißer, Nieter, Schlosser, Heizer und Matrosen.

Fortan gab es in Listwjanka den Baikalproletarier. In der Nähe des Bahnhofs Baikal entstand ein Hafen. Schiffe legten an und schlugen die Fracht der Eisenbahn um. Für die Instandhaltung dieser Schiffe sorgte Listwjanka. Es bot auch den Schiffsleuten, die am Reparaturhafen landeten, Quartier.

Die Geburt des Eisbrechers ist keine 20 Jahre her.

Die Rote Armee und die Partisanen rangen Koltschak nieder, der sich gerade mal ein Jahr in Sibirien gehalten hat. Von der Eisenbahn verdrängt, hatten Koltschaks Männer, als sie den Baikal nördlich umgingen, den Weg durch Listwjanka genommen.

Längst ist der Eisbrecher *Baikal* verbrannt, der am Hochgleis längsgelegen hatte und von Rotarmisten 1918 während ihres Rückzugs angezündet worden war. Nicht tage-, wochenlang hat er gebrannt. Die Holzteile brannten aus. Aber die Zerlegung zog sich hin – nicht über Wochen, sondern über Jahre, bis 1928. Maschinen, Armaturen, Gerätschaften wurden entfernt. Dann wurden Ketten untergezogen, der Rumpf entnietet und in Bleche zerschnitten, und der Eisbrecher *Baikal* war Geschichte.

Auch die Werft, in der er entstanden war, gibt es nicht mehr.

Ein Einheimischer hat mir die Überreste gezeigt. Der Bretterbelag zieht sich vom Ufer bis unter Wasser.

Auf dem Belag ist, gleichfalls aus Holz, eine unerhört große Rutsche montiert. Darauf ist der Eisbrecher gewachsen, darauf ist er ins Wasser geglitten. Nun liegen da halbmännsgroße Muffen aus Gussstahl, eiserne Muttern von der Größe einer Faust sitzen auf den entsprechenden Schrauben. Das Metall der Muttern weist Bissspuren eines Stemmeisens auf. Flinke Hände haben sich am Kupfer zu schaffen gemacht, einige Muttern fehlen. Weiteres Metall in Ufernähe am Grund: die Ketten der Schleppschiffe, Flügel von Schiffsschrauben, Trossen, Schlauchenden, Kettenreste, verstreute Eisenteile, Schrauben und Muttern – all das rostet und zerfällt, ohne zu ahnen, dass es Metallverwertungsanlagen gibt.

„Was passiert mit denen, die die Werft geschlossen und in ihre Einzelteile zerlegt haben?“, fragte der Mann aus Listwjanka mit kaum verhohlenem Groll. „Stimmt es, dass die *Baikal* zerlegt wurde? Und ist es wahr, dass von Kalinin persönlich telegrafische Order kam, die Reparatur der *Baikal* zu beschleunigen, obwohl das Schiff längst vernichtet war? Heißt das, man hat in Moskau nichts von der Liquidierung gewusst?“

Die Werft ist zu. Es gibt eine kleine Schlosserei auf der anderen Seite der Angara, beim Bahnhof Baikal. Das Proletariat von Listwjanka ist weitergezogen oder hat sich in Fischer, Flößer, Erzsucher und Goldwäscher zurückverwandelt – Menschen mit unsicheren Berufen und einsamer, zügelloser Trunksucht.

Legen Sie den Finger der Geschichte an die lange Ader von Listwjanka, vielleicht lässt sich so der Tod feststellen. Die Kirche schweigt, die es verdient hätte, dass man ihr die

Kuppel-Köpfe abschlägt für die Niedertracht, die sie 1929 beging, als man hinter dem Altar ein geheimes Waffen- und Proviantlager fand. Ein Nest der Konterrevolution, gleich neben den Tunneln der Baikalbahn. Und das in den entscheidenden Tagen der Provokation durch die Imperialisten an der Ostchinesischen Eisenbahn*, die unseren Grenzhütern der Fernost-Sonderarmee unmittelbar im Nacken saßen.

Der Puls der Kirche schweigt. Der Baikäl ist tot, heißt das – für all jene, die aus ihm durch Schmuggel, Raubbau an Fisch und Gold und den Missbrauch leichtgläubiger Eingeborener, die in die Alkoholsucht getrieben und wie Gegenstände gehandelt wurden, ihren räuberischen Profit zogen.

Auch die Werft wird sich nicht mehr rühren. Mit ihr ist jener Baikäl gestorben, über den die russische Autokratie, entfesselt in imperialistischer Tollwut, gen Osten vorrückte, während von da nicht weniger tollwütige Interventionen in den Westen drängten.

Aber hören Sie genau hin. Zwischen der Kirche und den Werfttrümmern, gleich neben dem Dorfsowjet, auf dessen Hof der Ratsvorsitzende, ein Arbeiter vom Ural, den es auf Koltschaks Fersen hierher verschlug, seinem vierjährigen Sohn das Luftgewehrschießen beibringt, steht ein Haus neben einer Anlegestelle. Dort schaukelt unter ordentlichem Schutzdach ein Boot: die *Tschaika*. Fragt man einen Einheimischen im Jungpionieralter, was für ein Haus das sei, so wird er sagen: „Die Limonenstation.“

Die jungen Leute aus Listwjanka haben keine Lust, sich in die komplizierte Aufschrift am Tor zu vertiefen: *Limnologische Station der Akademie der Wissenschaften*.

Leiter der Einrichtung ist der berühmte Seenforscher Professor Wereschtschagin. Jeden Tag kann man dort Menschen aus dem Haus kommen und zum Steg gehen sehen mit einer Vorrichtung, nicht unähnlich einer Vogelklaue, mit der sich Steine vom Grund greifen lassen. Auf

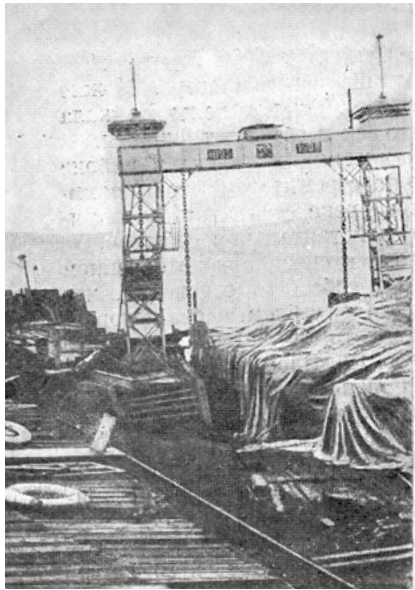
der Station wird sie „happen maschin“* genannt. Außerdem legen sie ein Stoffkreuz ins Boot – eine Art Tiefenschwimmer, den man in die nötige Wasserschicht hinablässt, um zu schauen, wohin die Strömung ihn trägt. Und eine Dredsche – das ist ein Sack mit platten Stahlkiefern. Zunächst wird der geschlossene Sack auf eine bestimmte Wassertiefe hinabgelassen, dann öffnet man ihm mit einem Zugseil das Maul, und wenn sich die nötige Menge Leben aus der betreffenden Tiefe des Baikäl darin gesammelt hat, zieht man wieder an einem Seil, damit Ober- und Unterkiefer zusammenschnappen und den Sack dicht verschließen.

Die Station sitzt dem Baikäl sozusagen auf der Bettkante und untersucht so aufmerksam wie ein Arzt den Puls, die Temperatur, die Ernährung und alle sonstigen Lebensgewohnheiten seines 700 Kilometer großen Patienten. Wenn sie wieder zuhause sind, kratzen die Biologen den Tang und die Schwämme von den Steinen, jene Kieselchwämme, die man früher zum Putzen von Samowaren verwendet hat. Oder sie erforschen Arten von Krebstierchen, die nur im Baikäl heimisch sind und in Neuseeland ihre nächsten Verwandten haben.

Die Hydrologen notieren Temperatur, Strömung, Winde und sonstige Regungen des Wassers. Die Hydrochemiker stellen fest, welche Stoffe im Baikälwasser gelöst sind und in welcher Tiefe. Danach kommen die geochemischen Untersuchungen an die Reihe, wozu Feldforscher und ganze Expeditionen, die die umgebenden Berge des Baikäls durchstreifen, ihr Material beitragen.

Aber ist diese ganze Forschung am Ende nicht doch nur reine Theorie, ohne praktischen Nutzen? Wissenschaft um der Wissenschaft willen?

Nein. Der Baikäl ist unsere Wasserstraße, auf der wir von den Gleisen der Sibirischen Eisenbahn zu den Goldfeldern von Bodaibo gelangen. Der Baikäl bedeutet Fischfang



Reste der Dockanlage
des Eisbrechers *Baikal*



Der Kutter *Benedykt
Dybowski*



Auf der „Limonenstation“. Von links nach rechts: die Geologen
Smirnow, Jelistratow, Tetjajew, Prof. Fersman, Krejter und
Prof. Wereschtschagin, der Leiter der Station.

und Robbenjagd, die nicht nur für die lokalen Kolchose wichtig sind, sondern auch für die Konservenfabriken, die die ganze Sowjetunion beliefern. Denken wir nur an Fischnamen wie Taimen, Lenok, Charius und Omul, die einem das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Aber das Wichtigste: Der Baikalsee ist Staubecken für das Wasserkraftwerk von Angarastroi. Ein sagenhaftes Becken, aus dem die schnelle Angara ihre sichere, gleichmäßig kräftige Portion Wasser bezieht.

Die maximale Abflussstärke an den Stromschnellen der Angara beträgt 5.000, die minimale 1.100 m³/s. Ein Unterschied um den Faktor fünf. Beim Jenissei ist er fünfzigfach: von 450 zu 22.000 m³/s. Und beim Dnepr hundertfach. Die Angara kennt also weder das Wüten der Hochwasser, wenn das Wasser Dämme einreißt, noch die Misere des extremen Niedrigwassers, wenn plötzlich Hühner den Fluss durchwateten.

Es kann noch so viel Starkregen von den Ufern einfließen oder Schnee schmelzen, auf der Oberfläche des Baikalsees, des fünftgrößten Sees der Welt, verteilt sich der Zufluss zu einer gleichmäßig dünnen Schicht.

Einmal bekam ich ein Gespräch zweier Hydrologen mit: „Stell dir vor, wir könnten noch zehn Meter Wassersäule gewinnen, wenn wir an der Quelle der Angara den Zufluss des Baikalsees durch eine zehn Meter hohe Talsperre stauen.“ Aber die Hydrologen seufzten sogleich, denn man müsste sieben Jahre warten, bis der Baikalsee die Dammkrone dieser Sperre erreichte: Der jährliche Wasserzufluss, den der Baikalsee aus den 330 Flüssen, die in ihn münden, bezieht, verteilt sich auf eine Schicht von anderthalb Metern. Sieben Jahre, wenn man die Angara vollständig absperren wollte, um etwa 20, wollte man dabei das Tal weiterhin mit Wasser versorgen. Eine Menge Legenden über den Baikalsee, die ich im einfachen Volk gesammelt hatte, brachte ich zur

„Limonenstation“ mit. Und die Forscher der Station und ihre Gäste, die Geologen, räumten mit diesen Legenden auf oder gaben ihnen eine wissenschaftliche Erklärung.

Legende:

Vor langer Zeit hatte der greise Baikal eine Tochter namens Angara. Eines Tages verliebte sich Angara in den schönen Jenissei und während der Vater schlief, floh sie zu ihm. Als Baikal erwachte, brach er zornig einen Felsen ab und schleuderte ihn nach seiner Tochter, aber er kam nicht weit genug, der Felsen blieb im Austritt der Angara liegen, auf jenem Grat, über den der Baikal sein Wasser in sie ergießt. Das ist der Schamanenstein. Burjatische und tungusische Schamanen kommen dorthin, um Gebete zu verrichten und Münzen ins Wasser zu werfen.

Beharrlich hält sich die Legende über diese Münzen, man dürfe sie nicht herausnehmen. Sogar der Mechaniker auf dem Boot, das mich nach Listwjanka brachte, erzählte mir, ein russischer Jäger habe einmal versucht, das Geld mit dem Schaft seines Gewehrs an die Oberfläche zu befördern, da sei das Gewehr losgegangen und er tot in die Angara gefallen.

Außerdem fürchten abergläubische Menschen den Tag, an dem der Schamanenstein verschwände, denn dann käme die große Flut und der Baikal würde Irkutsk überschwemmen.

Antwort:

(Ich bekam sie vom Geologen Tetjajew):

Die Geschichte von Angara, die zu Jenissei flieht, sei gar nicht so naiv. Es sei sogar sehr wahrscheinlich, dass die Angara früher einmal, die Wasser des Irkut, des Kitoi und der Belaja in sich vereinend, in den Baikal mündete. Dafür sprechen die Inseln, die an einem Ausfluss nicht sein dürfen, und insbesondere die Tatsache, dass diese Inseln vom

Wasser abgetragen werden und die darunter liegenden Geröllschichten offensichtlich Hunderte von Kilometern Weg hinter sich haben. Außerdem werden es weiter stromabwärts immer weniger Inseln als oben am Baikal.

Für gewöhnlich münden Nebenflüsse in Fließrichtung des Stromes. In die Angara hingegen münden die Nebenflüsse in der oberen Hälfte gegen den Strom. So führt beispielsweise die Lage des Flusses Irkut dazu, dass er nach jedem Starkregen sein angesammeltes Wasser der Angara entgegenwirft, wodurch eine Art Sperrwasser entsteht, welches die Angara ansteigen lässt.

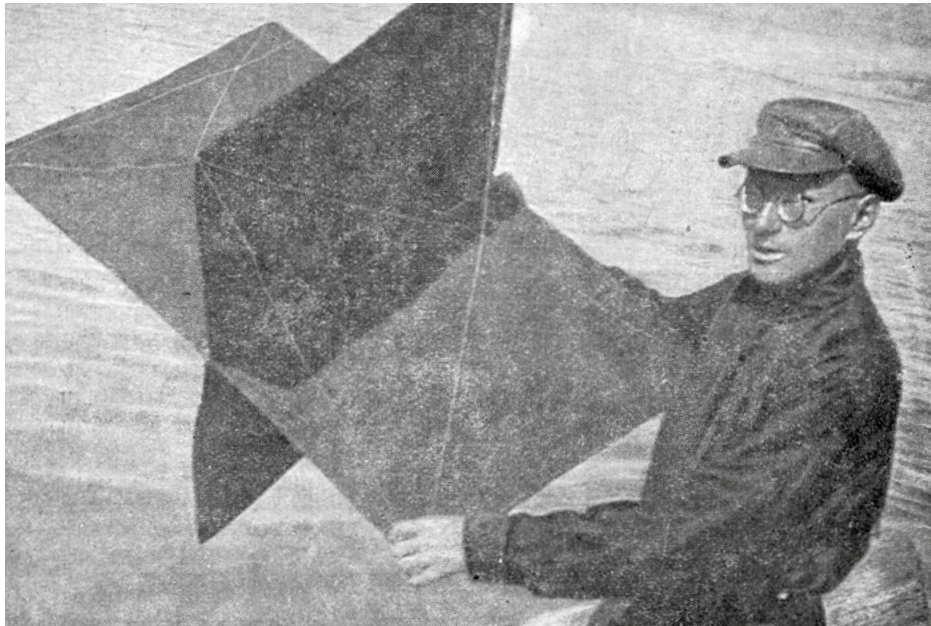
Die heutige Angara ist dadurch entstanden, dass sie zusammen mit ihren Zuflüssen von der Tunguska abgefangen wurde, einem Nebenarm des Jenissei.

Es sei daran erinnert, dass die Angara noch heute nur in ihrer ersten Hälfte so heißt, im Unterlauf heißt sie Tunguska. Dieses Abfangen war freilich nur möglich, weil die Wasserscheide im Bereich der Angara sich damals verändert hat, das heißt der an den Baikal grenzende Teil muss sich gehoben und der von ihm entferntere Teil gesenkt haben.

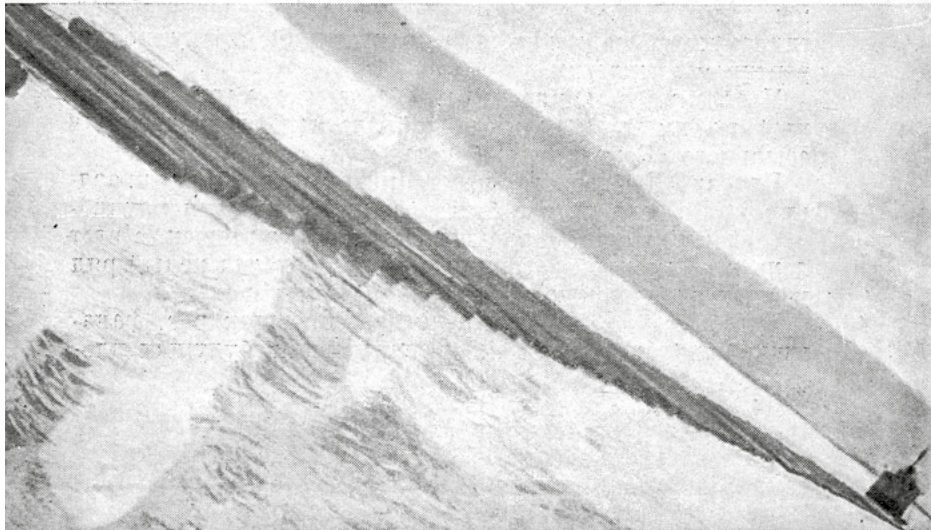
Das entspricht den Tatsachen. Das westliche Ufer des Baikal ist immer noch in Hebung begriffen. Man sieht es auf den ersten Blick: Seine Hänge scheinen über dem Wasser zu schweben, seine Flüsse und Bäche stürzen als Wasserfälle in den See. Das bedeutet, dass sich das Ufer schneller hebt, als die Bäche Täler ausspülen können.

Das östliche Ufer hingegen sinkt. Davon zeugen die Sandbänke und Untiefen in den Mündungen der kleineren Flüsse, die dort zur Versumpfung neigen. Gut vorstellbar, dass das Wasser des Baikal in einigen 1.000 Jahren in die Talwege der östlichen Flüsse fließen und Fjorde bilden wird.

Bedenkt man, dass sich die geologischen Prozesse in der Baikalregion ziemlich schnell vollziehen, ist es durchaus möglich, dass die Legende vom weggelaufenen Fluss



Schwimmer zur Bestimmung von Unterwasserströmung



Flöße auf dem Baikal

eine Erinnerung früherer Generationen an ein reales Ereignis ist.

Dasselbe gilt für die Legende von der Flut nach Verschwinden des Schamanensteins. Ihr liegt die reale Vorstellung zugrunde, dass wenn der Schamanenstein mitsamt dem Felsgrat, über den der Baikal sein Wasser abgibt, sich nur um vier Meter absetzte, eine ebenso hohe Flutwelle mit einer Geschwindigkeit von zwölf km/h die Angara hinabstürzte, das Schwemmland flutete, Dörfer und Brücken mit sich riss und mit gewaltiger Kraft auf Irkutsk prallte, das 60 Höhenmeter unter dem Baikal liegt.

In Irkutsk ist der Gedanke an diese Welle immer gegenwärtig. Im Sommer 1931 gab es sogar einmal einen nächtlichen Alarm, als ein Fernschreiben einging, es käme eine 20 Meter hohe Welle vom Baikal gerollt. Polizei und Feuerwehr hielten die ganze Nacht Wache, bis sich die 20 Meter aus dem Telegramm gegen Morgen in 20 Zentimeter verwandelten und die Sache mit einer kräftigen Abreibung für die fabulierenden Übermittler ein Ende nahm.

Legende:

Im Baikal gebe es ein Sinkloch, über dem Strudel kreisen, die Netze, Baumstämme und sogar ganze Boote einsaugen. Der Strudel sei der Eingang zu einem unterirdischen Durchfluss, der den Baikal mit dem Ozean verbinde. Die Verbindung mit dem Ozean müsse es geben, weil es Robben im Baikal gibt.

Antwort:

In dieser Legende sind mehrere Dinge zusammengeworfen, die nichts miteinander zu tun haben: Sinkloch, Strudel, Robben.

Einen Erdfall gab es im Baikal tatsächlich. Die riesige Bucht an der Ostküste, wo das Land ins Wasser sackte; das

sei 1861 gewesen, versicherten Zeitzeugen. Sieben Dörfer hätten sich an dieser Stelle befunden. Das absinkende Ostufer hätte plötzlich ein großes Stück abgeworfen. Zwei Tage sei der Baikalsee menschen- und tierleer, die landeinwärts flohen, auf den Fersen gewesen. Heute ist das Wasser dort bis zu sechs Meter tief. In den Speisekammern der Dörfer wohnten Fische, hinter den Öfen krabbelten Krebse statt Kakerlaken, bis die Reste der Behausungen endgültig zerspült waren.

Einen unterirdischen Durchfluss gibt es nicht. Strudel, die sehr stark sein können, entstehen dadurch, dass nördlich der Bargusin-Mündung Strömungen aufeinandertreffen.

Die Robben könnten seit der Zeit im Baikalsee leben, als er noch eine Bucht des alten Nordmeeres war.

Das behaupten zumindest die einen Wissenschaftler; andere sagen, der Baikalsee sei nie eine Bucht von irgendwas gewesen und die Robbe sei über Flüsse vom Arktischen Ozean eingewandert, wobei sie auch kürzere Landstrecken gekrochen sei.

Legende:

Im Baikalsee gebe es Stellen ohne Grund.

Antwort:

Die maximale Tiefe des Baikalsees liegt östlich der Insel Olchon und beträgt anderthalb Kilometer. Nahe Listwajanka, etwa einen halben Kilometer entfernt, fällt der Grund zu einer riesigen, 1.300 Meter tiefen Grube ab. Es gibt sogar Berichte, jemand hätte eine Tiefe von etwa 1.800 Metern sondiert, aber diese Meldung ist wissenschaftlich nicht haltbar, denn es wurde nicht einmal die Stelle benannt.

Infolge dieser Tiefe ist der Baikalsee dem Volumen nach der zweitgrößte See der Welt. Er kommt gleich nach dem Kaspischen Meer.

Legende:

Im Baikalsee gebe es, wie im Schwarzen Meer, eine Kuppel aus Schwefelwasserstoff, das heißt das meiste Wasser ist mit einem giftigen Gas verseucht und nur in den oberen Schichten ist Leben möglich.

Antwort:

Das ist unwahr. Das Wassermassiv des Baikalsees verhält sich wie ein totes Schwein im glitschigen Bottich, es dreht sich immerzu um die eigene Achse – oben von West nach Ost, und am Grund von Ost nach West.

Das liegt daran, dass der Baikalsee von vier Winden aufgeschaukelt wird. Von Süden her weht der Kultuk. Er bringt Regen und eine kurze, schnell wieder verebbende Welle. Ihm weht von Nordosten der Bargusin entgegen. Er bewegt den Baikalsee über die Längsachse, dabei entstehen riesige Meereswellen, sie gelangen selbst beim ruhigsten Wetter noch als flache Höcker bis zur Angara. Von Osten her weht der seltene, wärmebringende Schelonnik. Und über die westlichen Käbme stürzen die Winde Gornaja oder Sarma wie Sperber aufs Wasser nieder. Der Gornaja ist der böseste aller Baikalseewinde. Er kommt innerhalb von zehn Minuten und peitscht den Baikalsee in einer halben Stunde zu Sturmwellen auf, bevor ein Schiff oder ein Boot es ans rettende Ufer schaffen.

Aber die meisten Tode auf dem Baikalsee gehen auf die Rechnung des Sarma. 1901 schmetterte er das Dampfschiff *Jakow* gegen die Klippen, 300 Leichen mussten von den Uferfelsen geborgen werden.

Dieser Wind ist es auch, der bewirkt, dass Warmwasserschichten an der Oberfläche sich auf das Westufer zubewegen. Am Ostufer des Baikalsees ist das Wasser nämlich viel wärmer als im Westen, weil sich kühle Wassermassen aus der Tiefe von anderthalb Kilometern an die Stelle des verdrängten Wassers erheben.

Die Umwälzung des Wassers aus der Tiefenschicht wurde auch durch hydrochemische Analysen belegt, denn Wasser in verschiedener Tiefe, unterschiedlichem Druck ausgesetzt, enthält unterschiedliche Mengen an gelöster Kieselsäure.

So treibt der Gornaja auch das Plankton in den Westen – Kleinstlebewesen, die im Wasser leben und den Fischen als Nahrung dienen.

Und hat ein Sturm wieder einmal ein paar über den Baikäl geschleppte Flöße zertrümmert, ist es ebenfalls der Gornaja, der die Baumstämme zurück zur Westküste treiben lässt.

Anhand der chemischen Zusammensetzung, der Wasserbewegung und der Fischarten erforscht die „Limonenstation“ die Schichten des Baikäl. In den Labors hängen die für Fischer und Fischzüchter nützlichen Tabellen, deren Kurven anzeigen, wo ein bestimmter Fisch vorkommt und in welcher Tiefe man die Netze jeweils anbringen sollte, um auf die gewünschte Population zu treffen. So gibt es im Baikäl zum Beispiel den Fisch Golomjanka, auch er legendar; er bringt lebende Jungtiere zur Welt, lebt in unvorstellbaren Tiefen und ist angeblich so fett, dass er, wenn ihn ein Sturm an den Strand spült, in der Sonne zu einem öligen Fleck schmilzt.

Die Station stellte fest, dass der Golomjanka-Fisch nicht am Grund lebt, sondern in einer Tiefe von 200 bis 600 Metern. Was ja auch keine Kleinigkeit ist – immerhin 60 Atmosphären.

Anhand des Baikäl ist es Professor Wereschtschagin als Erstem gelungen, das bemerkenswerte Gesetz vom „mesothermischen Minimum“ aufzustellen. Vorher ging man in der Physik davon aus, dass die Temperatur des kleinsten Wasservolumens vier Grad beträgt, woraus man schloss, dass dies auch die Temperatur in großen Tiefen

sein müsse, wo sich das Wasservolumen wegen des großen Drucks minimiert.

Der Baikäl hat gezeigt, dass das nicht stimmt. Ist die Temperatur an der Oberfläche nahe Null Grad, steigt sie mit wachsender Tiefe an, erreicht bei 200 Metern vier Grad und sinkt von da an wieder. Bei Untersuchungen in anderen Seen war man darauf bisher nicht gekommen, weil diese nicht so tief sind wie der Baikäl.

Die Temperatur der Wasserschichten ist zudem für künftige Kraftwerke von erstrangiger Bedeutung, denn für deren Staudämme spielt jeder Zentimeter Wasserstand mehr oder weniger eine Rolle. Die Station hat entdeckt, dass der Baikäl ‚atmet‘. Ungefähr fünfmal täglich hebt und senkt sich der Wasserspiegel um zehn Zentimeter. Diese Atemzüge nennt man Seiches, sie entstehen durch ungleichmäßigen Luftdruck. Der Baikäl wird aufgeschaukelt wie eine Wippe, dabei sind die Seiches Standwellen, wie sie im Glas hüpfen, wenn man es schüttelt.

Im Winter wölben und senken die Seiches die zwei Meter dicke Eisdecke des Baikäl, als wäre sie ein Glimmerscheibchen. Die Seiches gelangen bis in die Angara hinein.

Das Einfließen des Baikälwassers in die Angara ist ebenfalls nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Im Sommer ist die Angara kälter als der Baikäl, weil dieser nicht einfach in sie überläuft – die Angara saugt das kalte Tiefenwasser des Baikäl an. Im Winter wiederum sind es die unter dem Eis befindlichen, vergleichsweise warmen Oberflächenwasser, die in die Angara fließen, weshalb sie auf den ersten 18 Kilometern nicht gefriert – was für das Kraftwerk sehr wichtig ist.

Die Pläne des Angarstroi weisen der Forschungsstation verantwortungsvolle Aufgaben zu.

In grauen Vorzeiten war Listwjanka ein Anziehungspunkt für Gauner, Schmuggler und Goldsucher. Später

dann für Schlosser, Matrosen und Mechaniker. Heute ist der Wissenschaftler, Geologe, Fischzüchter, Hydrotechniker und Planungsexperte gefragt – Menschen, die das Land nach den Direktiven des Fünfjahrplans umkrepeln.

Die Station verfügt über ein schwimmendes Labor – der Kutter ist nach einem berühmten Baikalforscher benannt: Benedykt Dybowski.

Die Ankunft der *Dybowski* war in doppelter Hinsicht ein Fest. Zum einen war es eine beträchtliche Verstärkung der wissenschaftlichen Flotte auf dem Baikal. Zum anderen waren just an diesem Tag eine ganze Reihe Wissenschaftler, die am Projekt Angarstroi arbeiteten, in der „Limonenstation“ zu Gast.

Unter ihnen Wadim M. Malyschew*, ein Dompteur der Flüsse, glühender Verfechter des Angarstroi, Planer zukünftiger Staumauern, Rohrunterquerungen und Kanäle. Er war es, der Professor Wereschtschagin davon überzeugte, dass sich die Station mit all ihrer Kraft und all ihren Möglichkeiten der Zukunft des Angarstroi zuwenden müsse.

Die Ingenieurin für Wassertechnik Marezkaja war seine rechte Hand. Ein prächtiger Puls pochte in der Gruppe der Geologen. Auch Professor Fersman* – eine Erscheinung: groß, unrasiert, gestieft – ließ es sich nicht nehmen, den bevorstehenden Expeditionen seiner „Sprösslinge“, wie er die jungen Geochemiker seiner Schule nannte, in liebevollen Worten das Geleit zu geben.

Fersman ist ein fröhlicher, kecker, energischer Mann. Er erinnert an einen enthusiastischen Gärtner im Frühling, auf dessen Beeten an allen Ecken und Enden die interessantesten Samen sprießen.

Er strahlt übers ganze Gesicht, wenn er von seinen Apatiten aus den Chibinen* oder seinen Schwefelfunden in der Wüste Karakum erzählt, vor allem aber, wenn es um das jüngste Kind seiner Entdeckungslust geht: der ost-

sibirische Schwarze Trapp, wie auch die Angara ihn an ihren Stromschnellen freilegt und der bislang als totes Gestein an den sibirischen Ufern und auf den Seiten der Enzyklopädien gelegen hat.

Fersman fordert Beachtung für diesen Trapp, denn er ist säurebeständig und schmilzt erst bei 1600 Grad – das sind bruchfeste Isolatoren, Kanalisationsrohre und sogar Bahnschwellen, besser als jeder importierte Stahl.

Und da ist der Geologe Tetjajew*, eben herübergekommen von der von ihm entdeckten Eisenerzlagerstätte Sosnowy Baiz, die innerhalb eines Sommers, wie aus dem Nichts, zu einer erstrangigen Erzregion, veranschlagt auf 22 Millionen Tonnen, gewachsen ist. Geradezu verliebt blickt Tetjajew auf die Bergkette des fernen Ostufers:

„Es ist doch offensichtlich, dass die steilen Talwege von der Jugend der Gebirge zeugen, noch das verstockteste Auge muss erkennen, dass nur das Wasser einen Berg erzeugt.“ Übrigens hat Tetjajew nicht weit von hier noch einen geologischen Verbündeten für seine Theorie: eine tektonische Decke, Aufschubung von altem rotem Granit auf jüngeren Kalkstein, zu besichtigen am Ufer der Angara.

Diese Formation beweist, dass die Gebirge um den Baikal jüngere Faltungen sind, während die herkömmliche Geologie behauptete, dieses Land sei „der alte Scheitel Asiens“, der sich seit den frühesten geologischen Epochen nicht verändert habe.

Der Leiter der ostsibirischen geologischen Erkundung Jelistratow wird, genau wie der Experte für Eisenerz Smirnow oder der Geologe und Erfinder der Methode des Schrotbohrers Krejter*, nicht müde, die reichen Erzvorkommen des Baikargebiets zu loben, wo, wie er sagt, das gesamte Periodensystem im Boden liege.

Schon jetzt diskutieren die Mobilisatoren der Wasserkraft mit den Förderern von Kohle und Erz über die

bevorstehenden Zeiten, da das waldige Bergland rund um den Baikal, einst Schlupfwinkel für entflozene Sträflinge, zu einem Industrieland wird wie Kriwoi Rog; da Traktoren – Kinder des Erzes von Sosnowy Baiz und des Kokes von Tscheremchow –, vollgetankt mit Treibstoff aus dem Sapropelit* des Angargebiets, aufbrechen, um die Taiga zu roden; da Holzfrachter von den Werften an der Angara die Stämme der Sajan-Zeder, Armands-Kiefer und Dahurischen Lärche über Stromschnellen zum Hafen Igarka und weiter über den Arktischen Ozean nach Europa bringen.

Dann wird der gezähmte Baikal es nicht mehr wagen, die von Eisbrechern geschleppten Flöße zu zerschmettern, deren Stämme später die Komsomolzen von Listwjanka in Freiwilligenarbeit am Baikalufer herausfischen müssen.

Die Lenker der Flüsse

Zunächst fängt man Flüsse auf der Karte ein, damit aus der zaghaft gepunkteten eine klare Linie wird.

Auf den Goldfeldern längs des Aldan gibt es den Posten des „Stampfers“. Der Stampfer bekommt 800 Rubel im Monat, arbeitet aber nur drei Wochen im Jahr: Wenn der erste Schnee die vereiste sumpfige Taiga bedeckt, stampft der Stampfer direkte Wege von Goldfeld zu Goldfeld, gefolgt von Rentieren und Pferden, die allerlei Lasten auf Kufen hinter sich her ziehen. Der Stampfer läuft ohne Kompass, einzig ausgestattet mit der Erfahrung des Alteingesessenen und dem Spürsinn eines Prospektors. Prospektor – so heißt diese Sorte Kundschafter korrekt. Das Wort „Prospektor“ sollte in den Köpfen der Leninpioniere, die Mayne Reid* gelesen haben, das Wort „Pfadfinder“ ersetzen.

Auch für Flüsse gibt es Stampfer, die einen Fluss zum ersten Mal abgehen. Genauer gesagt, keine Stampfer, sondern Drifter.

Einen lernte ich mal in Irkutsk kennen: Genosse Grizenko, der beim Angarstroi arbeitet. Einer, der es fertigbrachte, im Dezember bei bis zu zehn Windstärken den Dschugdschur zu überqueren, wie die Tungusen das Stanowoigebirge nennen, um zum Ochotskischen Meer zu gelangen.

Ich hatte einen Menschen erwartet, für den es normal ist, sich im Rauschen der Stromschnellen oder beim Heulen von Stürmen verständlich zu machen, und der darum schreit, wenn er bei mir im Zimmer sitzt, aber wie sich herausstellte, sprach er ganz leise und verlegen.

Er sprach von Flüssen, als seien es Lebewesen. So wie Stallknechte von Pferden sprechen.

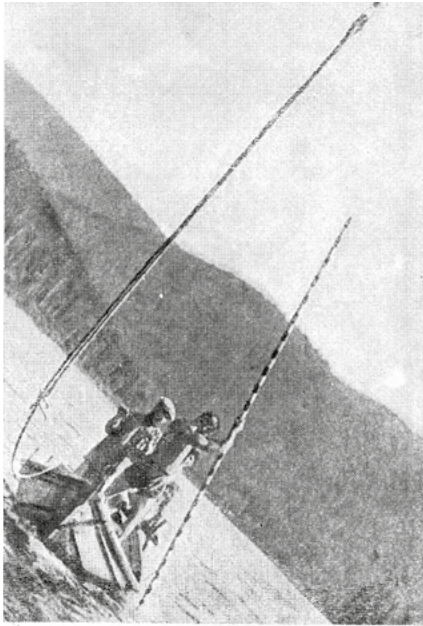
„Ich brauche nur eine Untiefe abzufahren, um zu wissen, wie die anderen sein werden, wo man das Boot im Fahrwasser halten muss und wo man ein paar Sandbänke mitnehmen kann.“

Er liest den Fluss wie ein Buch, die Stromschnellen sind für ihn wie in einer logischen Reihenfolge aufeinander abgestimmt.

„Jeder Fluss ist einmalig“, sagt er, „nicht nur im Vergleich mit anderen Flüssen. Ein und derselbe Fluss ist zu verschiedenen Jahreszeiten mit sich selbst nicht zu vergleichen.“

Flüsse verändern ihr Bett. Sie spülen Furte bei Stromschnellen hinweg. Ihre Fahrwasser wiegen sich im Flussverlauf von Ufer zu Ufer. Ein Fluss lässt sich nicht bürokratisch, nicht schrittweise erfassen – so und so viele Kilometer pro Sommer und den Rest im nächsten Jahr.

Ein Fluss muss als Ganzes betrachtet werden, in einer Saison. So hat auch Genosse Molodych, der Begründer der Einjahresanalysen und Lehrer von Grizenko, die Kolyma untersucht. Ostsibirische Flüsse sind besonders launisch. Denn es sind Gebirgsflüsse. Eben noch ist ein Huhn quer



Hydrometrische Arbeiten



Beim Abendessen am hydrometrischen Posten

durch den Fluss spaziert, und am nächsten Tag werden an derselben Stelle Lärchenstämme zu Bast zermahlen, Pausoks*, solide wie Blockhütten, laufen auf Fels und brechen entzwei. Die Oljokma fließt im Winter mit 480 Kubikmeter Wasser pro Sekunde unter dem Eis, aber mit 16.000 Kubikmetern während der Hochwasser im Sommer. Der Dnepr ist sogar noch launischer, sein Maximum liegt 100 Mal höher als sein Minimum: 250 zu 25.000 Kubikmetern.

Man lauscht der leisen Rede von Grizenko mit Respekt. Dieser Mann kann Dinge, die wir nicht können. Er war bei Temperaturen unterwegs, wo die Spucke noch im Flug gefriert und als Eisklumpchen in den Schnee fällt und die Wörter raschelnd den Mund verlassen, als rieben sich die gefrierenden Dampftropfchen aneinander. Hunden müssen bei solchen Temperaturen „Kamassiki“ über die Pfoten gezogen werden – das sind die Lederhäute von den Elchbeinen, die man den Hunden wie Söckchen über die Pfoten streift. Sonst fetzen sie sich das Eis mitsamt dem Fell von den Tritflächen ab. Dann bluten die Pfoten, gefrieren und die Hunde sterben.

Auch da, wo der eisigste aller Winde weht – der Südwind, von Werchojansk, dem Kältepol, herkommend – ist er gewesen. Einmal oberhalb des Ochotskischen Meeres war ihm morgens im Zelt der Kopf am Kissen festgefroren.

Grizenko hatte destilliertes Wasser in einem Fläschchen dabei, um anhand des Siedepunktes die Höhe überm Meeresspiegel zu bestimmen. Er trug das Fläschchen unter seinem Hemd direkt am Körper. Im Dshugdshur-Gebirge holte er das Fläschchen hervor und konnte das Wasser nicht herausschütten – es war gefroren.

Maja, Aldan, Oljokma, Tipton, Utschur, Kitoi – das ist die ‚Gipfelliste‘ dieses Flussreisenden.

Der Prospektor, rastlos und schnell, in jeder Sekunde bereit, eine neue, unvergleichliche Laune dieses Flusses zu

erahnen, hat zügig seine Tausende Kilometer zurückgelegt und die Flusskarte wie einen Staffelstab an die Nächsten weitergereicht. Der Fluss kommt nun in die Hände von „Sitzern“, den Buchhaltern der Flüsse.

Das sind Menschen mit dem Temperament eines Bahnsteigschaffners. Ihr Weg führt nicht flussabwärts wie jener des Prospektors, sondern quer. Sie wählen eine Messstelle, hängen Stahlseile quer über den Fluss, messen Meter für Meter das Profil des Flussgrunds aus; täglich zu festgelegter Stunde messen sie Pegel und Fließgeschwindigkeit, um eine Abflusskurve zu erstellen.

Den „Sitzern“ schlägt die Stunde der Tapferkeit und größter Selbstaufopferung zu Zeiten des Hochwassers, wenn die Spitzenpegel zu messen sind.

Die Julisonne schmelzt die Gletscher ab, die Flüsse fangen das Schmelzwasser auf. Dazu kommen Wolkenbrüche am Scheidegebirge. Der Fluss schwillt an, reißt Boote mit sich und schwemmt Dörfer davon. Kein Seil kann die zur Flussmitte strebenden Boote halten. Kutschen können es noch so eilig haben; ohnmächtig bleiben sie vor den Fähren stehen. Doch genau jetzt müssen die Hydrotechniker den höchsten Pegel festhalten. Gepeitscht von Wellen und Wirbeln, queren sie den Fluss an ihrem Messpunkt; ein Weg, der einen das Leben kosten kann. Sie müssen nur den Peilstab in den Strudel stecken und ein Flügelrad hineinwerfen, das alle 25 Umdrehungen mit einem Signal die Strömungsgeschwindigkeit anzeigt. Aber dabei werden die Leute aus den Booten herausgeschleudert. Nach Luft ringend, kämpfen sie sich zurück ans Ufer, werden gegen die Steine geschleudert – schütteln sich kurz und werfen sich wieder ins Wasser, auf der Jagd nach dem höchsten Messpunkt. Am Ende frohlocken sie, empfinden die professionelle Freude eines gewissenhaften Arbeiters, dem es gelungen ist, den Scheitel zu messen, während der Posten

an einem anderen Fluss sein Hochwasser einfach verschlafen hat.

Ich besuchte einen hydrometrischen Posten in der Nähe des Dorfes Bystraja am Irkut. Südwärts, stromauf, weitet sich die Schlucht des Irkut zum großartigen Tunkabecken, wo das burjatische Mineralbad Arschan gelegen ist, und zieht sich hinauf zu den mächtigen Tunka-Alpen. Stromabwärts passiert er die steilen Wangen des Syrkun, um bald darauf seine berühmte Schleife zu ziehen: Nach 70 Kilometern dreht er einfach um und fließt in einem Abstand von drei Kilometern neben sich her.

Auf der Wiese zwischen der Banja, der Scheune und dem Haupthaus wächst eine hohe, buschige Fichte. Aber das Wasser wird sie zweimal bedecken, sobald hier am Irkut die Staumauern des Kleinen Angarstroi hochgezogen sein werden.

Neben den Ingenieuren arbeiten auf der Station noch zwei Freiwillige aus dem Kolchos im Nachbardorf Bystraja, die Genossen Radajew und Aslamow. Am 1. Mai haben sie sich zu Stoßarbeitern* erklärt und für ein Jahr zum Dienst auf der Station verpflichtet – für ortsibirische Verhältnisse ein Geschenk von unschätzbarem Wert. Hier zählen die geologischen Erkundungstrupps manchmal schon Leute, die länger als zwei Wochen durchhalten, zu Stoßarbeitern und belohnen sie mit Konserven.

Als der Irkut im Juli answoll, das Wasser sich der Schwelle des Hauses näherte, der Heuboden unter Wasser stand und man des Nachts doch vor der Aufgabe stand, den tobenden Fluss zu bezwingen, schreckten die Kolchosarbeiter zurück und weigerten sich, dem Tod ins Auge zu sehen.

Und das nicht ohne Grund. Die Angara, berühmt für ihre Geschwindigkeit, rast mit zwei Metern pro Sekunde dahin. Aber der Irkut in diesem Zustand erreicht sogar

fünf Meter pro Sekunde, das grenzt an die Geschwindigkeit einer Stromschnelle.

Baumstämme schwimmen mit 18 km/h und rammen alles, was ihnen in den Weg kommt. Die Strudel sind bis zu zwei Meter tief.

Um dahinein seinen Schwimmer zu versenken, muss man das Boot 300 Meter über die Messstation bringen. Doch in Nullkommanichts ist das Boot genauso weit unterhalb des Messseils. Dann muss man es wieder eine Viertelstunde am Strick nach oben schleppen. Und es müssen mindestens zehn Schwimmer ins Wasser.

Die Leine eines Bootes war am Stahlseil eingehakt, der Leiter der Station Tscherepnow schwamm allein darin los. Das Seil riss und der Hydrologe konnte sich gerade noch retten. Das Boot zerschellte. Die Arbeiter verfluchten das Hochwasser, während sie den Techniker an Land zogen.

Nach diesem Vorfall rief eine Mitarbeiterin die beiden ins Büro. Auf den Zeichentischen lagen karierte Blätter. Über den gebrochenen Linien des Flussgrundes wölbten sich die Bögen der Strömungsgeschwindigkeit. Steil wie eine Raketenbahn in die Zukunft schoss die Abflusskurve in die Höhe. Draußen tobte der Irkut, während drinnen die Hydrologin Tarassewitsch, deren einzige Sorge es war, dass der Hochwasserscheitel nicht ungemessen blieb, seelenruhig den Kolchosarbeitern erklärte, was Koordinaten sind, warum der Angarstroi eine gute Kurve braucht und die UdSSR einen guten Angarstroi. Die Kolchosarbeiter aus Bystraja, jenem Dorf, das in wenigen Jahren geflutet werden würde, waren Männer ohne Bildung und sahen sich das Diagramm aufmerksam an.

Ich weiß nicht, ob ihnen gesagt wurde, dass eine Tal Sperre für einen bestimmten Druck ausgelegt ist und dass, wenn mehr Wasser als vorgesehen gegen die Mauer drückt, diese nachgeben könnte und dann Millionen Rubel den

Bach runtergehen. Aber die Stoßarbeiter begriffen schnell, dass die Werte abgelesen werden mussten, solange der Fluss wütete. Die Männer aus Bystraja führten das Boot zu Wasser, und kurze Zeit später war der Maximalwert aufgezeichnet, was etliche andere hydrologische Stationen nicht zuwege brachten.

An dem Stahlseil über dem Fluss hängen weiße Stoffetzen. Am Ufer steht eine Messlatte. Ein Stück hinter ihr verläuft eine Linie aus Pflöcken im Gras, schaut man von einem Pflöck Richtung Fluss, wird ein bestimmter Stoffetzen von der Messlatte verdeckt. Die Entfernung zwischen den Pflöcken am Ufer entspricht den Abständen zwischen den Fähnchen am Seil. Das ist notwendig, um zu bestimmen, welchen Bereich des Flussbettes ein Schwimmer bei der Messung durchläuft. Die Schwimmer sind Scheiben aus Fichtenholz mit einem kleinen Mast und einem Papierfähnchen, damit man sie besser sieht. Sie werden oberhalb der Messstation von Booten ausgeworfen. An den Ufern befinden sich, einander gegenüber, zwei Paar Messmarken. Von einer zur anderen sind es 20 Meter. Die Stoppuhr in der Hand misst ein Wachposten die Zeit, sobald der Schwimmer die erste Marke passiert, und rennt zur nächsten, um die Zeit zu stoppen, wenn der Schwimmer die Ziellinie erreicht. Zur selben Zeit steht ein weiterer Wachposten auf der Pflöcklinie und schaut, zwischen welchen zwei Fähnchen der Schwimmer hindurchschwimmt, denn in verschiedenen Längszonen des Flusses ist auch die Strömung unterschiedlich. Näher am Ufer ist sie ruhiger, in den „Knoten“, den Stillwassern sogar rückläufig, und zur Mitte hin schneller. An den tiefen Stellen langsamer und über steinigem Grund schneller.

Die Kolchosarbeiter von der Station erzählten mir, die Sommerarbeit sei ein Klacks, gemessen an der Arbeit im Winter, wenn man mit einem Pickel Löcher ins Eis hauen

muss, um ans Wasser zu gelangen und seine Tiefe und Geschwindigkeit zu messen. Mit großer Zuneigung und Respekt sprachen sie von der Arbeit des Stationsleiters, der in einem tragbaren Furnierhäuschen auf dem Eis ihre Messergebnisse notiert und dabei buchstäblich den ganzen Tag auf dem Eis verbringt, obwohl er bei -30° bis -40° Grad Celsius und dem eisigen Zugwind in der Klamm des Irkut kaum noch den Stift in seinen durchgefrorenen Fingern spürt.

Ärgerlich war es, die Beschwerde der Arbeiter zu hören, dass sie sich nach ihrem Beschluss, der Stoßarbeiterbewegung beizutreten, doch ein bisschen vernachlässigt fühlten und unzureichend gefördert. Dabei sollte man solche Arbeiter doch zu würdigen wissen, sie zu Technikern ausbilden, man sollte ihren Willen zur außerplanmäßigen Stoßarbeit durch den sozialistischen Wettbewerb mit den Arbeitern anderer Stationen befeuern. Man sollte ihnen nicht nur den technischen Zweck der durchzuführenden Arbeit erklären, sondern auch stündlich die politische Bedeutung dieses Tuns aufschlüsseln, damit der Zusammenhang offenbar wird, was eine hydrometrische Station am Irkut, mitten in der Taiga, mit dem Fünfjahrplan zu tun hat, mit der Liquidierung der Kulaken, mit Ostsibirien, das sich durch den Willen der Proletarier in das neue Amerika verwandelt, und mit Amerika, das durch die Raubgier der Kapitalisten zum alten Sibirien der Fron und Ketten wird.

Man könnte meinen, das alles sei auch so klar. Aber als ich die technische Intelligenzija darauf ansprach, wo der sozialistische Wettbewerb sei, sagte man mir, wie geradezu verblüfft über die Taktlosigkeit meiner Frage:

„Für den sozialistischen Wettbewerb ist die Gewerkschaft zuständig und nicht das technische Personal einer Station.“

Und ein hochrangiger Angarstroi-Funktionär aus Irkutsk, ein Kommunist, pflichtete ihnen bei:

„Solange die technische Leitung der Stationen nicht in der Hand von Kommunisten und Komsomolzen ist, werden sich Stoßarbeiterbewegung und sozialistischer Wettbewerb nicht grundlegend ändern.“

Danach gab es auf der Station eine Versammlung, bei der der Ingenieur Malyschew von den Plänen des Angarstroi erzählte und davon, dass das Dorf Bystraja geflutet werden müsse. Er sprach mit Vorsicht davon, denn hier und da wurden in den Dörfern bereits gereizte Stimmen des Widerstandes laut, die an das Gezeter von Kitschkas* erinnerten, mit dem man sich anfangs dem Dnjeprostroi-Projekt widersetzt hatte.

Doch Radajew und Aslamow, eben jene Stoßarbeiter, die während des Hochwassers die Messkurve gerettet und im Winter die Eislöcher geschlagen hatten, reagierten gefasst:

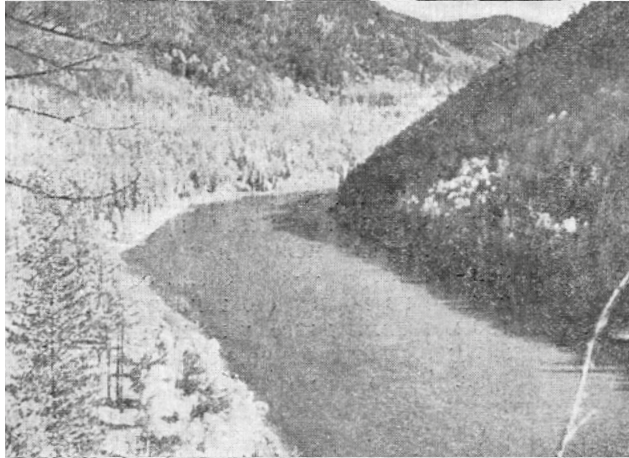
„Dass Bystraja geflutet wird, wissen wir. Aber was soll's? Getreide gedeiht hier schlecht, die Dorfbewohner kommen von überall und leben wie die Vögel von der Taiga; kommt ein Eichhörnchen, schießen sie es; sonst sammeln sie Nüsse im Zedernwald. In all der Zeit als Bauern hatten wir nie eigenes Brot. Soll Bystraja doch geflutet werden, die 30, 40 Hütten, das macht uns nichts aus.“

Und dieses „uns“ aus den Mündern dreier Kolchosarbeiter, die als Aktivisten zu den Angarstroi-Vorarbeiten gekommen waren, hatte den bäuerlichen Horizont, der an den Grenzen seines Dorfes endete, hinter sich gelassen, dieses „uns“ war bereits ein proletarisch wirtschaftendes, das für die Interessen seiner Region und seines Staates, der Sowjetunion, entsteht.

Der Flussreisende war schon weitergezogen auf der Jagd nach neuen gepunkteten Flüssen.



Prof. Wadim
Malyschew



Anfang der
Irkutschleife



Wildwasserabschnitt
eines ostsibirischen
Flusses: Ein Expe-
ditionsboot wird am
Seil zu Wasser ge-
lassen.

Die Fluss-Buchhalter hatten ihre Skizzen und Diagramme fertiggezeichnet. Nun wanderten die Flüsse anderen Menschen in die Hände. Diese sitzen nicht auf Hundeschlitten, sondern auf Stühlen, und halten keinen Bremshebel, sondern Stift und Zirkel in der Hand. Es sind die Flussbändiger – Ingenieure, die Kraftwerke projektieren. Auf der Karte packen sie den Fluss bei der Kehle; der Fluss läuft blau an und weitet sich zu einem großen Tintenklecks. An den Tintenklecks schreiben sie „Obere Staustufe“ und streichen die Namen der Dörfer, die vom Klecks verdeckt werden, aus.

In den Punkt, wo man den Fluss an der Gurgel packt, wird die Nadel eingestochen und mit einem Zirkelschlag werden die Grenzen künftiger elektroenergetischer Versorgungskapazitäten markiert.

Aber so leicht ergibt sich kein Fluss dem Bleistift, dem Zirkel und dem Ingenieurshirn. Er weiß sich zu wehren. Da sind zum Beispiel die höhnischen Flecken auf der geologischen Karte, die besagen, dass es am vorgesehenen Ort des Staubeckens keinen Granit oder Kalkstein gibt, auf den sich die Mauersohle stützen könnte. Oder die Wasserscheidelinie hat einen unschönen Knick, der Niedrigwert einer übersehenen Klamm zieht einen Auswuchs des Kleckses in die Länge, hier könnte der Fluss ausweichen und sich ein neues Bett suchen. Oder da ist das durch „Tautstellen“ so arg verpickelte Dauerfrostmassiv, bei denen man sich fragt: Wird das gestaute Wasser dort womöglich durchsickern und auf unterirdischen Wegen entwischen? Und wird das Grundeis im Winter nicht den steten Fluss in den Kanälen, die das Wasser zu den Turbineneinläufen befördern, stören?

Hört man den Begriff „Angarstroi“, malt sich die Fantasie den Beton der gigantischen Staumauern vom Großen Angarstroi an den Bratsker Stromschnellen aus und das

Summen der Rotoren des Kleinen Angarstroi bei Irkutsk.

Aber nein, warten Sie. Bisher ist der Angarstroi noch eine Schlacht von Varianten.

Zwischen Irkutsk und dem Baikalsee stehen drei Standorte für den Staudamm zur Wahl. Sieben Arten von Wasserkraftwerken lassen sich zu drei Kombinationen variieren, von denen jede zwischen 100 und 170 Millionen kosten würde. Dazu drei an der Angara oberhalb der Bratsker Stromschnellen. Aber bisher existieren diese Wasserkraftwerke mit ihren Talsperren nur auf dem Papier. Wie Trugbilder schweben sie über dem Fluss. Traktoren aus den Kolchosen ziehen fleißig ihre Pflüge über den Beckenboden, noch schnellen Vögel statt Fische durch die Tiefen der Seen. Ein Angler sitzt im Betonmassiv der geplanten Staumauer und wedelt mit seiner Angelrute.

Den letzten Bauabschnitt des Angarstroi bilden die Kraftwerke an den Stromschnellen, die die Angara unterhalb von Bratsk in Form gewaltiger Trappbänke schneiden. Diese Anlagen gehören zum dritten Fünfjahrplan. Eine 90 Meter hohe Staumauer wird mit ihrem Becken die Stromschnellen Pjany*, Pochmelny und Padunski schlucken (die Lotsen der Lastschiffe mussten sich an diesen Stellen seit jeher kräftig Mut antrinken).

Diese Sperre wird die Angara über 500 Kilometer Länge bis nach Tscherechow zurückhalten. Die gesamte Senke mit Städten wie Balagansk oder Bratsk wird unter Wasser liegen. Aggregate mit bis zu 180.000 PS, wie es sie heute noch nicht gibt, werden hier stehen. Bisher existieren sie nur in der konstruktiven Vorstellungskraft der Ingenieure. Das Kraftwerk wird zweieinhalb Millionen Kilowatt Strom erzeugen. Es wird eine halbe Milliarde Rubel kosten und über einen Kilometer lang sein, damit im Frühling problemlos Eisfelder von einem Kilometer Breite über seine Dammkrone gleiten können.

Ein Stück weiter unten, am Ende des Abschnitts, wird es eine weitere, zwei Kilometer lange und 78 Meter hohe Sperre, ähnlich teuer und ähnlich leistungsstark, geben, die die Stromschnellen Schamanski und Dolgi überstaut. Weiter flussabwärts noch zwei weitere. Und zum Abschluss, schon am Jenissei, an der Stromschnelle von Burmakino, wird ein gigantisches Kraftwerk mit einer Leistung von 2 600.000 Kilowatt entstehen, an dem Jenissei und Angara zugleich aufgestaut werden.

Das ist der Große Angarstroi.

Die Talsperren sollen im dritten Fünfjahrplan zu Stein werden, aber ihr Platz muss heute schon feststehen, denn die Eisenbahn braucht, um die Lena an die Sibirische Hauptstrecke anzubinden, schon heute genaue Vorgaben, wo die Brücke entstehen und wie hoch sie sein soll. Möglicherweise wird die richtige Lösung sein, die Brücke über die Staumauer verlaufen zu lassen.

Allein an den großen Stromschnellen werden im dritten Fünfjahrplan fünf Millionen Kilowatt günstiger Strom zur Verfügung stehen, der pro Kilowattstunde nur ein Viertel oder ein Drittel einer Kopeke kosten wird.

Gegenüber Tscherechow soll 1933/34 mit dem Bau eines Kraftwerks begonnen werden, das eine Stauhöhe von 37 Metern erreichen soll, also genau bis nach Irkutsk. Diese Station wird gebraucht, um dem Wärmekraftwerk des Kombinats in Tscherechow zu Hilfe zu kommen, wo Erdöl aus der dortigen Kohle gewonnen* und Holz aus dem Sajangebirge rings um den Baikalsee verarbeitet werden soll.

Die Leistung des Kraftwerks: 600.000 Kilowatt. Das ist fast so viel wie am Dneprostroi. Kostenpunkt: 250–300 Millionen. Oberhalb von Irkutsk könnte man ein Gewässer auf das Niveau des Baikalsees aufstauen, das wären 28 Meter. Die Leistung dieses Kraftwerks läge etwas unter

dem zuvor genannten, da die beiden Zuflüsse, Kitoi und Belaja, keine vergleichbare Leistung erbringen.

Und schließlich zum ersten Bauabschnitt von Angarstroi: dem Kraftwerk von Irkutsk. Hier gibt es vielerlei Varianten, die alle auf zwei Entwürfe hinauslaufen.

Bei beiden wird ein Ausgleichsreservoir im Tunka-becken angelegt.

Am Irkut gilt es, 250 Meter Wassersäule zu nutzen. Der Irkut zieht in etwa 20 Kilometer Entfernung vom Baikalsee eine Schleife in Form eines leicht zusammengedrückten „S“. Das erste Schema sieht vor, die Bergmassive auf Höhe der Schleife zu durchbohren und den Fluss in die entstandenen Tunnel zu leiten; zwischen den beiden Tunneln wird er in einem gigantischen Rohr über sein eigenes Flussbett hinweggeleitet. Daraus ergibt sich eine Fallhöhe von 120 Metern bei Austritt aus dem unteren Tunnel. Dahinter ließe sich, auf nurmehr schwach abschüssigem Gelände, eine weitere Staumauer mit 95 Metern Fallhöhe errichten. Damit hätte man zwei Kraftwerke, die Gefälle von 120 und von 95, insgesamt also 215 Metern nutzen können.

Bei einer Variante dieses Entwurfes wird der doppelte Tunnel durch einen einfachen ersetzt, dafür aber die untere Staumauer auf 140 Meter erhöht.

Bei diesem Entwurf bleibt der Irkut als solcher bestehen und mündet nach wie vor hinter Irkutsk in die Angara.

Beim zweiten Entwurf wird der Irkut umgeleitet. Man hebt ihn mit einer Talsperre auf das Niveau der Wasserscheide vom Baikalsee, führt ihn über einen 20 Kilometer langen Betonkanal, der durch die Flusstäler von Iltscha und Kultutschnaja verläuft, und lässt ihn dann aus einer Höhe von 212 Metern in den Baikalsee stürzen. Die Kosten des Tunnelentwurfs liegen bei 170 Millionen, die des Kanalentwurfs im günstigsten Fall bei 106 Millionen.

Beim Entwurf mit den Tunneln ist der Sprung des Flusses über sein eigenes Bett technologisch kompliziert. Die 140 Meter hohe Talsperre ist auch nicht ohne.

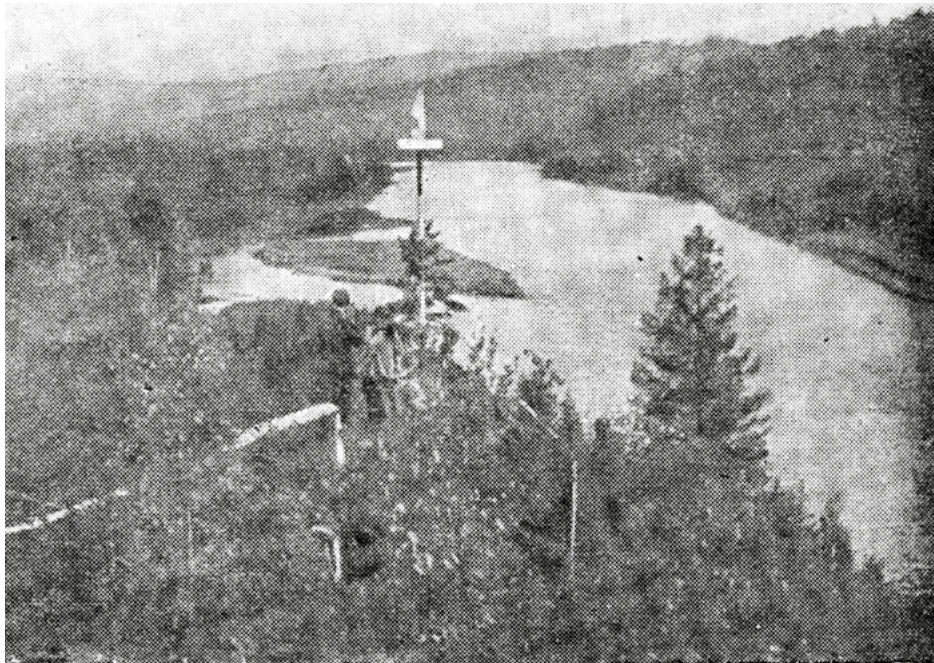
Aber der 20 Meter lange Kanal ist schwierig. Vor allem: Wie will man verhindern, dass der Kanal bei den hiesigen Frösten komplett einfriert? Wird der darunter liegende Permafrost ihn nicht aufwölben oder brechen? Wird sich nicht, wie bei allen Flüssen dieser Gegend, Grundeis in ihm bilden, das sich zu immer größeren Beulen auswächst und Fische und Steine an die Oberfläche drängt?

Das größte Übel ist, dass weder Grundeis noch Permafrost sonderlich gut erforscht sind.

Es gibt die Theorie, dass sich das Grundeis bei jähher Abkühlung des Wassers dort bildet, wo der Grund sehr uneben ist und schnelle Strömung die Wärme abträgt, die bei der Eisbildung entsteht. Sobald der Fluss an der Oberfläche zufriert, gebe es kein Grundeis mehr. Wenn das stimmt, ließen sich die Eisschwielen auf dem Beton vermeiden, indem man den Grund ordentlich glättet und den Wasserfluss etwas verlangsamt.

Ein Angarstroi-Ingenieur, der sich über diesen Kanal den Kopf zerbricht, erzählt mir eine Anekdote, die vom Kampf gegen die Vereisung der Kanäle in Bodaibo handelt.

In Bodaibo, wo die Engländer Kraftwerke bauten, wurde ein Kanal angelegt. Im Winter wurde er von Grundeis verstopft. Da stellten die Engländer am ganzen Kanalufer – zum Glück war es nicht sehr lang – Öfen auf, führten Ofenrohre durch das Wasser und heizten den Kanal wie einen Samowar. Den ganzen angrenzenden Wald haben sie verheizt, am Ende mussten sie ihren Kanal im Winter immer mit einer Schicht aus Brettern, Zweigen und Schnee ver mummen. Dabei war das ein mickriger Kanal; unserer hätte 20 Kilometer und will man ihn bauen, sollte man wohl von vornherein alle Tücken der Natur berücksichtigen.



Der erste Messpunkt von Angarstroi am Fluss Irkut

Die Ingenieure werden mit dem Frost zu kämpfen haben. Und auch die Rechen am Einlauf der Turbine werden ihnen Unannehmlichkeiten machen.

An einem mittelasiatischen Kraftwerk sind in einem unerwartet kalten Winter die Rechen völlig vereist, es gab keinen Strom mehr, also musste das Kraftwerk in der Stadt Primuskocher kaufen und die Rechen wie mit Lötlampe auftauen.

Wie sich die Umgehungskanäle und die Rechen an den Einläufen bei uns verhalten werden, gilt es anhand der Erfahrungen anderer Kraftwerke im äußersten Norden von Kanada, Alaska, Schweden und Norwegen abzusehen.

Die zwei Varianten für das Kraftwerk von Irkutsk, sozusagen die Stromberegnungsanlage für das Irkutsker Industriegebiet, stehen einander wie zwei Ringkämpfer gegenüber.

Die Untersuchungen von 1931 haben zu einigen neuen Erkenntnissen geführt. So hat sich herausgestellt, dass die zweite Staumauer (für das Ausgleichsbecken) entbehrlich ist, wodurch sich etwa 35 Millionen einsparen ließen. Außerdem zeigten sie bei der Tunnel-Variante die Möglichkeit auf, sich auf eine Talsperre im Unterlauf des Irkut zu beschränken, die 140 Meter müssten allerdings sein. Ist der Kampf der Varianten endlich ausgefochten, tritt der Ingenieur, Zuschneider der Flüsse, beiseite. Das Umherflattern der Staumauern von Becken zu Becken, Wehr zu Wehr hört auf. Nun schreitet unter dem Donner der Sprengungen, dem Schnaufen der Maschinen, dem Rumpeln der Fahrzeuge und dem Keuchen der Arbeiter der Lenker der Flüsse zur Tat, der den Fluss auf die Hinterbeine stellt, um ihn dann als gezähmten elektrischen Strom von Betonhöhen mitten in die sozialistische Arbeit hineinzuwurfen.

Beim Kongress der Jungen Freunde des Awtodor unterhielt ich mich mit Wera Butorina, einer zwölfjährigen Delegierten aus Baschkirien.

Auf meine skeptische Nachfrage, ob es sich denn lohne, Ufa zu besuchen, wo es doch gar keine herausragenden Fabriken gebe, empörte sich das Mädchen und sagte feierlich:

„Aber natürlich! Wir haben eine großartige Fabrik! Sie steht am Ufer der Belaja, produziert Autos und beschäftigt 20.000 Mitarbeiter.“

„Na, wenn das so ist, komme ich diesen Sommer.“

Da fügte sie ruhig hinzu:

„Kommen Sie etwas später. Der Bau der Fabrik beginnt erst nächstes Jahr.“

Ich führe dieses Beispiel nicht an, um mich darüber lustig zu machen, ganz im Gegenteil, aus Bewunderung für dieses neue Gefühl der „geplanten Realität“, das es nirgendwo auf der Welt gibt, außer bei uns, und das mir die junge Baschkirin eröffnet hat.

Haben wir einmal beschlossen, dass es eine Fabrik geben soll, dann gibt es sie schon.

„Die Wirklichkeit unseres Programms sind wir selbst“, diese Stalinsche Formel ist bei der Pionierin aus Baschkirien wie bei Millionen anderen Pionieren des Kommunismus, ob klein oder groß, zum sozialen Instinkt geworden. Sie sprechen im Futur und Imperativ, ohne sich von der Gegenwart zu lösen, sie nehmen ihren Traum als Wirklichkeit wahr, ohne zu Schlafwandlern zu werden.

Das Gespräch mit der jungen Baschkirin ging mir auch nicht aus dem Kopf, als ich Mitte April im Rahmen einer Gosplan-Konferenz*, die sich dem Gebiet zwischen Angara und Jenissei widmete, mit 20 bis 30 Leuten eine fünftägige Reise durch das Land A-J unternahm.

Das Land A-J liegt in Raum und Zeit gleich hinter dem Land UKK.* Sein Name besteht aus den Initialen seiner zwei treibenden Kräfte: der Angara und des Jenissei.

Es gibt eine wunderbare Folgerichtigkeit im Vormarsch des Sozialismus. Er begann mit dem Großen Oktober in den alten, erschlossenen Industriegebieten von Leningrad, Moskau, Tula und Charkow. Hier hatten jene Menschen ihre Basis, die sich aufmachten, den Sozialismus zu erschaffen. Zweiter und dritter Schritt waren der Ural, der größte Erzspeicher der Sowjetunion, und der Kusbass, die erste Kohlebasis der Sowjetunion.

Der vierte Schritt will das Land A-J sein, der weltweit größte, unberührte Vorrat an Wasserkraft, der günstigsten aller Energieformen.

Von den 65 Millionen Kilowatt Strom aus allen Flüssen der Sowjetunion kosten 22 Millionen weniger als eine Kopeke. Und von diesen 22 Millionen stammen 18 aus dem Land A-J.

Erstmals hatten 1924 die beiden Gosplan-Professoren Malyschew und Kolossowski* die Idee vom Angarstroi aufgebracht, später wurde sie von Professor Alexandrow*, dem Urheber des Dneprostroy, weiterentwickelt.

Damals war das Land A-J noch ein konturloser, unerschlossener Fleck auf der Weltkugel, vom Umfang her dreimal so groß wie England, Deutschland und Frankreich zusammen, aber nur mit drei Millionen Einwohnern – gerade mal so viele wie in Moskau.

Die erste Maßnahme, die half, das zukünftige Land auf dem Globus zu verzeichnen, war die Abgrenzung der Ostsibirischen Region zu einer eigenen administrativen Einheit.

Die zweite war die Gründung einer für die Angara zuständigen Abteilung im Gosplan.

1930 schlug man den ersten Vermessungspunkt für den Angarstroi in den Ufergrund des Irkut und lenkte das

Augenmerk der Wissenschaft auf die tosenden Wasser, deren Arbeit bis dahin nur darin bestanden hatte, Steine über den Grund zu wälzen, Ufer auszuwaschen und Baumstämme und Boote an Stromschnellen zu zerschlagen.

Das Land A–J war noch nicht entdeckt, aber es zeichneten sich schon zwei konkurrierende Lager ab: die Angarer und die Jenisseier. Genauer gesagt die Irkutsker und die Krasnojarsker, die um den Vorrang stritten.

„Man muss bei uns anfangen“, forderten die Jenisseier. „Eure Angara ist nur ein Zustrom unseres Jenissei. Unser Gebiet ist besser erschlossen und außerdem grenzen wir ans UKK. Vom Kusbass zu uns her ist es für den Fünfjahrplan nur ein Schritt.“

Und die von der Angara erwiderten:

„Nicht die Angara ist ein Zustrom des Jenissei, sondern der Jenissei ein Zustrom der Angara. Denn dort, wo sie zusammenfließen, bringt sie 65 Prozent des Wassers mit und er nur 35. Die Angara hat ein natürliches Regulierungsbecken, den Baikal, dem sie ihren kontinuierlichen Abfluss verdankt. Er liegt nie unter 1.100 und nie über 5.000 m³/s. Die Summe des Wassers, das ihm 330 Flüsse zuführen, reicht der alte Baikal seiner einzigen Tochter Angara in wohldosierten Portionen weiter. Während der Jenissei bei Hochwasser auf 22.000 Kubikmeter pro Sekunde anschwillt und in niederschlagsarmen Zeiten auf 450 Kubikmeter abfällt. Und jeder weiß doch, dass man ein Wasserkraftwerk nicht nach den oberen, sondern nach den unteren Kennwerten zu bemessen hat. An der Angara gibt es die wichtigsten Waldbestände. Und an ihrem Lauf gibt es Kohlevorkommen, die mit dem Donbass zu vergleichen sind, reich an flüchtigen Bestandteilen und zur Gewinnung von flüssigem Brennstoff geeignet.“

Doch da schaltete sich eine dritte Stimme ein und bemerkte ironisch:

„Flüssige Brennstoffe, schön und gut, aber für die Industrialisierung braucht es Metall. Wo ist euer Schwarzeisen? Wo euer Eisen? Ihr habt vielleicht Kohle, aber wo ist euer Koks? Und vor allem, wo soll der ganze günstige Strom hineinfließen? Wo sind die stromintensiven Produkte – Aluminium, Magnesium?“

Das waren giftige Pfeile für den Angarstroi.

Die alte Geologie kannte die Buntmetallerze von Transbaikalien: Silber, Blei und Zink. Sie kannte Zinn, Glimmer und Gold. Aber Eisen gestand sie der Region nicht zu. Es gab zwar in uralter Zeit Eisenhöfen entlang des Flusses Ilim, aber nur die größten Optimisten, die von allen anderen Geologen ausgelacht wurden, erlaubten sich noch im Frühjahr 1931, die Vorkommen am Ilim – dass sie das überhaupt über die Lippen brachten! – auf 50 Millionen Tonnen gesamt zu veranschlagen.

Vernünftige Leute sprachen von fünf Millionen.

Die alte Geologie ist ein Kind der räuberischen Expansion des russischen zaristischen Kapitals, das nur die Sahnehäubchen dieses Landes wollte: Pelze, Gold und Silber. Deswegen spiegelt sich das Desinteresse an einer wirklichen Industrialisierung dieser Gegend auch in ihren Theorien.

Die neue Geologie, ein Kind der Revolution, sagt:

„Das Eisen fehlt nicht, weil die ostsibirischen Tiefen keines hätten, sondern weil nicht richtig danach gesucht wurde.“

Man erlaubte dem Angarstroi, auf die Suche zu gehen. Geologische Erkundungstrupps verstreuten sich in der Gegend. Im Labor befasste man sich mit Kohleproben. Schemenhafte Umrisszeichnungen künftiger Wasserkraftanlagen begannen sich dort abzuzeichnen, wo jetzt nur wild strömende Wassermassen waren. Bewirtschaftete Flussauen und sumpfige Taigatäler stellten sich darauf ein, unter nie dagewesenen Stauseen zu verschwinden.

Kommissionen schwärmten aus, um die Flächen für zukünftige Fabriken, Werften und Anlegestellen zu vermessen.

Die Lokalverwaltungen begegnete dem Angarstroi zögerlich:

„Die sollen erst mal beweisen, dass sich die Sache rentiert“, sagten die argwöhnischen Regionalfürsten.

Ostsibirien blieb weiterhin Transitland, von der Sibirischen Eisenbahn zerteilt. Während rechts und links, nur ein paar Dutzend Kilometer von den Gleisen entfernt, die ursprüngliche Taiga wucherte, in die kein Forscher je seinen Fuß gesetzt hatte.

Das planerische Denken in der Region klammerte sich weiterhin an die Steinkohle, die Eisenbahn und die bereits erschlossenen Gebiete, es scheute den Angarstroi, der ihre mächtigen Schultern vom Rückgrat der Eisenbahn endlich nach Norden und Süden hätte weiten können: in die Meridiane der Angara und des Jenissei hinein.

Bei den Sitzungen des regionalen Planungskomitees, das die Materialien zur Erstellung des zweiten Fünfjahresplans vorbereitete, waren schon im Herbst 1931 zwei Lager erkennbar: die Wärmekraft- und die Wasserkraftanhänger.

Die Anhänger der Wasserkraft forderten den unverzüglichen Ausbau der Industrie auf Grundlage der Hydroenergie.

Die Wärmekraftanhänger gingen vorsichtiger zur Sache, sie planten zunächst Wärmekraftwerke auf Kohlebasis, mit der Perspektive, die zu versorgenden Kombinate irgendwann auf Wasserkraft umzustellen.

Die Wasserkraftanhänger führten die geringen Energiekosten ins Feld. Aber die Wärmekraftanhänger waren stärker. Ein Wärmekraftwerk ließ sich schneller bauen. Es konnte allmählich erweitert werden. Und weil die Kohle aus Tscherechow nur halb so viel kostete wie die aus Donezk, war der Strom günstig genug.

Im Winter 1932 wurden die Ergebnisse der Erkundungen ausgewertet. Zugleich wurde per Beschluss der XVII. Parteikonferenz angeordnet, das Angarawasser in Turbinen zu leiten, eine ostsibirische Metallurgie ins Leben zu rufen und dazu überzugehen, Flüssigbrennstoffe aus eigener Kohle zu gewinnen.

Hatten die ersten Sitzungen zum Angarstroi noch an ein Ärztekonsilium erinnert, bei dem die Experten über einem Neugeborenen in hoffnungslosem Zustand mitleidig die Köpfe schüttelten, so glich die Gosplan-Konferenz im April 1932 zum Projekt A–J einem Atelier, das munter Schnittmusterbögen fabriziert.

Es ging nicht mehr darum „ob es möglich ist“. Sondern nur noch darum, „wie man es macht“.

Ein riesiger Teil der Erdkugel, von den Zuschneidern auf Karten, Skizzen und Entwürfe gespannt. Zwei Drittel vom Wald der gesamten Sowjetunion, kaum von einer Axt berührt. In diesen Wäldern liegen acht Milliarden Festmeter reifes und überreifes Holz. Gerade mal zehn Prozent vom jährlichen Zuwachs werden geschlagen, der Rest wird morsch oder durch Waldbrände vernichtet.

130 Milliarden Tonnen Kohle liegen neben der Eisenbahnstrecke und weitere 75 Milliarden wurden im Tunguska-Becken sondiert – bisher nur an den äußersten Rändern jenes gigantischen Steinkohle-Kontinents, der den Geologen zufolge doppelt so ergiebig wie der Kusbass sein könnte.

18 Millionen Kilowatt Strom stecken in den Einzugsgebieten des Jenissei und der Angara. Letztes Jahr zur selben Zeit ließ sich das Eisen nur erahnen. Im Raum Sosnowy Baiz waren es 22 Millionen Tonnen und am Ilim gerade mal fünf. Heute liegt der Baiz bei 170 Millionen Tonnen Quarziten, vergleichbar denen im Eisenerzbecken von Kriwoi Rog. Hochprozentige Hämatite wurden erschürft. Und der Ilim verspricht 230 Millionen Tonnen

hochwertige Magnetite. Zusammen mit den Vorkommen im Balbagara-Gebirge nördlich von Werchneudinsk* bilden sie ein Dreieck aus Lagerstätten mit Irkutsk in der Mitte und einer Gesamtkapazität von etwa 550 Millionen Tonnen. Den Eisenkamm an der Grenze zur Mandschurei noch gar nicht eingerechnet.

Aber es wurde nicht nur Eisen gefunden, aus der Kohle von Tscherechowow konnte Koks gewonnen werden. Auf der Insel Olchon im Baikalsee wurde Mangan entdeckt. Also wird man Hochöfen aufstellen und mit dem Koks Roheisen aus dem Magnetit von der Ilim gewinnen können. Und aus dem Quarzit vom Baiz lässt sich Siliziumstahl machen, der sich beim Brückenbau einsetzen lässt und das Gewicht einer Brücke um 35 Prozent reduziert. Statt des herkömmlichen brüchigen Stahls Nr.36 kann man Schienen aus Manganstahl Nr.48 walzen, der von der Belastung durch die Eisenbahnräder nur noch besser und härter wird. Und man kann mit der Holzkohle aus den bislang unberührten Wäldern rund um Baikalsee, Onot und Kitoi hochwertiges Roheisen in Elektrohochöfen mit günstigem Angarastrom schmelzen.

Dieses „Man kann“ konnte Genosse Lauer*, Vorstandsmitglied des Gosplan und ‚Chef-Zuschneider‘ im Bereich Metall, nur bestätigen.

Letztes Jahr brauchte man in Zusammenhang mit der Energiegewinnung aus Angara-Jenissei nur eine Zahl in Milliardenhöhe zu nennen, um sofort die gereizte Antwort zu bekommen:

„Und wohin mit dieser Menge? Was sollen wir in der menschenleeren Taiga damit?“

Aber dieses Jahr rutscht dem ein oder anderen bei den Sektionssitzungen schon ein gieriges „Her damit!“ heraus.

Die Chemie-Sektion will ein „Baku am Baikalsee“. Aus der Kohle um Kansk und Irkutsk ließen sich sieben Milliarden

Tonnen Öl gewinnen. Zwar ist der Anteil flüchtiger Kohlenwasserstoffe in Sapropelkohle besonders hoch, aber bislang ist ihr noch nicht so leicht beizukommen. Die Erkundungen haben keine positiven Ergebnisse gebracht. Ein junger Chemiker, der die neuesten Errungenschaften der Kohlechemie referierte, stellt sich zehn Millionen Tonnen Flüssigbrennstoff im Jahr vor, wofür man jedoch sage und schreibe fast die komplette Jahresenergie der Angara benötigte. Das wäre, als würde ein Schneider aus einem Stück Stoff, das für einen Anzug bestimmt war, nur eine Hose machen und auf die verständnislosen Nachfragen, wo denn der Rest des Anzugs bleibe, unverhohlen erwiderte: „Aber die Hose ist doch wunderbar! Sehen Sie nur!“ Es wäre in der Tat eine überraschende Hose, die weder für die Metallindustrie noch für die Forstwirtschaft Platz ließe.

„Was hätten Sie denn mit den zehn Millionen Tonnen Erdöl vor?“, begehrte die Sektion auf.

„Ich bin kein Ökonom, sondern Chemiker“, sagte der Vortragende. „Meine Aufgabe ist es, das Öl zu finden, nicht, es zu verteilen.“

Woraufhin diejenigen, deren Aufgabe es eben nicht nur war, Brennstoff zu produzieren, sondern auch zu berechnen, wie vielen Maschinen-Traktoren-Stationen er zugute käme, ob sich ein Export lohnte und ob er nicht mit dem Erdöl aus Sachalin konkurrieren würde, sich ein paar irritierte Blicke zuwarfen und das Projekt ins angemessene Fahrwasser rückten: 750.000 Tonnen am Ende des zweiten Fünfjahrplans.

Das zweite „Her damit!“ erschallte in der Kommission für Buntmetalle.

Beim Aluminium wurde über die in Frage kommenden Technologien lange miteinander gestritten. Man stritt höflich: immer nur im Konjunktiv. Dieses künftige Land A-J

hat die Wissenschaft vor eine unerhörte sozialistische Aufgabe gestellt: Es braucht neue Verfahren zur Gewinnung des so begehrten Metalls. Mit den alten Verfahren der Aluminiumgewinnung aus den reichen Bauxiterzen bliebe das Land A–J arm. Mit den neuen, die noch nicht entdeckt, aber bereits in Auftrag gegeben sind, könnte das Land zwischen Angara und Jenissei zu einem Zentrum der Aluminiumproduktion aus Tonerden von Weltrang werden. Weiter: Die Technologen mögen sich der Frage annehmen, wie armes Eisenerz mit einem Eisenanteil von ca. 40 Prozent elektrolytisch verarbeitet werden kann. Oder: Die Wissenschaft soll für die Angara-Energie rentable Verfahren der Kupfergewinnung aus dem mächtigen, aber sehr armen (unter einem Prozent) Kupfersandstein finden, der sich unweit der zentralen Kraftwerke des sogenannten Großen Angarstroi befindet, also nahe der Stromschnellen der Angara, wo eine Kilowattstunde Strom 0,3 Kopeken kosten wird.

Die dritte Hand, die nach der gesamten Angara-Energie griff, war die der Holzverarbeitenden Industrie im Jenisseigebiet, die den Strom des Jenissei für die Gewinnung von Zellulose aus den gewaltigen Tannenwäldern haben wollte. Und schließlich war der Angara die Produktion von Stickstoffverbindungen anheimgestellt, bei der das Land A–J die besten Chancen hat, sogar Deutschland abzuhängen und weltweit Vorreiter zu werden.

Kurzum, es war nicht so, dass man keine Verwendung für die Milliarden der Angara hatte, es waren jetzt schon zu wenig. Das erste Manko des Angarstroi im vorigen Jahr war, dass die wenigsten das Projekt überhaupt ernst genommen, geschweige denn es als „geplante Realität“ verstanden hatten. Daraus erwuchs das zweite Übel: Sämtliche Hypothesen blieben unbestritten. Menschen stellten ihre Projekte vor, man hörte ihnen zu. Aber es gab keinen

Widerspruch. Wozu soll man Dingen widersprechen, die gar nicht real sind? Darum waren die Debatten, die diesmal aufkamen, ein Anzeichen dafür, dass der Angarstroi nun wirklich Gestalt annimmt.

Schneider streiten darüber, welchen Schnitt sie dem Land verpassen wollen. Methode konkurriert mit Methode. Hypothese mit Hypothese. Während des zweiten Fünfjahrplans soll im Gebiet zwischen Irkutsk und Tscheremchowo ein Kraftwerk von der Größe des Dneprostroi entstehen, der Bau der Werke Irkutskaja, Jenisseiskaja und Padunskaja ist bereits im Gange; am Schluss steht der Große Angarstroi.

Schon ringt das Projekt des Baikalkraftwerks bei Irkutsk mit dem Projekt des Barchatowo-Kraftwerks bei Tscheremchowo. Welches wird zuerst gebaut?

Die Baikar-Variante, eine 30 Meter hohe Talsperre direkt oberhalb von Irkutsk, staut nicht nur die Angara bis zu ihrem Ursprung zurück, sondern hebt auch den Baikar um anderthalb Meter an, was dem Durchfluss der Angara von drei Jahren gleichkommt. Für diese Variante plädieren die Vertreter von Energozentr*. Ihre Trümpfe: Es ist vergleichbar einfach, Irkutsk zu einem Industriezentrum auszubauen. Es ist bereits gut erschlossen. Die Kosten der Flutung wären gering, aber vor allem: Man könnte den Baikar während der Errichtung der Talsperre am Schamanenfelsen absperren. Während der Bauarbeiten würde der Wasserpegel im Baikar um zusätzliche anderthalb Meter steigen, das dauert besagte drei Jahre.

Die Anhänger der Barchatowo-Talsperre beharren trotz der vielen Schwierigkeiten – weitflächige und teure Flutung, großräumige Umverlegung der Eisenbahn, poröser Kalksteingrund (Karst), auf dem die Staumauer stehen müsste – auf ihrer Variante. Hier, nahe Tscheremchowo, soll schon 1932 ein Wärmekraftwerk gebaut werden und gleich

daneben ein Stahlwerk mit einer Kapazität von 800.000 Tonnen Roheisen, außerdem noch eine Maschinenfabrik, ein karbochemisches Werk, eine Schiffswerft und eine Fabrik für Ferrolegerungen. Dieses Kombinat wird die Energie des Wärmekraftwerkes schnell aufbrauchen und nach Wasserkraft verlangen, die ihm Irkutsk nicht geben könnte.

Das Hüttenwerk von Tscheremchowo (hier und da fällt schon ein möglicher Name für die hier entstehende Stadt: Angarsk) wird sich gut mit dem Ilim-Kreis verbinden, dessen Betriebe gleichfalls mit dem Koks aus Tscheremchowo arbeiten können. Ein kleines regionales UKK.

Sehr hart ging es bei der Debatte der Forstingenieure darüber zu, wie man im zweiten Fünfjahrplan von jetzt acht Millionen Kubikmetern mit 514 Gattersägen auf die festgesetzten 65 kommen kann. Man müsse aufhören, Wasser, Sägemehl und Späne im Holz gewissermaßen mitzutransportieren, die zwei Drittel des Holzgewichtes ausmachten. Es sollten nur Halb- und Fertigprodukte transportiert werden: Schnittholz, Furnier, Holzstoff, die gängigen Bauholzelemente, Möbel.

Im Mittelpunkt der Debatte stand das Projekt des Ingenieurs Newesski zur Konzentration der Holzgewinnung.

Anstatt an vielen Stellen ein bisschen Holz zu schlagen, es hinabzuflößen und dabei eine Unmenge unqualifizierter Hände zu beanspruchen, sollte man zu einem konzentrierten Holzeinschlag in 100-Quadratkilometerabschnitten übergehen, innerhalb dieser Quadrate für eine vollständige Verwertung aller Abfälle sorgen und den Schienenverkehr und die Seilbahn zu bevorzugten Transportmitteln machen, weil sie das ganze Jahr hindurch in Betrieb und von den Launen der Flüsse unabhängig sind.

„Wir müssen die Personalfrage stellen“, sagte Newesski, „denn unsere Region wird von ihren Millionen niemanden

für die Forstwirtschaft abstellen können. Das heißt, dass entweder 300.000 unqualifizierte Arbeiter geholt werden müssen oder 30.000 hochqualifizierte Techniker.“

Er trat als „Mann der Schiene“ auf, weswegen sich die „Fluss-Befürworter“ auf ihn stürzten und die Flößerei verteidigten. Sie erörterten Möglichkeiten, den sibirischen Fluss auch im Winter als Wasserstraße zu nutzen, indem Flößrinnen ins Eis geschlagen werden.

Als sich herausstellte, dass die ‚Zuschneider‘ vom Energozentr die industrielle Entwicklung des Landes A–J zu bremsen gedachten, gingen dessen Vertreter mit Gegenplänen in die Offensive. Gegen die vom Gosplan angesetzten elf Millionen Tonnen Kohle beharrten sie auf ihren 22, gegen die 150.000 Tonnen Flüssigbrennstoffe auf ihren 750.000 Am Ende des zweiten Fünfjahrplans wird das Land A–J mit 80.000 Tonnen Aluminium von sich reden machen. Diese Tatsache muss auch international Anerkennung finden, denn die heutige Aluminiumproduktion auf der ganzen Welt beträgt 279.000 Tonnen.

Und auch wenn der Kusbass mit seiner Sapropelkohle aus Barsas versucht, dem Land A–J den Vorrang bei Flüssigbrennstoffen streitig zu machen, wenn das Kupfer aus Kasachstan den Ruhm des niedrigprozentigen ostsibirischen Kupfers überstrahlen könnte und wenn sich darüber streiten lässt, wo man die Zink-Blei-Konzentrate aus Nertschinsk verarbeiten soll – in Kemerowo oder Tscheremchowo –, auch dann noch hat das Land A–J unbestritten hochwertigen Stahl, Holz, Graphit, Glimmer, Gold und die seltenen Metalle, die die Qualität des Stahls erhöhen. Molybdän, Wolfram und Beryll kommen aus dem Land A–J.

Der zweite Fünfjahrplan setzt die ungenutzten Reichtümer Ostsibiriens in Bewegung. Eisenbahnräder rollen an diese Schätze heran, und am Ende des dritten Fünfjahrplans werden 40 Millionen Tonnen Erzeugnisse Richtung

Osten und 40 Millionen Richtung Westen rollen. Der dünne Faden der Sibirischen Eisenbahn allein ist diesem Blutkreislauf nicht gewachsen. Deswegen ist die Karte der Verkehrsplaner von einem Netz neuer Strecken überzogen: Südlich der jetzigen Magistrale verläuft die Südsibirische Eisenbahn durch waldreiche Gebiete. Die Lena-Strecke verbindet den sibirischen Abschnitt mit der Region der großen Angara-Stromschnellen. Sie soll bis nach Kirensk, ans schiffbare obere Ende der Lena führen, von dort über die Nordspitze des Baikal und durch die goldhaltige Taiga zwischen Witim und Oljokma bis hin zum Pazifischen Ozean.

Aber die Eisenbahn ist nur ein Teil der Lösung der Transportfrage, ein dichtes Geflecht aus Straßen wird sich über die Hänge der bergigen Region legen. Angarsk wird die Straßenbaumaschinen produzieren und die Automobilfabrik in Irkutsk die Autos.

Untergliedert in lange Staustufen, die von der Krone der einen Staumauer zurück zum Sockel der nächsten reichen, werden die Angara und die Selenga die Flotte des Landes A-J auf ihre zur Ruhe gekommenen Rücken heben. Über diese Treppe werden mithilfe von Schleusen sogar Dampfer aus der Mongolei an die Polarhäfen des Jenissei gelangen.

Mehr noch. Es ist ein Kanal geplant, der die Selenga mit dem Amur verbinden soll und den Jenissei mit dem Ob. Fehlt nur noch ein Kanal, der den Ob und die Kama verbindet, und man könnte mit dem Boot von der Großen Moskwa-Brücke bis zum Pazifischen Ozean durchschippern.

Wird das Land von sozialistischer Hand zugeschnitten, trägt man vor allem Sorge dafür, dass nichts umkommt. Dass alle Abprodukte in einer straffen Verwertungskette Verwendung finden, so wie die Fruchtfolgen in der Landwirtschaft sich fügen.

Bei der Zinkproduktion entsteht Schwefelsäure als Abfall. Sie muss zur Tonerde finden, aus der Aluminiumoxid gewonnen wird.

Äste, Rinde, Stubben und Späne sind Abfall, für dessen Entsorgung die Fabriken derzeit Geld bezahlen. Dabei ließen sie sich zu Holzkohle verarbeiten, mit der in Lichtbogenöfen hochwertiger Stahl produziert werden könnte. Aus dem Abfall ließen sich Zellulose, Kunstseide oder plastische Stoffe herstellen, auf die Akademie-Professor Joffe* auf der Konferenz so nachdrücklich hinwies.

Phenol ist ein Abfallprodukt, das bei der Destillation von Steinkohle entsteht, aber auch die Grundlage für die Gewinnung von Kunststoffen bildet.

Im Sajjan-Gebirge befinden sich bis zu 100.000 Hektar abgestorbene Zedern. Minderwertiges Holz, könnte man meinen, zum Verfaulen verdammt. Aber nein. Bestes Bleistifholz wartet in diesen Zedern darauf, dass man es hernimmt und mit Graphit bestückt.

Die Lärche ist bei ortsibirischen Flößern ein unbeliebter Baum, denn er hat eine so hohe Dichte, dass er im Wasser sinkt; das ideale Material für Schindeln – Dachziegel aus Holz.

Sogar Amerika, das reiche Metallvorkommen hat, deckt seine Dächer mit Schindeln, es produziert sieben Milliarden Stück und importiert zwei weitere Milliarden aus Kanada.

Während wir unser Eisen für Dächer verbrauchen und nur einer von 100 Menschen das Wort Schindel kennt.

„Eine mit Andesit-Zement beschichtete Schindel ist so feuerbeständig, dass sie nicht einmal brennt, wenn man sie in die Flamme eines Bunsenbrenners hält“, so Professor Alexandrow. Professor Joffe erzählte, eine Kühlmaschine könne heißes Wasser erzeugen, indem sie die schwache Abwärme im Kühlwasser, ähnlich wie ein Brennglas, in

einem Punkt bündelt. Wenn man das Baikalwasser um vier Grad herunterkühlte, könnte man Siedlungen beheizen und müsste für diese Wärme nur noch halb so viel elektrische Energie aufwenden, weil man den Rest aus dem Baikalwasser saugt.

Niemand im Saal grinste. Keinem erschien es paradox, mit einem Kühlschranks zu heizen. Schon jetzt planen französische Ingenieure, die Küstenregion des Mittelmeeres mit der Wärme zu beheizen, die in seinem Wasser steckt.

Nur die Aluminiumfraktion, die Chemiker, die Forstwirtschaftler und die Männer vom Transportwesen und der Elektrifizierung schüttelten den Kopf, als könnten sie den Vorschlag dieses Mannes, Energie, dieses knappe Gut, überhaupt zum Heizen zu verwenden, nicht gutheißen.

Ich sagte zu dem Hydroingenieur neben mir:

„Bald sind eure Wasserressourcen aufgebraucht. Noch ein paar Dutzend Flüsse und ihr habt nichts mehr zu tun.“

„Zu tun gibt es immer“, flüsterte der Ingenieur, um die Sitzung nicht zu stören. „Noch weht der Wind ungenutzt. An die Sonnenenergie tastet man sich gerade erst heran, und an den geothermischen Gradienten in der Erdkruste hat man sich noch gar nicht herangewagt.“

Die Konferenz ging dem Ende zu, nähte passende Zuschnitte provisorisch mit groben Stichen zusammen und ließ nicht passende Enden vorerst in der Luft hängen, denn die Erkundungen im Sommer 1932, für die anstelle der vier aus dem Vorjahr nun zwölf Millionen Rubel bewilligt wurden, dürften neue Ergebnisse bringen. Doch nicht nur Rubel, auch Hunderttausende proletarische Touristen und Stoßarbeiter vor Ort sind an den Expeditionen beteiligt – das ist der Gegenplan der sowjetischen Öffentlichkeit.

Letztes Jahr hatte man noch Mühe, hinter all dem Wust aus Ziffern, kleinteiligen Kalkulationen, Gebietsplänen und

wuchernden Projekten zu erkennen, was die grundlegenden Konturen, die Leitkoordinaten des Vorhabens Angarajenissei seien. Das Land A–J – was ist das? Eine Idee der Lokalverwaltung? Ein ehrgeiziger Traum der Theoretiker, die es in den Fingern juckt, wenn irgendwo ungenutzte Energie über Stromschnellen rauscht? Vierte Reserve einer dem Westen zugewandten Sowjetunion? Oder ist es umgekehrt, gemeinsam mit der Fernostregion, das neue Gesicht des Sowjetlandes, das auf den Pazifik hinausgeht?

Das laufende Jahr hat die Antwort auf diese Fragen geliefert.

Das Land A–J ist ein Brückenkopf des sozialistischen Aufbaus, eine unserer vordersten Linien gegen den vorrückenden Imperialismus. In der Mandschurei ‚erschließt‘ das raubgierige Kapital das Land mit den ihm eigenen Methoden: Bajonettstößen, Provokationen, unter Ausnutzung der Armut der Bevölkerung, die sich in eine Art Nutztierherde auf zwei Beinen verwandelt. Und gleich nebenan das Land A–J, wo die von der Revolution befreite Arbeiterklasse die schwachen, vom Zarismus gequälten und vergifteten Völker durch Unterweisung in Parteizellen, Schulen, Fabriken und den Bataillonen der Roten Armee zu bewussten, umtriebigen Hausherrn ihres Landes macht.

Durch die Diktatur des Proletariats wachsen in Form von Metall, Maschinen, Fabriken, Schiffen und Häusern jene Reichtümer aus dem Boden, die vor der Revolution den Räubern vorbehalten waren.

Dem ganzen ausgebeuteten Osten führt die Errichtung des Landes A–J anschaulich den Sozialismus vor.

Die Kolumbusse des Zeitalters der militanten Bourgeoisie entdeckten unbekannte Länder.

Die millionenfachen Kolumbusse des Proletariats erschaffen neue Länder dort, wo zuvor nur wüstes Land gewesen. Gebaut werden die Länder nach einem wissen-

schaftlichen Plan und durch kommunistische Arbeit, im Namen des Glücks aller Arbeiter.

In den Umrissen des entstehenden Landes A-J ist der Bolschewismus, der die Massen führt, als eine neue unfassbare geologische Kraft spürbar, als eine Energie, vergleichbar mit der Sonne, nur stärker, weil vernünftig und menschengemacht.

Die revolutionäre Energie der aufbegehrenden Klasse baut Talsperren an der Angara und am Jenissei.

So wird die Kraft der Aufständischen von den Barrikaden in Presnja*, der Rotgardisten des Oktober, der Stürmer vom Perekop*, der Stoßarbeiter von Dnjeprostroi, Stalingrad und Magnitnaja*, zu elektrischer Energie von Milliarden Volt.

Diese Elektroenergie lässt man los auf die Kohle der ostsibirischen Tiefen und schon explodiert sie zu Benzin in Traktorenzylindern auf den Feldern der Kolchosen und Sowchosen.

Die Energie des Benzins und die Sonnenenergie erzeugen die grüne Energie der Ähre.

Die Nährkraft des Kornes verkörpert sich im Puls der neuen Arbeiter, Kundschafter, Stoßarbeiter, Erbauer, die sich aufmachen, den Erdball zu erobern.

Und sie werden niemandem auch nur eine Handbreit vom Land abgeben, das sie eingenommen haben, um es von Grund auf umzugestalten.

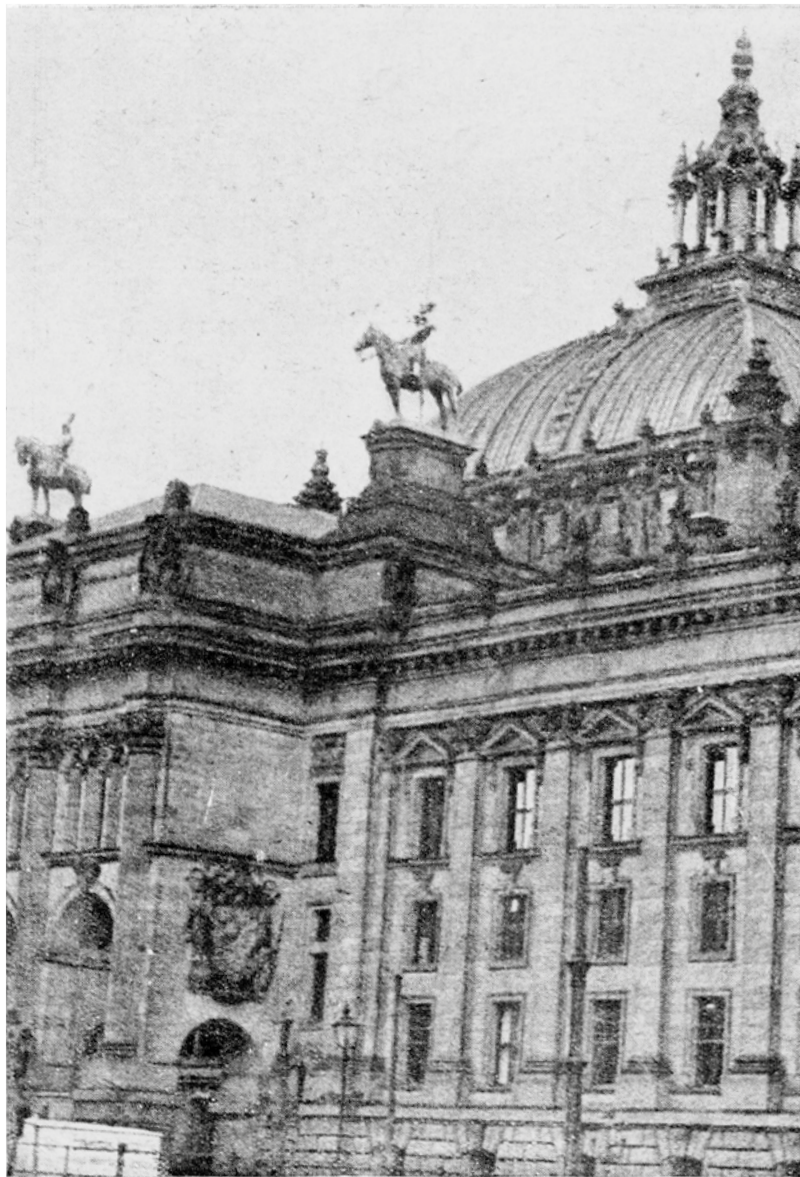
№ 16 (274). 1931 г. ВЫХОДИТ КАЖДЫЕ ДЕСЯТЬ ДНЕЙ, 9-й ГОД ИЗДАНИЯ
Мед. гез. „Трактор“ ЦЕНА 25 коп.
ПРОЖЕКТОР



Тракторная колонна колхоза „Путь к социализму“ (ЦЧО) на работе.

[SKIZZEN ÜBER DEUTSCHLAND]

Titelblatt der Zeitschrift *Projektor*, in der Tretjakow über mehrere Jahre regelmäßig Reiseskizzen publizierte. In der hier abgebildeten Nummer 16 von 1931 erschien eine von Tretjakows Deutschlandskizzen, deren gesammelte Publikation in einem eigenen Band nie glückte. Die Skizze berichtet von einer Debatte im Berliner Reichstag im März 1931. Sie wurde von Maria Rajer übersetzt.



... zwei prächtige Reiter, die mit ihren ehernen Körpern fest im Sattel eherner Pferde sitzen, ins achte Stockwerk gehievt...

Der staatliche Stoßdämpfer

Der Tiergarten ist ein riesiger Park in Berlin, ähnlich wie unsere Sokolniki, allerdings mitten ins Herz der Stadt geschnitten. Seine Äste, Blätter, Moose, Sperber und Karnickel reichen bis ans gusseiserne und steinerne Brimborium der Hohenzollernschlösser, die mit ihren giftgrün oxidierten Statuen und Dächern leuchten.

Wenn man vom Tiergarten zum Brandenburger Tor kommt, ist es, als käme man aus einem lichten Wald in einen dichten: Die steinernen Stämme stehen aneinandergedrängt. Durch eine Schneise dazwischen sausen Automobile. An den Stämmen kleben Passanten mit Hündchen an der Leine. Pilze gibt es in diesem steinernen Wald keine.

Links vom Brandenburger Tor, neben der goldumkränzten, eiförmigen Kuppel – es könnte auch ein steinerne Heuschuber sein – zwei prächtige Reiter, die mit ihren ehernen Körpern fest im Sattel eherner Pferde sitzen, jemand hat sie dort hinauf ins achte Stockwerk auf steinerne Gesimse gehievt. Das Gebäude haben sie im Rücken. Alles unter der Kuppel – die Säle, Vestibüle, Flure – liegt irgendwo in verächtlicher Tiefe, unter den Pferdeschwänzen.

Das ist der deutsche Reichstag.

Das Gebäude wurde, wie alle Schlösser, für unmenschliche, fünf Meter große Bewohner erbaut, davon zeugen sowohl die Deckenhöhe als auch die kolossalen Proportionen der Säulen.

Solche Bewohner kommen in Schlössern nicht vor, doch schon die Tatsache, dass diese Bauten für sie errichtet wurden, führt dazu, dass sich ein normaler Mensch wie ein Zwerg vorkommt.

Einen solchen Bewohner sehe ich allerdings: Ein bis zur Decke reichender Marmorkaiser, der sein Volk mit einem Reichstag beglückt hat.

So hat die krachend während der Kommune niedergerissene Pariser Siegessäule hier in Berlin im Bau dieses prächtigen Sicherheitsventils aus Glas, Bronze, Granit und Holz ihr Gegenstück gefunden.

Wie hält doch die Deutsche Republik die Erinnerung an ihren „Herren“ in Ehren! Adel und Aristokraten erinnern an fürsorgliche Verwandte eines Verreisten, das Bürgertum an seine eingespielten Lieferanten und die Sozialdemokraten an rührende Kammerdiener, die jedes Staubkörnchen in den Gemächern Seiner abwesenden Hoheit augenblicklich entfernen.

Die Siegesallee ist noch erhalten. Die ganze marmorweiße Kollektion alter Knacker von Kaisers Gnaden mit ihren Generälen. Und sie ist nicht bloß erhalten – bis heute führen republikanische Lehrer von republikanischen Schulen scharenweise Schüler mit bunten Schirm- und Tellermützen dorthin, um ihnen anhand dieses versteinerten deutschen Ilowaiski „germanische Geschichte“ näherzubringen.

An dieser Stelle gilt es zu erklären, was ein Ilowaiski ist. Ilowaiski war ein Beamter, der Geschichtslehrbücher schrieb. Seine Geschichte war eine Sammlung ehrerbietiger Anekdoten über Zarinnen und Zaren aller Völker und Zeiten. Über verlässliche, glückliche Untertanen und abscheuliche Aufständler.

Jede zweite Straße in Berlin miefte nach Kaisertum.

Schlagen Sie einen Reiseführer für das große Berlin auf und werfen Sie einen Blick in das Verzeichnis der Straßen und Plätze:

Kaiserallee,
Kaiserdamm,
Kaiserpark,
Kaisergalerie,
Kaiserplatz, von denen gibt es wohl gemerkt gleich vier,

Kaiserweg,
zehn Kaiserstraßen,
und so weiter, danach folgen die einzelnen Kaiser persönlich:

drei Kaiser Franz,
neun Kaiser Friedrichs,
fünf Kaiserin Augustas (eine Allee und vier Straßen),
14 Kaiser Wilhelms.

Das macht 57 (siebenundfünfzig) Kaisernamen.

Mit dem Wort „König“ wurden 32 Orte benannt.

Mit dem Kronprinzen wurden 13 Orte bezeichnet: eine Brücke, ein Ufer, ein Damm, zwei Alleen und acht Straßen.

Der Nachname der Hohenzollern kreuzt das Sichtfeld eines Passanten 17 Mal.

30 Mal ist Wilhelm erwähnt, die Kombination mit Kaiser nicht mitgerechnet – damit übertrumpft er Bismarck (26) um vier, Moltke (15) um das Doppelte und hängt Hindenburg (3) gleich zehnfach ab.

Doch das waren nur die zentralen Herrscherfiguren, es folgen noch die Söhne der Kaiser, ihre Großmütter, Schwägerinnen und Tanten.

17 kaiserliche Luisen schlagen neun Luthers und acht Humboldts ...

Die Sozialdemokraten sind die stärkste Partei in Deutschland.

Die Sozialdemokraten sind die stärkste Partei in Preußen.

Die Sozialdemokraten waren gestern noch die stärkste Partei in Berlin.

Die Sozialdemokraten halten nationale Helden liebevoll in Ehren.

Bemüht, niemandes Gefühle zu verletzen, haben sie ein paar unbedeutende Straßen ihren Toten überlassen: Ebert und Müller.

Aber eine Karl-Marx-Straße gibt es in Berlin nicht.

In den Vorhallen und Vestibüls des Reichstags, die ich passieren muss, ist es angespannt still wie im Wartesaal eines Krankenhauses.

Im Restaurant hingegen herrscht die Atmosphäre eines Junggesellenklubs. Auf den Tischen stehen Schilder, die sie für bestimmte Parteien reservieren. Der äußerste Tisch in der Ecke ist für die Kommunisten. Der daneben für die Sozialdemokraten.

Ein Greis mit Professorenattitüde, eingehüllt in einen weißen Flaum von Schnauzer und Bart, geht an mir vorbei. „Scheidemann“, teilt man mir flüsternd mit.

„Wie? Er lebt? Ich dachte, er wäre längst tot und nur das Schimpfwort ‚Scheidemann‘ wäre geblieben.“

Ein Aufzug bringt mich hinauf zur Zuschauertribüne. Diese Galerien aus steil gestaffelten Sitzen ziehen sich rings um den holzgetäfelten Sitzungssaal.

Von der Empore des Vorsitzenden und des Rednerpodiums fächert der Sitzungssaal sich auf. Strahlenförmig verlaufen zwischen den Sitzen einzelner Sektionen schmale Gänge. Zu beiden Seiten vom Altar des Vorsitzenden befinden sich mit dunklen Vorhängen verdeckte Ausgänge. Neben diesen Vorhängen blitzen immerzu Signallämpchen auf, dann tauchen hinter dem Stoff Saaldiener mit funkelnden Knöpfen hervor und rufen Abgeordnete ans Telefon, zu einer Konferenz oder in den Empfangsraum.

Die äußerste rechte Sektion bleibt beharrlich leer. Auf den Pulten liegt nicht ein einziges Blatt – was heißen müsste, dass die Abgeordneten auf den Fluren zugange sind.

Das sind die Bänke der „Nazis“ (Faschisten) und der „Deutschnationalen“*. Sie haben demonstrativ den Reichstag verlassen, um mit diesem demagogischen Manöver ihren schwindenden Einfluss zu vertuschen. Aber ein Kopf zeigt sich inmitten der leeren Sitze, ein Kopf mit der

typischen Faschistenfrisur: ringsum kahlrasiert und nur dort, wo Männer für gewöhnlich eine Glatze haben, prangt ein dunkler Haarschopf. Das ist ein Wachtposten, der von den Faschisten sicherheitshalber zur Beobachtung der Lage dagelassen wurde.

Ich habe einen ‚kleinen‘ Tag erwischt.* Der Reichstag kaut seinen Brei nicht mit dem ganzen Gebiss, sondern nur mit zwei, drei Zähnen. In den Sektionen aller Parteien sitzen einzelne Beobachter oder kleine Abgeordneten-Grüppchen. Voll ist nur die Sektion der Partei, deren Abgeordneter gerade auf dem Podium steht. Es ist ein Demokrat*.

Er spricht langweilig und monoton wie ein Priester. Im Grunde spricht er nur mit seiner Sektion. Selbst der Minister*, der eben seine Rede beendet hat, in der es um Zuschüsse für die deutschen Landgüter an der polnischen Grenze ging, hört ihm nicht zu und verlässt den Saal.

Die Parteigenossen unterstützen den Redner mit Zurufen: „Gut!“, „Sehr richtig!“ Der Redner endet und verlässt den Saal.

In der Zwischenzeit hat sich die äußerste linke Sektion gefüllt: die Kommunisten.

Der Kommunist Hoernle betritt das Podium, um den bolschewistischen Kampf für die Rechte der entkräfteten Bauern weiterzuführen. Er hat das erschöpfte Aussehen eines sehr viel arbeitenden Menschen. Er beginnt mit fahler Stimme, erst nach einer Weile entfaltet sie sich zu vollen, prallen Tönen, fällt vom Rednerpult auf den Tisch der Stenografen, um sich dann kreisförmig im Saal auszubreiten.

Dagegen protestierend, dass das Gros der Zuwendungen wieder mal den Gutsbesitzern zugutekommt, schreit Hoernle:

„Ich habe in meinem Leben Hunderte, Tausende hungrige Bauern gesehen, aber keinen einzigen Grafen!“

Er beendet seine Rede überraschend vertraut, so wie man bei uns die Reden auf Kolchosversammlungen, Fabrikkonferenzen und in Arbeiterklubs beendet:

„Es lebe die proletarische Revolution!“

„Es lebe der Bund der Arbeiter und Bauern!“

„Es lebe Rätedeutschland!“

Er wird von einem stämmigen, breitschultrigen Sozialdemokraten abgelöst, der an einen Bierkutscher erinnert.

Die Kommunisten gehen nicht. Im Gegenteil, sie rücken in ihrer Sektion näher ans Podium heran. Ein Kampf kündigt sich an.

Der Sozialdemokrat* verteidigt den Vorschlag der Regierung. Gleich seinen vierten Satz unterbricht ein Zwischenruf aus den kommunistischen Reihen:

„Was redest du da? Euer Severing (Minister der Sozialdemokraten) hat vor wenigen Tagen in Hindenburg was ganz anderes gesagt!“

„Hindenburg ist Hindenburg und Berlin ist Berlin“, kontert der Redner mit munterer Entrüstung.

„Pfui“, fliegt ihm ein Ausruf aus dem Saal entgegen wie ein Schuss.“

Auf diesen Schuss reagiert der Redner mit einer Maschinengewehrsalve: „Im Übrigen! Pfeifen! Wir! Auf Zwischenrufe! Der Kommunisten!“

„Wuff! Wuff! Wuff!“, schlägt ihm im selben Rhythmus und Tonfall spöttisches Gebell aus dem Saal entgegen.

Der Saal bricht in Gelächter aus. Der Redner kläfft etwas Unverständliches und bekommt wieder nur ein „Wuff!“ als Antwort.

Der Parlamentspräsident, wie ein Schauspieler in seinen Rauschbart gehüllt, erhebt sich langsam und klingelt mit einem Glöckchen.

Das Publikum auf der Galerie rückt in seinem Vogelhäuschen auf den Sitzen hin und her. Der Witz gefällt.

Der Redner fährt fort, aber längst ist im Saal ein Schusswechsel zugange. In dem Gang, der Kommunisten und Sozialdemokraten voneinander trennt, verheddern sich gestikulierende Hände und streitende Stimmen.

Wieder läutet der Vorsitzende.

Die Sitze der Kommunisten ziehen blank. Nur eine Parteiwache aus drei Personen bleibt zurück und observiert die feindliche Rede.

Auf eine große schwarze Tafel setzt ein Saaldiener Namen. So wie es bei Pferderennen üblich ist. Es sind die Nachnamen der Redner, die sich schon mal eintragen lassen.

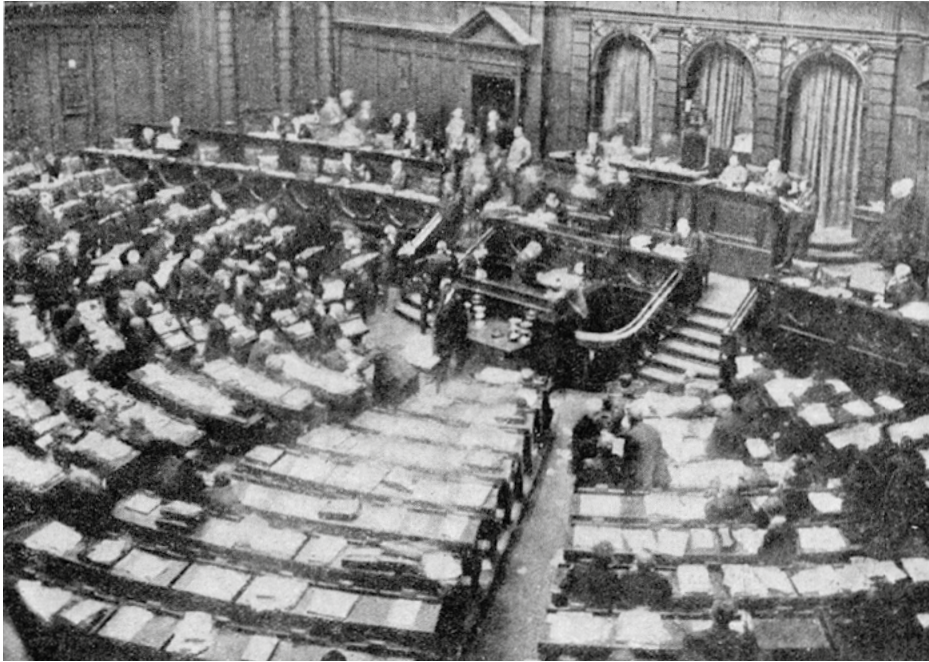
Der Reichstag kaut lange, einige Tage, erfüllt die Prozedur der demokratischen Liturgie. Die Sache ist natürlich entschieden, das Stimmenverhältnis klar, aber hier herrscht Demokratie, und das bedeutet: Jeder muss die Gelegenheit bekommen, gehört zu werden.

Am Tag einer Abstimmung kaut der Reichstag mit dem ganzen Gebiss. Genauer gesagt, reibt er die Kauflächen gegeneinander wie manche Heuschrecke beim Zirpen. Die Sektionen erheben sich abwechselnd wie Kolben in einem laufenden Mehrzylindermotor.

„Zur Abstimmung steht Paragraph sieben“, sagt der Präsident. Die Saaldiener verteilen eilig den nächsten Stapel frisch gedruckten Materials. Die Pulte sind mit Papier überhäuft. Mit lautem Geraschel hebt sich der Kiefer des Reichstags, von den Sozialdemokraten bis zum rechten Rand stimmen alle durch Aufstehen: Ja. Eine Delle bilden die 72 kommunistischen Sitze.

„Abgestimmt wird über den Änderungsantrag der kommunistischen Fraktion“, sagt der Vorsitzende.

Der Großteil des Reichstags plumpst in seine Sitze, doch links erhebt sich ein spitzes Dreieck aus Menschenköpfen, darunter sehe ich von meiner Anhöhe den weißen



... die Sitze der Kommunisten ziehen blank. Nur eine Parteiwache aus drei Personen bleibt zurück und observiert die feindliche Rede...

Kopf und den dunklen Rahmen der Brille von Clara Zetkin, einer Zeitgenossin jener Generäle, die als marmorne Ungeheuer im Vestibül erstarrt sind, einer Freundin Engels', einer Arbeitsgenossin Lenins, über den sie in jenem typischen Tonfall von älteren Menschen über die Jugend spricht.

Diese Abstimmungsgymnastik fällt ihr schwer.

In den Pausen zwischen den Abstimmungen verlässt sie, auf ihren Stock und den Arm eines Genossen gestützt, den Saal, um sich zu erholen, bis die schaurigen Dampfersirenen an den Decken der Reichstagsflure aufheulen, um die Abgeordneten zur nächsten Abstimmung zu rufen.

Erregt spricht sie mit mir über das Kolchoswesen und darüber, wie wunderbar die Menschen in den vermeintlich finstersten Ecken unserer Sowjetunion nun aufblühen. Mit Hingabe erzählt sie hastig von ihren Begegnungen mit den Frauen im Südkaukasus und mit den nordkaukasischen Bergarbeitern und von ihrer Reise ins Kislowodsker Gebiet in Tagen, als fünf Prozent Kollektivierung in diesen Gegenden noch wie unwahrscheinlich hohe Zahlen klangen.

Sie überschlägt die gigantische Arbeit, die derzeit in der Sowjetunion vollbracht wird, und erinnert sich:

„Wladimir Ilitsch sagte mir, und das mehr als einmal: ‚Indem wir im Oktober die Macht ergriffen haben, sind wir nur an den Fuß des Bergs gelangt. Jetzt steht uns das Schwierigste bevor: Wir müssen diesen Berg erklimmen.‘“

КРАСНАЯ НИВА-27



[SKIZZEN ÜBER DEUTSCHLAND]

Titelblatt der Zeitschrift *Rotes Kornfeld*, in der Tretjakow 1931 eine Skizze über Konsumkultur, Warenfetischismus und Schaufensterdekorationen in Deutschland publizierte. Übersetzt hat sie Andreas Tretner. Eine Teilübersetzung von Fritz Mierau wurde 1987 im Band *Russen in Berlin. Literatur, Malerei, Theater, Film, 1918-1933* publiziert.



Hinter der Scheibe tobt die Menge

Nun kauft doch endlich!

Schauplatz Frankfurt am Main. Der Arzt eines Vorstadtsanatoriums meint, ich sei nun wieder ausreichend bei Kräften, und fährt mich in die große Stadt, wo auf den Straßen so viele schnelle Autos dahinbrausen, dass es den sicheren Tod bedeuten würde, die Fahrbahn anderswo als an einer Kreuzung und ohne Verkehrsregelung zu überschreiten, und wo die Schaufenster in ihrer übertriebenen Lichtflut penetranter um Aufmerksamkeit buhlen als jeder noch so versierte Bettler.

Der Arzt ist dabei, ein paar neue Zimmer in seinem Sanatorium einzurichten, jetzt ist er auf der Suche nach Fliesen, mit denen er die Fläche zwischen Wandspiegel und dem blauen Edelstahl der Wasserhähne auslegen möchte. In seiner Tasche stecken Tapetenstücke. Die Fliesen sollen zu den Tapeten passen. Der Doktor legt Wert auf „Stil und Atmosphäre“ seiner Räumlichkeiten. Oder besser gesagt, er achtet die diesbezüglichen Ansprüche seiner solventen Patienten.

Vor den Augen des Doktors fächern sich auf Karton geklebte Fliesenmuster zu Farbspektren auf. Leise klirrend wird eine Fliese nach der anderen aus den Regalen gezogen.

„Dieses Crème-Violett ist mir etwas zu dunkel, das Crème-Gelb etwas zu hell. Das Sand-Rosé? Zu flau. Das Grau-Rosé zu hart.“

„Ganz wie Sie meinen. Aber geben Sie bloß nicht auf!“, mahnt der Verkäufer. „Wenn es die ersten 30 nicht waren, dann ist es vielleicht die 31., die 43. oder die 60. Und wenn Sie dann noch nicht zufrieden sind, können wir eine Extra-bestellung an unser Werk aufgeben. Es arbeitet erstklassig! Bevor sich der erste Patient in den Zug setzt, um in ihr vorzügliches Sanatorium zu reisen, haben Sie die richtigen Fliesen an der Wand seines Zimmers, das kann ich Ihnen versichern.“

Der Doktor kneift die Augen zusammen, während er Fliesen- und Tapetenmuster im künstlichen Licht miteinander abgleicht, trägt beides nach draußen, um den Eindruck unter den Resten des Tageslichts zu prüfen; er legt den Kopf schief, um die Oberflächentextur zu begutachten, es darf ja weder zu feucht noch zu trocken wirken, sollte am besten einen matten Schimmer aufweisen, womöglich ein wenig irisieren, natürlich dezent, nennen wir es einen ruhigen Wellenschlag...

Ins nächste Geschäft. Hier gibt es ausschließlich Waschbecken, Wannen und Klosettschüsseln.

„Sie brauchen also eine Wanne. Vergessen Sie diese, die ist nach beiden Seiten abgerundet, das ist vollkommen aus der Mode. Nehmen Sie so eine, die ist am Fußende rechteckig geschnitten. Aber falls Sie die Wanne für die gehobene Ausstattung benötigen, gibt es keine bessere als die da. Das ist Steinkunst, aus dem Stück gearbeitet, wie sonst nur bei Grabplatten üblich... Wünschen Sie die Toilettenbecken weiß oder farbig? Wie wär's mit Veilchenblau? Auch dieser Roséton ist sehr apart. Aha, Ihr Begleiter ist Bühnenschriftsteller? Das passt doch wunderbar. Ich schätze das Theater sehr. Verkäufer bin ich nur bis Ladenschluss, anschließend gehe ich in die Oper und spiele Cello im Orchester. Diese Sitzwanne wäre meine aufrichtige Empfehlung! Das allerneueste Modell, das noch in die kleinste Wohnung passt, die geniale Antwort auf den Mangel an Wohnraum.“

Jetzt braucht der Doktor noch eine Nachttischlampe.

Ich habe im Leben auf keiner Ballettbühne so viele Ballettlerinnen herumflattern sehen, wie nun Lampen mit seidigen Schirmröckchen auf die Rampe des Ladentischs springen.

Schalter: Druckschalter, Drehschalter, Kippschalter, Knopfschalter. Schirm: birnenförmig, eiförmig, schirmförmig, würfelförmig, à la chinoise; Besspannung: Pünktchen,

Kreuzchen, Wellenmuster, Regenbogen, Kandiskristalle.

„Diese Lampe sagt Ihnen nicht zu? Dann darf ich Ihnen eine andere zeigen...“

Doch an dieser Stelle hat der Auswählende längst jedes Maßgefühl und jedes Geschmacksempfinden verloren. Seine Sehnervpapillen sind verstopft, er sagt nichts mehr, aus seiner Kehle röchelt es nur noch. Die 16., 40., 80. Variante einer im Grunde ganz einfachen Sache setzen ihm zu in all ihrer Exklusivität und Unerheblichkeit. Ein Ding stößt das andere beiseite, eine Farbe schiebt sich vor die andere, eine Form schneidet der anderen den Weg ab. Die Dinge wollen nicht mehr einleuchten, sie suggerieren nur noch, machen besoffen. Von Sinn und Zweck ist nur Hypnose geblieben. Das nützliche Ding wird zur Hure, die sich an dich ranschmeißt, dir Honig ums Maul schmiert, dich abtastet nach der Stelle, an der du schwach wirst. Dem Menschen ein Helfer? Ach was. Das Ding ist nur ein Instrument, mit dem der Händler dem Kunden das Geld aus der Tasche zieht.

Ich bin einem Koller nahe und muss handeln. „Wir verlassen jetzt sofort das Geschäft“, raune ich meinem Arzt ins Ohr, „sonst bin ich in drei Minuten soweit, mit einem Knüppel auf dieses Freudenhaus der Dinge einzudreschen.“

Der Doktor protestiert nicht – dafür ist er ja Doktor. Er nimmt mich beim Arm und führt mich schnell davon, weg von allem Glas und aller Lampenschirmseide, hinaus aus der Flutlichthysterie in die Stille der Nebenstraßen.

Neugierig beobachte ich die menschlichen Umgangsformen in der Fremde. Innerhalb der Familie ist man liebevoll zueinander, bisweilen ordinär. Eine gespannte Atmosphäre herrscht zwischen Studenten und Professoren: Ehrerbietige Aufmerksamkeit, man lauscht mit größter Ausdauer, ohne den Vortragenden ein einziges Mal zu unterbrechen, um dann am Schluss mit fröhlichem

Scharren der Füße unterm Tisch (die hier übliche Beifallsbekundung) zu reagieren.

Etwas lebendiger, aber durchaus nicht frei von Stereotypen ist das Verhältnis zwischen Liebenden. Beharrlich klebt man beim Tanzen aneinander; auch in der kurzen Zeit zwischen Bulette und Kaffee, gleich am Tisch, drückt man die eigenen Lippen auf die der Partnerin. Ohne den Lippenschluss aufzugeben, knurrt man aus dem Mundwinkel und funkelt aus dem Augenwinkel, wird man von einem der sich zwischen den Tischen Durchdrängenden angestoßen und im Wohlbefinden gestört.

Höchste Kunstfertigkeit aber, Glanz, Vielfalt und vollkommene Hingabe, ließ sich im Verhältnis des Verkäufers zum Kunden studieren. Allein schon die Melodik beim Guten-Tag-Sagen, wenn ein Kunde das Geschäft betritt oder wieder verlässt! „Was wünschen der Herr?“ – mit größter Liebenswürdigkeit. Wie man dem Kunden in die Augen blickt, seine Gedanken liest, geschliffene Antworten gibt – all dies macht das Kundengespräch zum Kunstwerk, zur anspruchsvollen Improvisation. Dabei wird ersichtlich, dass weder Mutterliebe noch Liebestaumel noch Erkenntnisdrang, kein Antrieb so sehr wie das Hochgefühl von Kauf und Verkauf die Genialität im Menschen freisetzen, sie wie einen elektrischen Strom induzieren kann. Was will einem noch Jesus Christus mit seiner hausbackenen Formel: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, wenn die Idealformel der Freisetzung aller menschlichen Möglichkeiten lautet: „Der Kunde ist König!“

In meinem Frankfurter Hotel fing mich ein Mann mit dem Gesicht des jungen Hindenburg auf dem Flur ab, vielleicht hatte er meinen neugierigen Blick durch seine halboffen stehende Tür bemerkt, und lud mich zu sich ein. Drinnen stand auf hohem Fuß ein zur Decke gewendeter Bronzetrichter. Der Mann drehte am Schalter, und

das Zimmer erstrahlte in einem milden Licht, von dem die Gegenstände keine Schatten warfen. Es handelte sich um ein neues Lampenpatent: Elektrisches Licht wird durch ein Profilmilchglas gegen die Decke geworfen und fällt sanft und weich zurück.

Das Geheimnis lag im versilberten Kupfer des Trichters und in der Mattscheibe als Filter. „Hindenburgs‘ Lob des Trichters nahm ich entgegen wie einen Gedichtvortrag. Ich benötigte keine Lampe. Der Vertreter wird das, denke ich, gewusst haben, aber der Furor des Handeltreibenden war stärker als alles Kalkül.

Auffällig an ihm war das rollende R, das die Deutschen normalerweise nicht beherrschen; damit pries er seinen „mit rreinstem Silber verrrsilberrten Kupferrrrichter“. Zog den Filter heraus, wodurch das Licht hart und fleckig wurde, ließ es dann wieder ölig über die Decke fließen. Räkelte sich behaglich im schattenlosen Licht wie unter einer warmen Dusche, schnarrte und schnurrte ein ums andere Mal: „Rrrein verrrsilberrtes Kupferrr!“

In Leipzig war Messe. In den Maschinenbaupavillons standen solide Ingenieure mit hohen, gewölbten Stirnen vor ihren Erfindungen, deren Fabrikanten sie zugleich waren, wie Hirten vor stählerner Herde. Die Maschinen zogen Draht, brachen Schotter, frästen Metall, bliesen den Besuchern warme Luft um die Hosenbeine.

Im Baupavillon drehten sich Betonmischer und hüpfen automatische Stampframmen, die der Arbeiter wie einen davonspringenden Lausebengel beim Ohr hielt.

In der fotografischen Abteilung gab es Vergrößerungsapparate von imposanten Ausmaßen auf beweglichen Stativen. Die Walzen brauchten nur wenige Minuten, um die Abzüge zu trocknen und Glanz aufzutragen. Neben Photokopie-Schnellautomaten standen freundliche Assistenten, die einem auseinandersetzen, warum ihr Kasten, an dem

der Angestellte nur noch drei, vier Handgriffe zu erledigen hat, von allen der beste sei. Aus ihrer Tonlage hörte ich den Vater heraus, der vor dem Sohn mit Heldentaten prahlt, den Lehrer, der seinem Lieblingsschüler das Geheimnis einer Erfindung preisgibt, und den Verliebten, der ebenso einschmeichelnd wie beharrlich am Werben ist.

„Sind Sie interessiert? Wir schicken es Ihnen frei Haus. Mehr als zehn Stück bringen 50 Prozent Rabatt. Ach, sie brauchen nur ein Exemplar? Bitte schön! Für welche Firma, bitte? Ach...“ Hier brach der Enthusiasmus plötzlich ein. „Sie sind Journalist? Bedauere. Es handelt sich um einen Händlerrabatt.“

Die Stimme bekam einen schroffen, scharfen Beiklang, der Blick wich aus, ebenso die Antworten, ehe sie ganz versiegten. Eine Atmosphäre solider Geringschätzung baute sich auf, ich fühlte mich als Hasardeur: irgend so ein Schreiberling, der sich anmaßte, den Handelsvertreter zu mimen.

Das elektrische Spektakel der Schaufenster und Reklametafeln auf den Straßen Berlins und anderer Großstädte lohnt der eingehenden Befassung. Die Neonröhre in Karmin, Leichenblau, seltener Grün ist die neue elektrische Tinte, mit der die Firmen ihre Namen, Marken und Produkte an die Fassaden schreiben.

Hie und da an bis zu sechs Stockwerke hohen, über die Traufen hinausragenden Tafeln sind regelrechte Pantomimen inszeniert. Augen blitzen auf, ein Gesichtsoval wird darum herum gemalt, über dem Gesicht entflammt ein Turban. Die Augen rollen ein wenig, ehe ihr Blick schräg oben an einer bunten Inschrift hängenbleibt, die für Schokolade wirbt. Was ist das: Theater? Nein. Kino? Auch nicht. Es ist eine ganz eigene Kunst, mit Strom und Geschäftstüchtigkeit betrieben. Eine Waschpulverdose aus Licht erstrahlt und ist zehn Kieze weit zu sehen. Pulver rieselt in eine Schüssel. Ingredienzien werden aufgezählt. Über

der Schüssel wölkt Dampf. Ein brauner Lappen wird in der Schüssel versenkt, taucht Sekunden später als strahlend weißes elektrisches Handtuch wieder hervor, wovon die angrenzenden Straßen und Plätze wie in Tageslicht getaucht scheinen. Einen Moment später erlischt das Ganze, und die Lichtschau beginnt von vorn.

Der wilde Reigen der Reklamen in Berlin erinnert an den Basar von Peking, wenn man ihm mit sozial geschärften Sinnen gegenübertritt. „Kauft, Leute, kauft! Wird's bald?“, so tönt das elektrische Gebrüll von den Wänden.

Mit dem Aufwand und der Leuchtkraft tausender Lampen werden die dezent vor sich hin schimmernden und säuselnden Werbungen weniger potenter Firmen in den Schatten gestellt. Provokant und erfinderisch überblendet und übertönt dieses Elektrokreisichen die farblosen Verkündigungen der Braven. Die Krise drückt den Firmen die Luft ab. Der Kampf um den Kunden hat sich extrem verschärft. Mit allen Mitteln sucht man ihm den ängstlich umklammerten Groschen aus der Tasche zu reißen.

Und dieser Groschen sitzt ganz schön fest. In Berlin, dem ach so asphaltierten, glasierten und kandierten, blankgeputzten, wo hochwertige Gasherde in den Wohnungen stehen, benutzen die Bewohner immer noch am liebsten Petroleumlampen, weil das am billigsten kommt.

Die großen Schuhhersteller haben schon für Ordnung gesorgt: Jedes Paar Schuhe kostet genauso viel, nämlich lächerlich wenig – zu dem Preis kriegt man gerade mal zwei Bücher von Remarque –, und dennoch tragen die, die Schuhe am nötigsten hätten, die Arbeiter in den Vorstädten, ihre alten ab, bis sie zerfallen, putzen sie auf das Sorgfältigste und setzen Flicker und Eisen auf, weil sie kein Geld für neue haben.

Die Frau eines Arbeiters in Berlin läuft sich die Hacken ab von Geschäft zu Geschäft, um herauszukriegen, wo



Die Puppen, die hier in den Schaufenster stehen, sind von Leuten gemacht, die nah den Massen von heute aufgewachsen sind.

man die benötigte Ware um ein paar Groschen günstiger bekommt. Dabei sind sie, die Hausfrauen in einer Arbeiter- oder Angestelltenfamilie, in Deutschland der Hauptkunde. Doch sah man eben sie am ersten Tag des Weihnachtsausverkaufs in dichter Traube vor den Warenhäusern stehen und die Türen verbarrikadieren.

„Wer Geld hat, kauft den Kindern Geschenke. Aber wir Arbeitslosen haben kein Geld dafür. Dann sollen die anderen gefälligst auch keine kaufen, verdammt noch mal!“

In dieser Stunde der Wahrheit wurde die Polizei gerufen, die mit Gummiknüppeln eine Schneise für die Geldbörsen zu den Geschäftskassen schlug. Wobei der Knüppel ein unsicheres Mittel zur Beförderung des Handels ist. Man setzt da lieber auf Verlockungen.

Ein denkbar großes Aufgebot an künstlerischem Scharfsinn und technischer Erfindungsgabe investiert der Kaufmann in die Schaufenstergestaltung.

Wenn Sie im Ausland sind und sehen wollen, wo die Kunst der Bourgeoisie noch lebt, sich aufbäumt, Funken schlägt: Gehen Sie nicht ins Theater, nicht auf Vernissagen, treten Sie vor die Schaufenster der Läden. Unter die Leuchtreklamen.

Was das Berliner Kaufhaus des Westens in diesem Winter mit seinen Schaufenstern angestellt hat, lässt sich als originelle, ausgefuchste Theaterarbeit sehen. Und ich hebe das KaDeWe nur hervor, weil ich des öfteren hier vorbeizuschauen Gelegenheit hatte: Gleiches ließe sich von jedem anderen Warenhaus und nicht nur von den großen sagen.

Hier ist der Skulpteur zu neuem Leben erwacht, der bis dahin mit der Verfertigung marmorner Langeweile für Museen (wenn er sich für einen akademischen Künstler hielt) oder von Puppenköpfen für Perückenmacher (in der handwerklichen Variante) für sein Aussterben gewirkt hatte.

Jetzt ist ein neuer Skulpteur in die Vitrinen westlicher Geschäfte getreten. Seine Heimat ist Paris. Die Puppen, die hier in den Schaufenstern stehen, sind von Leuten gemacht, die nah den Massen von heute aufgewachsen sind und ein Gespür für zeitgenössische Posen und Gesichter haben. Und dieser Schaufensterskulpteur hält mit Spott nicht hinterm Berg. Hier steht nicht der elegant herausgeputzte wächserne Gockel von früher, sondern zum Beispiel ein sich aufblasender, schwitzender Gnom mit glasig trüben Augen oder ein Sportler mit übertrieben energischer Kinnlade, ein barbrüstiger Astheniker mit hervorstechendem Adamsapfel oder ein feister Hüne mit über den Kragen quellenden Speckfalten.

Es gibt Fenster, vor denen beständig eine feixende Menge steht, so als wäre es ein gut gemachtes humoristisches Journal.

Um das Publikum in den Weihnachtsausverkauf zu locken, hat das KaDeWe im Schaufenster den Ansturm von Kundschaft auf die Ladentische inszeniert. Also eine sich rasend gebärdende Menschenmenge hinter Glas, die den Passanten den Hintern zuwendet – desgleichen die Tüten mit den bereits getätigten Einkäufen, um sie nicht zu zerdrücken.

Die Idee war gut, half aber wenig. Das Gedränge im Schaufenster blieb ein Traum, der Weihnachtsboom fand nicht statt. Krise!

Als danach Geschirr in den Ausverkauf ging, konnte man an der Rückwand des Schaufensters einen runden Tisch voller Teller, Pötte und Schüsseln erblicken; um den Tisch platziert die Familie – jedoch von oben, sozusagen von der Zimmerdecke aus gesehen. Man blickte von der Straße auf Scheitel, Glatzen, Zöpfe und Kindsköpfe.

Kaum begann der Möbelausverkauf, war das Schaufenster in Zimmer unterteilt, in denen Wachsmenschen

lebten – saßen und redeten, sich rasierten, einander einschenkten.

Und als Dienstbekleidung ins Angebot kam, platzierten die Künstler vier beschürzte Stubenmädchen vor dem Hintergrund riesiger schwarzer Schatten, das waren die „Schürzenjäger“: Boxer, Polizist, Schornsteinfeger und Briefträger.

Schließlich: Sportartikel-Ausverkauf! Und wieder an der Rückwand eine Vogelperspektive, diesmal auf ein Stück Strand. Herr Wachsmann, bäuchlings im Sand, die Nase in einer Zeitung, Frau Wachsmann an seiner Seite, den Kopf unterm Schirm... Werbung, die stumm etwas erzählt. Und selbst da, wo nichts erzählt wird, dient das vom Künstler entworfene Prisma des Schaufensters stets nur dem einen, erschöpfenden Zweck: Kauf mich!

Wird es im Sozialismus Leuchtreklamen geben? Werden die Künstler im sozialistischen Staat ihre Kreativität in Schaufenstern verausgaben?

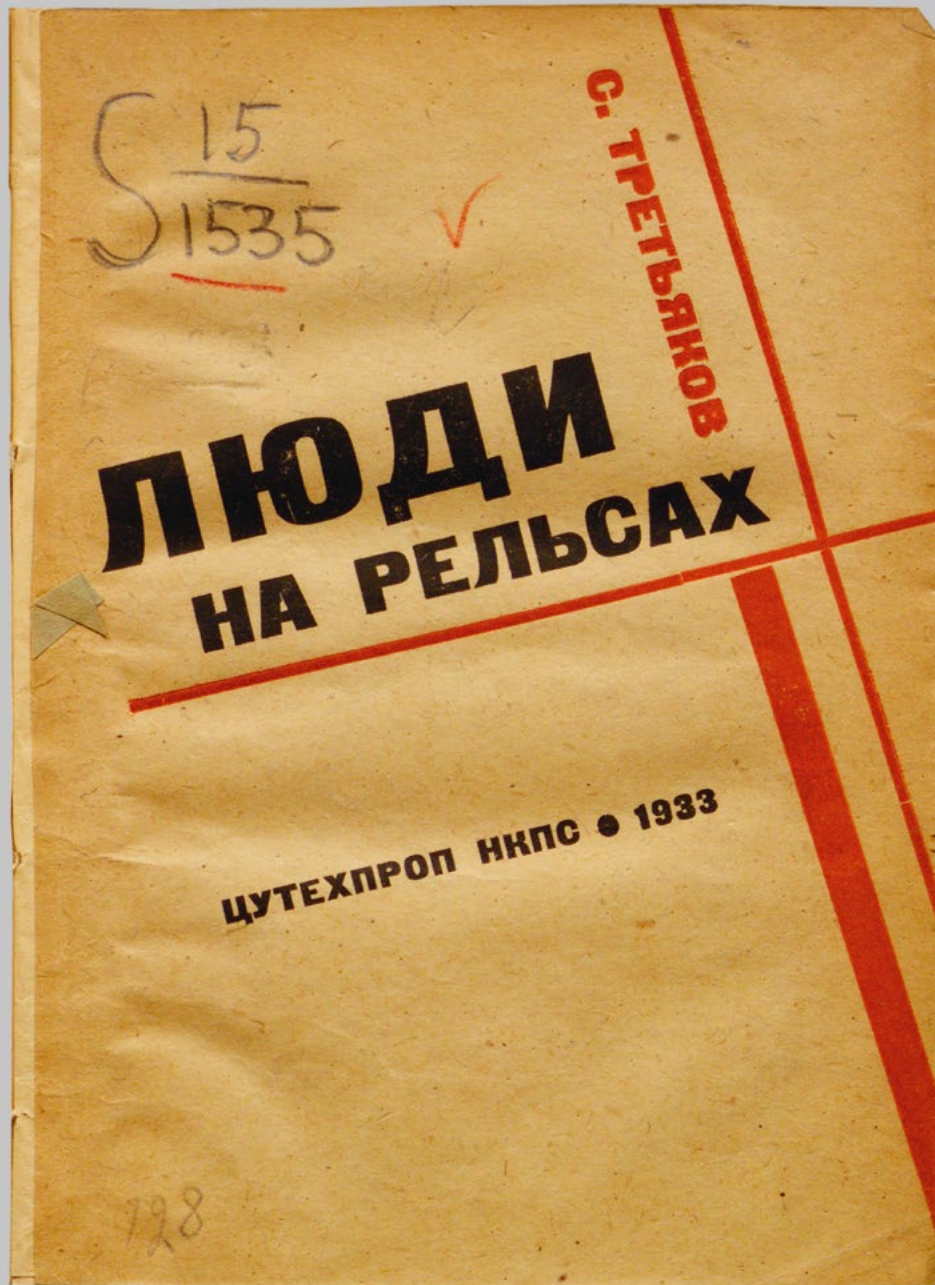
An dieser Frage entzündete sich auf einer von Berlins Straßen ein heftiger Streit. Er würde es nicht zulassen, seiner unter Strom zuckenden Straße die Farben zu stehlen, echauffierte sich ein in seine Stadt vernarrter Berliner. Mag sein, dass sich in diesem Widerstand die profane Manie eines Lichtsüchtigen manifestiert; tatsächlich schien seine Schaufensterlust rein ästhetischer Natur, gegen alle Kaufreize war er immun.

Aber im Ernst: Was soll aus diesen Vitrinen werden? Den Knüppel herzunehmen, die Scheiben einzuschlagen und die Straßen ins Dunkel zu legen wäre zu einfach, es wäre dumm und anarchisch. Brauchen wir denn etwa keine Schaufenster?

Was wir nicht brauchen, ist eine Vitrine, die andere übertrumpfen muss. Keine, die hypnotisiert. Keine Los-jetzt-kauf-mich-Vitrine und keine geldabsaugende.

Außer dass Schaufenster Hysterie und Kaufzwänge schüren, könnten sie die Dinge aber auch vorführen, ihren Gebrauch lehren.

Richtig ist, dass die ‚Geschäfte‘ im Sozialismus zur Distribution bestimmt sind. Hier können Preislisten die Auslagen ersetzen. Mithin böte sich an, die Schaufenster von den Verkaufsstellen zu emanzipieren und zu ständigen Ausstellungen umzufunktionieren. Jede neue Erfindung, jedes Ding, welches das menschliche Leben erleichtern soll, gehörte dort ausgestellt. Vor und nicht während des Kaufes sollte der Mensch sich darüber klar werden, wie und wozu man den einzelnen Gegenstand gebraucht und ob er für ihn Verwendung hat. Er kann dort mit ihm ‚warm‘ werden, bekommt jede Erläuterung, die er braucht, damit ihm dieser Gegenstand auch wirklich nützt. Und dann geht er und erwirbt ihn im sozialistischen ‚Geschäft‘, das keiner Reklame bedarf und keines inständig flehenden Verkäufers, dem die Krise im Nacken sitzt: Nun kauf doch endlich!



MENSCHEN AUF SCHIENEN

Cover des 1933 erschienenen schmalen Skizzenbandes *Menschen auf Schienen* über das Eisenbahnwesen. Von den sieben Skizzen des Bandes sind hier drei aufgenommen, darunter die Skizze „Marschrutka“, in der Tretjakow sein Programm für ein neues Genre der informativen Reiseskizze vorstellt. Alle Übersetzungen aus diesem Skizzenband stammen von Maria Rajer.

Die Eisenbahner hatten kein Glück in der Literatur, nicht zu vergleichen mit anderen Verkehrsfachleuten wie den Seefahrern, von denen die Literatur geradezu überquillt und die Schriftsteller haben, die sich nur mit ihnen beschäftigen.

Die Eisenbahn wurde vom Schriftsteller meist nur als eine gefällige Dekoration benutzt. Wie oft haben Schriftsteller, je nach Genre, zum „einschläfernden“, „zermürbenden“ oder „bedrückenden“ Rattern der Räder Eisenbahngespräche geführt und dabei eingehend das Schnarchen der Mitreisenden oder den Widerschein der Abteilerkerze auf der Nase ihres Gesprächspartners studiert.

Während die Bahnhöfe mit ihren Weichen, Lokschuppen und roten Schirmmützen an ihnen vorbeiflogen, fremd, einer wie der andere und höchstens durch die unterschiedlichen Butterbrote oder Gummibäume in den Wartesälen der ersten Klasse in Erinnerung geblieben.

Fremd, gesichtslos und ohne Stimme blieb auch der Fahrer, der irgendwo weit vorn in der schnaufenden Dampflokomotive stand.

So war es zu Zeiten, als die Schriftsteller noch keine Herren im Land waren, sondern bestenfalls Bittsteller darin. Erst der Oktober hat den Schriftsteller dazu berufen, gemeinsam mit vielen anderen im Land zu wirtschaften.

Passagier und Zug sind sich wohl erstmals in jenen Tagen produktiv begegnet, als die Front ins Hinterland zurückkehrte, als die Stadt Hamsterfahrten aufs Land unternahm, als die Fabriken auf der Suche nach Rohstoffen ins Umland drangen. Damals hat sich der gesichtslose, kasperhaft dumme „Dampfmaxe“ in einen wirklichen Lok- und Zugführer verwandelt. Der Zug hielt auf halber Strecke an und die Passagiere stiegen aus, um Bäume zum Befeuern der Lok zu fällen, erst da lernten sie die Feuerung als etwas

Handfestes und Nützliches kennen. Die Passagiere kamen und horchten, wie die Dampflok atmet, brachten ihr eimerweise Wasser und empfanden danach jede Radumdrehung als das Werk ihrer Hände.

Allerdings machte sie dort die allgemeine Not zu Herren.

Heute ist es die allgemeine Freude am Aufbau, die uns zu Herren macht.

Wir fuhren und lauschten – schafft sie es, schafft sie es nicht, schafft sie es, schafft sie es nicht, sie muss es schaffen.

Und sie schaffte es und schon gingen alle, die Lok vergessend, ihrer Wege, nur im Gehirn eines zufälligen Schriftstellers blieb der Augenblick dieser sorgenvollen Verantwortung hängen, um sich später auf dem Papier niederzuschlagen.

Es kam der Fünfjahrplan in all der Größe seiner Vorhaben und Beanspruchung der Menschen. Ein Lokführer fuhr das Erz zu den Hochöfen, er muss sich als Herr dieses Hochofens begreifen. Ein Stahlarbeiter walzte Schienen, er ist einer von mehreren Millionen Herren des Verkehrswesens.

Der Schriftsteller ist aus der geselligen Heimeligkeit seines Abteils aufgeschreckt worden. Er hat im Gang veraltete Fotografien unserer Baustellen gesehen und verärgert reagiert: Warum werden sie nicht erneuert? Er hat aus dem Fenster gesehen, einen Lokschuppen, wie es sie hundertfach gibt, erblickt und sich zufrieden gesagt:

„Die Jungs vom Bahnhof ‚Sima‘ haben es richtig gemacht! Die 200 Stoßarbeiter haben ein Buch über ihre Arbeit geschrieben.“

Dann stattete er der Lok einen Besuch ab und erfuhr, dass sein Zugführer im Wettbewerb vorn lag, spürte den Stolz und behielt fortan die Uhr im Auge, ob die Fahrdienstleiter den Zug auch rechtzeitig abfertigten. Er zählte

mit, wie viele Züge mit Koks ihnen in der letzten halben Stunde entgegengekommen waren, und hörte auf, sich wegen der Hochöfen zu sorgen, die am Morgen schlechte Zahlen in der Zeitung gehabt hatten.

Aber das ist erst der Anfang.

Die Eisenbahn ist ein kompliziertes Land, und auch die Menschen darin sind besonders und müssen erforscht werden.

Es gab einen schändlichen Moment, als dieses Land versuchte, sich als neutrale Zone zwischen die Roten und die Weißen zu legen. Die Zeiten des WIKShEL.*

Im Bürgerkrieg wurden das Land und seine Menschen von Feinden gebeutelt und mit Blut besudelt, nicht wenige seiner Eisenbahner waren Lokführer in den Panzerzügen der Roten.

In diesem Land herrschen ungewöhnliche Vorstellungen vom Raum, die Loks fahren hier von Depot zu Depot wie von einem Zimmer ins andere. Der Weg von Moskau nach Baku ist hier viel kürzer als von Serpuchowo in ein Dörfchen, das 30 Kilometer entfernt liegt.

Der Fünfjahrplan formt dieses Land und seine Menschen. Aus Sekunden der Verspätung werden Stunden und Tage, die uns ganze ungebaute Fabriken kosten. Aus den aufgeholten Sekunden und einem fürsorglichen Blick mehr auf ein Achslager oder einen Kolben entstehen vorfristig fertiggestellte Giganten.

Der Schriftsteller geht zu den Eisenbahnern. Der fortschrittliche Eisenbahner kommt in die Literatur.

Mein Sammelband besteht größtenteils aus operativen Skizzen, die ich Anfang 1932 während meines Aufenthalts im Bahnhof Debalzewo schrieb, wo ich mit der fahrenden Redaktion der *Pravda* im Einsatz war.

Moskau, 21.12.1932

Verstanden

Sie sind unterwegs auf einer zweigleisigen Strecke. Normalerweise sollte der Zug auf dem rechten Gleis fahren, doch plötzlich sehen Sie, dass sich das rechte Schienenpaar unter ihrem Fenster schlängelt und Sie auf dem linken Gleis fahren, welches für die entgegengerichteten Züge bestimmt ist. Sie fragen den Schaffner:

„Was ist los, warum fährt der Zug so seltsam?“

Der Schaffner erwidert:

„Der Zug fährt auf dem falschen Gleis.“

„Und wer hat ihn auf das falsche Gleis geschickt?“

„Der Dispatcher.“

Ihr Personenzug steht im Bahnhof. Er wurde angehalten, damit ein heraneilender Schnellzug ihn überholen und voranpreschen kann.

Wer dem Schnellzug das Überholen erlaubt hat?

Der Dispatcher.

Eilig verlässt eine einsame Reservelok den Bahnhof. Vielleicht, um eine kaputte Lok zu ersetzen. Vielleicht, um abgekuppelt vom Wagenzug den Tank am nächsten Wasserkran zu füllen. Vielleicht, um einen anderen Zug zu verstärken.

Wer sie losgeschickt hat?

Der Dispatcher.

Sie gehen durch die Diensträume eines großen Knotenbahnhofs. Wie immer sind alle Büros völlig überlaufen. Hier eine Bescheinigung, dort eine Genehmigung, man fragt sich durch, bis man den Zuständigen findet, berät, erörtert, einigt sich. Sogar in der Telegrafienstelle, an deren Türen das Schild „Unbefugten ist das Betreten verboten“ hängt, huschen ständig Leute ein und aus.

Aber es gibt eine Tür, hinter der eine sorgfältig gehütete Stille herrscht; in dieser Stille sprechen zwei Stimmen: eine

natürliche Menschenstimme und eine künstliche, metallene, die aus der Muschel eines Lautsprechers scheppert.

Das ist der Dispatcher.

Mitte des letzten Jahrhunderts gab es an einem amerikanischen Bahnhof einen furchtbaren Stau. In atemberaubender Schnelle hatten einfahrende Züge alle Haupt- und Abstellgleise blockiert. Vorn am Bahnhof nahm man keine Züge mehr auf, aber hinten fuhr immer neue ein. Schließlich kam der Verkehr zum Erliegen. Stau. Stillstand. Tod durch Sklerose.

Da eilte ein hochrangiger Verkehrsingenieur zu der toten Stelle und machte sich daran, eines der bemerkenswertesten Schachprobleme der Welt zu lösen. Er zwängte Waggons möglichst dicht auf Abstellgleisen zusammen, zerpflückte Züge, verdichtete nochmals, indem er sie auf belegte Gleise ließ, pustete die Hauptgleise frei, schickte Züge auf nahegelegene Haltepunkte und hatte schließlich den Knoten entwirrt.

Der Dispatcher war geboren.

Aus dem Chaos des erstorbenen Verkehrs war ein Plan entstanden und ein Planer, der das Sagen hatte. Es vollzog sich die theoretische Wende vom dürftigen Empirismus des Streckenwärters, dessen Horizont nicht über zwei Flügelsignale oder bestenfalls zwei benachbarte Bahnhöfe hinausging, hin zur Weitsicht eines Dispatchers und seinem operativen Kampf gegen jedwede Unvorhersehbarkeit, die die perfekte Abstraktion des Fahrplans zu beschädigen drohte.

Mit der Entstehung eines Dispatcherdienstes sparte die Eisenbahn sofort Millionen ein, die zuvor durch Standzeiten, Störungen im Fahrplan oder Zusammenstöße angefallen waren, denn ohne einen Dispatcher, der einen Eisenbahnknotenpunkt auf Hunderte Kilometer überschaut, sind diese schwer vorherzusehen.

Am Knotenpunkt Debalzewo, der seine stählernen Klauen bis zu den Minen des Donbass und den dortigen Fabriken ausstreckt, lernte ich einen Dispatcher und seinen Dispatcherdienst kennen. Fast zwei Drittel aller Ausfahrten aus dem Donbass passierten Debalzewo. Täglich spuckte der Knotenpunkt 3.000 beladene Wagen aus und nahm 3.000 leere wieder auf – nicht eingerechnet die Durchgangszüge aus anderen Regionen, Personenzüge sowie Güterzüge mit Salz, Eisen und Stahl, Getreide und sonstigen Lebensmitteln.

Im Dienstraum des Dispatchers steht ein riesiger Tisch. Davor hängt eine Präzisionsuhr. Der Tisch hat eine hohe Rückwand. Daran befestigt ist ein Scherenarm aus Metall mit einem Fernsprechmikrofon. Mithilfe dieser Ziehharmonika kann das Mikrofon dem Mund des Dispatchers überall hin folgen, sodass er sich nicht verrenken muss. Daneben ist ein gewöhnlicher Lautsprecher, unter ihm ein länglicher Kasten mit Schloss. Das ist die Fernsprechanlage. Im Lautsprecher sind alle Bahnhöfe im Umkreis von 200 Kilometern vertreten. Alle Sekunde ruft jemand (leise, kaum hörbar): „Dispatcher.“

„Hier Dispatcher“, antwortet die am Tisch sitzende Person, ohne den Kopf zu bewegen, und seine Worte fallen direkt in das von der Scherenhand fürsorglich herangetragene Mikrofon. „Hier Swerewo“, sagt die Sprechanlage leise; das ist der am weitesten entfernte Bahnhof.

„Suui-su-ätsch-uä“, donnert der Lautsprecher in dem kleinen Zimmer wie ein Kanonenschuss.

„Hier Dispatcher“, erwidert das Zimmer, nachdem das geübte Ohr in diesem Krach das Wort „Dispatcher“ ausgemacht hat.

„Hat-sss-bäm-bum-ba-sch!“, donnert es im Lautsprecher, und der Dispatcher weiß, dass es der Bahnhof Chazepetowka ist. Er liegt ganz in der Nähe, deswegen hört

man ihn auch so übermäßig gut, dass ein uneingeweihter Mensch überhaupt nichts versteht.

Es sind Zugmelder, die da rufen, sie sitzen an den Meldeapparaten der Bahnhöfe und informieren den Dispatcher, den Kommandeur allen Verkehrs, über ankommende und abfahrende Züge, erkundigen sich nach Anfahrten, verlangen Rat und Hilfe, wenn sie nicht wissen, wohin sie einen einfahrenden Zug aufnehmen sollen, oder wenn ein Lokführer außer sich gerät und verlangt, vorgelassen zu werden, anstatt stundenlang auf den Gleisen zu warten; der Bahnhof lässt ihn nicht, denn nur wenige Stationen entfernt eilt ein Schnellzug heran und will, dass ihm alle anderen Züge Platz machen.

Der Dispatcher ruft den Lokführer an. Mit größter Neugier höre ich ihr Gespräch.

L O K F Ü H R E R: Ja.

Und nach diesem „Ja“ prasseln die Beschwerden: über den Kontrollposten, der die Abfahrt verzögert hat, über die Bahnhofsvorsteher, die den Zug aufgehalten haben und ihm dann auch noch eine frühere Abfahrtszeit in den Fahrauftrag eintragen wollten, und wenn er jetzt noch den Schnellzug vorlässt, wird er seinen Fahrplan überhaupt nicht mehr einhalten können – weiß der Teufel, wann er seine Lok dann wieder ins Depot bringt.

D I S P A T C H E R: Gut. Du weißt, dass wir nur 24 Minuten haben? In 24 Minuten muss der Schnellzug an der Station raus.

L O K F Ü H R E R: Weiß ich. 24 Minuten reichen mir für den Abschnitt.

D I S P A T C H E R: Dampf tritt keiner aus?

L O K F Ü H R E R: Nein.

D I S P A T C H E R: Hast du gute Kohle?

L O K F Ü H R E R: Hab ich.

D I S P A T C H E R: Kein Druckabfall beim Anstieg?

L O K F Ü H R E R: Hör zu, du hast mein Wort: 24 Minuten. Wenn nicht schneller.

D I S P A T C H E R: Gut, dann los.

„Gib ihn zur Abfahrt frei“, sagt er nun zum Fahrdienstleiter des Bahnhofs.

„Verstanden“, erwidert der Fahrdienstleiter.

Dieses „Verstanden“ ist im Fahrdienst genauso ein Fachwort der Subordination wie das „Aye“ in der Seemannssprache.

Im Dienstraum herrscht eine Sekunde lang Schweigen, der Dispatcher dreht sich zu mir um und erklärt:

„Erstens weiß ich, dass seine Lok wirklich in Ordnung ist, sie kommt gerade aus der Werkstatt, und auf die Reparatur ist Verlass, und zweitens höre ich an der Stimme, dass er ausgeschlafen ist und in seinem Atem nicht ein Tropfen Alkohol. Sonst hätte ich ihn nicht nur nicht auf den Streckenabschnitt gelassen, sondern überhaupt von der Lok geholt.“

Dann greift der Dispatcher zu einem Bleistift und trägt die Abfahrtszeit in eine Tabelle ein.

Das Blatt ist auf einem Reißbrett ausgebreitet, das leicht schräg steht und dem Dispatcher bis vor die Brust geht. An der senkrechten Rückwand des Tisches hängt ein Bildfahrplan. Darin sind die Fahrten der Züge in Stufenform eingezeichnet. Vom linken zum rechten Blattrand verläuft die Zeitachse. Von einem Feld zum nächsten führt eine abfallende Stufe – das ist die Fahrt des Zuges.

Manche Stufen sind steil, geradezu senkrecht, mit winzigen waagerechten Absätzen in den Feldern der jeweiligen Bahnhöfe. Das sind die Schnellzüge. Der senkrechte Abfall heißt, dass sie rasend schnell von Bahnhof zu Bahnhof fliegen, und die schmalen Horizontalen sind die kurzen Haltezeiten.

Neben ihnen sind Stufen mit großen Absätzen (lange

Haltezeiten) und geringer Steigung (langsame Fahrt) – das ist die Bewegung der Güterzüge.

Wieder bellt die Sprechanlage: „Dispatcher!“

„Hier Dispatcher.“

„Zug Nr. 1 ist eingefahren.“

Der Dispatcher notiert in der Spalte für den betreffenden Bahnhof auf dem großen Blatt die Ankunfts- und Abfahrtszeiten mit einem Rotstift, dann nimmt er sich ein Zelluloidlineal und zieht zwischen die schwarzen Bleistiftlinien eine dicke rote – das ist die Farbe der Personenzüge.

Mit einem Satz ist der Schnellzug dem schleichenden Güterzug vor ihm einen ganzen Streckenabschnitt nähergekommen. 15 Minuten später taucht die rote Linie auf dem nächsten Streckenabschnitt auf. Sieben weitere Minuten und der Schnellzug wird an jenem Bahnhof halten, von dem der Dispatcher dem Güterzug freie Fahrt gegeben hat. Wenn der Güterzug nicht binnen zwei Minuten in den nächsten Bahnhof einfährt und den Streckenabschnitt für den Schnellzug freigibt, werden die darauffolgenden für den Dispatcher sehr unangenehm, denn daraus erwüchse dem Schnellzug eine Verspätung, die der Dispatcher durch seine Kombination verschuldet hätte.

Der Dispatcher wartet.

Noch eine Minute. Der Dispatcher sagt:

„Ohne Risiko geht es nicht. Wenn ich alle Züge auf dem Weg des Schnellzugs aus dem Verkehr nehme, stauen sich die nachfolgenden, der ganze Fahrplan verzögert sich und wir kommen mit dem Pensum des Tages bis 18 Uhr nicht durch, da ist der Eisenbahntag nämlich zu Ende...“

„Dispatcher!“

„Hier Dispatcher.“

„Güterzug eingefahren in...“

Mehr muss der Dispatcher nicht hören, er lässt ein

kurzes „Sekunde!“ fallen und ruft den vorausgehenden Bahnhof an.

„Schnellzug zur Abfahrt freigeben!“

Dann notiert er die Ankunftszeit des Güterzugs und sagt, nun schon zurückgelehnt:

„Mensch, hat der mich erschreckt. Ich dachte schon, er schafft es nicht. Guter Junge, hat sein Wort gehalten.“ Und erklärt mir dann: „Was wäre ich denn für ein Dispatcher, wenn ich den Zügen nur hinterhertröten und ihren Lauf notieren würde. Ich muss kombinieren, Risiken eingehen.“

„Dispatcher!“

„Hier Dispatcher.“

„Hier Schtschetowo. Welche soll ich abfertigen?“

„Welche sind rein?“

Die Aufzählung der Wagenzüge nimmt Zeit in Anspruch. Drei Personenwagen, ein beladener Güterwagen, 55 Leerwagen, Gewicht 570...

„Gut. Ist der 822er raus? Welche Lok? Brennstoff?“ Der Bleistift schreibt die Antworten mit. „Wie viele Gleise sind frei?“

„Drei Gleise.“

„Zug in Anfahrt. Steht der Zug für Debalzewo?“

„Ja.“

„Ankuppeln!“

„Verstanden.“

Bald ist es 18 Uhr. Die Sprechanlage plärrt ohne Unterlass. Dabei gibt es nicht nur einen Dienstraum, sondern vier. Ständig muss der Dispatcher vom Tisch aufspringen und ins Nachbarrevier eilen, um den Zugtransfer über einen Umweg zu koordinieren, wenn das direkte Gleis belegt ist.

„Ach herrje, das Revier ist zu groß! Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht!“ Der Dispatcher bringt es sogar noch fertig zu scherzen.

„Dispatcher!“

„Hier Dispatcher.“

„Schtschetowo hat mir die Zugmannschaft gesprengt.“

„Schtschetowo!“

„Hier Schtschetowo.“

„Wo sind die Leute?“

„Zwei wurden nach Antrazit geschickt, wo der Rest ist, weiß ich nicht. In Kartuschino vermutlich.“

„Kartuschino braucht die Mannschaft nicht. Was sollen die da? Fliegen fangen? Treiben Sie die umgehend wieder auf!“

„Verstanden.“

„Antrazit! Antrazit!“

Aber Antrazit schweigt. Stattdessen ruft ein anderer Bahnhof an.

„Dispatcher!“

Und der Mann am Tisch antwortet erschöpft:

„Hier Dispatcher.“

Sie werden ausgebildet wie Piloten. Die besten Bahnhofsvorsteher kommen, wenn sie die Anordnung der Stationen verinnerlicht und alle Steigungen, Lokführer, deren Züge und ihre Besonderheiten wie die eigene Westentasche kennen, zum Dispatcher an den Tisch. Dort schauen sie lange zu, bevor sie übernehmen dürfen und die ganze Stationenkette per Konferenzschaltung anrufen, dann melden sich die Stationen der Reihe nach wie Kämpfer zum Appell mit Namen, hören die Dienstantrittsmeldung des Dispatchers und nehmen die „genaue Uhrzeit“ entgegen.

Der Dispatcher muss alle Stationen kennen, die Anzahl der Gleise, ihre Länge. Er muss jeden Bahnhofsvorsteher kennen, wissen, wer flink und wer behäbig ist, er muss berechnen können, wie lange jeder von ihnen braucht, um eine Aufgabe zu erfüllen. Er muss wissen, welche Züge die Station verlassen haben und sogar, welche Waggons auf welchen Bahnhöfen stehen.

Ich hörte selbst einmal, wie ein Dispatcher auf die Klage eines schusseligen Fahrdienstleiters, alle Gleise seien belegt, er könne den Zug nicht aufnehmen, erwiderte:

„Erzähl mir nichts! Auf Gleis vier hast du nur drei Waggons und auf Gleis fünf sind es nicht mehr als sechs. Und die Rangierlok steht frei herum. Schaff die sechs zu den dreien – dann hast du dein freies Gleis.“

Er sitzt da und löst Probleme: Wie lässt man drei Züge auf zwei Gleisen kreuzen oder vier auf dreien? Aber vor allem löst er sie in wenigen Sekunden, denn hier, im Eisenbahnverkehr ist jede verlorene Sekunde ein Desaster.

Wenn du minutenlang grübelst, hast du den Ruf der Schnarchnase weg. Verzettelst du dich in unnützen Belehungen der Fahrdienstleiter, schimpft man dich einen Moralisten. Gehst du zu viele Risiken ein, nennt man dich einen Draufgänger. Bist du zu zaghaft, heißt es, du bist ein Feigling und Schablonenheini.

Einmal sah ich, wie auf einem Bildfahrplan im Schrägen der Fahrten eine weiße Lücke entstand, in der eine einsame Zickzacklinie wie ein lateinisches W prangte. Auf dem Streckenabschnitt hatte sich ein Zugteil entkuppelt, und während die Lok zurückfuhr, um die verlorenen Waggons zu holen, hatte ein vorsichtiger Dispatcher den Verkehr auf der Strecke komplett eingestellt. Er hatte nicht den Mut, ein anderes Gleis zu nutzen, um die verzögerten Züge durchzuschleusen, stattdessen machte er die Linie dicht und Hunderte Waggons mit dringend gebrauchter Ladung konnten den Bezirk an diesem Tag nicht verlassen.

Ein Dispatcher manövriert nicht nur mit Gleisen und Streckenabschnitten. Auch sein Fahrplan ist beweglich. Die Fülle von Schrägen auf dem Blatt markiert die maximale Anzahl der Züge, die eine Strecke passieren können, wenn alles wie ein Uhrwerk, auf die Sekunde genau funktioniert. In Wirklichkeit sind weniger Fahrten im Plan, und

die freibleibenden Gleise sind für Züge, die dem Fahrplan unfreiwillig hinterherfahren.

Das nennt man einen fakultativen Zugverkehr.

Hat ein Ablaufberg den Wagenzug nicht rechtzeitig bereitgestellt oder das Depot die Freigabe der Lok verzögert, fällt der Zug aus dem Fahrplan und fährt im Fakultativ weiter. Fast 90 Prozent der Züge hinken dem Fahrplan irgendwann hinterher, die Aufgabe des Dispatchers ist es, diesen Zügen in den Plan zurückzuhelfen, anstatt auf das Fakultativ auszuweichen.

Stolz erzählte man mir, wie der Dispatcher Popow am 22. Dezember letzten Jahres einen besonders vertrackten Tag voller Staus und Verzögerungen meisterte und dafür im Rundschreiben der Kreisdienststelle belobigt wurde.

Er entwirrt die Staus mit mutigem Vorgehen, das ausgezeichnete Kombinationsgabe voraussetzte, indem er beispielsweise zwei Züge auf einem Gleis unterbrachte. Die Aufnahme eines Zuges auf ein belegtes Gleis ist eine riskante Angelegenheit. Man muss großes Vertrauen in den Lokführer des auffahrenden Zuges, das Bremspersonal und die Qualität der Bremsen haben, um so eine Anweisung zu geben.

Die Dispatcher von Debalzewo sind aufgeweckte Naturen. Nizijewski zum Beispiel ist eine öffentliche Person, als Rationalisator weit über die Grenzen seines Reviers bekannt. Oder Alymow, er arbeitet präzise und lässt sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Und viele, viele andere.

Bei einer Dispatcherversammlung hörte ich beide reden. Da wurde mir klar, wie sehr diese verantwortungsvolle Arbeit immer noch unterschätzt wird. Jeder meint, seine Nase ins Dispatcherbüro stecken zu dürfen, bis hin zu Frauen, Kleinkinder auf dem Arm, die mit irgendeinem Anliegen im Bahnhofsgebäude umherwuseln. Ständig schauen Dispatcher, die gerade nicht im Dienst sind,

vorbei, rauchen und lenken von der Arbeit ab. Ihnen kann man allerdings am wenigsten einen Vorwurf machen: Sie übernehmen bald den Dienst, für sie ist es wichtig zu wissen, wie ihr Vorgänger die Zugfiguren auf dem operativen Schachbrett angeordnet hat. Sie zeigen das fachkundige Interesse jener Schachspieler, die einem spielenden Paar stundenlang über die Schultern sehen können.

In Dispatcherbüros gibt es keine Teppiche, obwohl sie hier am Platz wären. Eine absolute Notwendigkeit und kein Luxusgegenstand. Und der Tisch, das Lenkrad eines Dispatchers, will bis ins letzte Detail durchgeplant sein, dabei gälte es, alle westlichen Errungenschaften der Technik einzusetzen, um beim Notieren von Zahlen oder Linienziehen Zeit zu sparen. Die besten Dispatcherbüros sind so eingerichtet, dass der Auslastungsgrad von Gleisen durch Waggon-Plättchen aus Metall gekennzeichnet wird, die an einem magnetischen Stationsplan haften.

Aber das Wichtigste ist: Der Dispatcher muss sich ausschließlich mit seiner verantwortungsvollen Arbeit befassen und nicht etwa – wie auf der Versammlung zu hören – damit, Draisinen zuzuweisen, Sitzplätze zu reservieren, Übernachtungsmöglichkeiten für Reisende zu organisieren, nach Begleitwagen zu fahnden, irgendwelche Bescheinigungen auszustellen oder gar Zugpferde zu mieten.

Im Zentrum aller Fragen steht eine klare Aufgabenverteilung im Dispatcherdienst.

Der Bereichsdispatcher hat eine Schicht von acht Stunden, ein Fahrdienstleiter von zwölf Stunden. Ist es also besser, wenn der Dispatcher acht Stunden arbeitet und dann 24 Stunden frei hat, oder wenn er im Achtstundentakt – zweimal acht Stunden, dazwischen acht Stunden Pause – arbeitet und anschließend gleich zwei Tage frei bekommt? Die zweite Variante sei besser, meinen die Dispatcher. Denn dabei verliere man nicht den Überblick

über die Kombinationen, die man in den zurückliegenden acht Stunden erstellt hat. Bei einer Pause von 24 Stunden gehe alles, was man sich überlegt habe, verloren oder würde vom Nachfolger verworfen.

Der Dispatcher arbeitet acht, der Fahrdienstleiter zwölf Stunden; das heißt, dass der Dispatcher mit ca. 80 verschiedenen Leuten zusammenarbeiten muss. Wenn man aber nur eine Schicht einrichtete, eine feste Truppe im gesamten Streckenbereich des Dispatchers, die einander kennt und auch an der Stimme erkennt, deren Dienst gleichzeitig beginnt und endet, hätte man anstatt 80 lose verbundener Menschen eine Faust aus 18 eingespielten Personen. Die Rationalisierungsvorteile einer solchen Veränderung wären enorm.

Der Dispatcher muss die Bemühungen verschiedener Fahrdienste zielgerichtet bündeln, die nicht selten versuchen, sich gegeneinander auszuspielen und die eigenen Versäumnisse jemand anderem aufzubürden.

Denken wir nur an das ewige Hickhack zwischen Lokführern und Fahrdienstleitern. Der Lokführer ist beim Verlassen des Bahnhofs stets darauf aus, sich fünf Minuten später abzumelden, um Zeit für den nächsten Streckenabschnitt zu gewinnen, während der Bahnhofsvorsteher ihn fünf Minuten früher eintragen will, um die Standzeit der Züge im Bahnhof möglichst gering zu halten.

Und wie viel Trickserei gibt es zwischen den Dispatchern zweier benachbarter Reviere! Dass einer dem Nachbarn einen Zug unterjubelt, seine Züge in den Zuständigkeitsbereich des anderen abwälzt, Hauptsache das eigene Manövrierefeld ist rechtzeitig wieder frei – solche Dinge sind an der Tagesordnung.

Kaum ein Beruf verlangt so viel Planung und Operativität wie der des Dispatchers. Verstand und Durchsetzungsvermögen eines Dispatchers sind gefordert wie

bei einem kompetenten Truppenführer im Gefecht oder einem Schachspieler, wenn er Blitz spielt und für den nächsten Zug nur drei Sekunden Bedenkzeit hat. Nicht ohne Grund zeigt sich bei psychotechnischen Tests, dass gerade Dispatcher über besonders gute kombinatorische Fähigkeiten verfügen.

Bei uns weiß man so gut wie nichts über diesen Beruf, doch er verdient es, dass man viel über ihn weiß, dass Kinder Dispatcher spielen und davon träumen, Dispatcher zu werden. Das Dispatcher-Spiel – so ähnlich wie Schach, nur komplexer – muss noch erfunden werden. Ein Spiel für zwei oder mehr Personen. Der Spieler müsste die Gleise der Zwischenstationen verwalten, sie richtig nutzen und nicht nur einen Spielzug machen, sondern mehrere gleichzeitig.

Im Unterschied zum Egoismus des Schachs, wo es darum geht, den Gegner zu vernichten, soll es bei diesem Spiel um etwas Anderes gehen: Nicht derjenige gewinnt, der seine Züge zum gegnerischen Bahnhof gebracht und sie auf dessen Zielgleisen platziert hat, sondern derjenige, der seinen Zugbestand schnell und geordnet über die Grenzen seines Bereichs geschafft und anschließend die Züge seines Partners im eigenen Bahnhof untergebracht hat.

Marschrutka

Es gibt kaum etwas Sinnloseres als den Zeitvertreib von 90 Prozent unserer Zugreisenden während der Fahrt, vor allem auf weiten Strecken.

Man muss die Zeit totschiessen. Und man schlägt sie tot durch übermäßigen Schlaf, Essen im Halbstundentakt, wahllose Lektüre, Herumstehen am Fenster und Zuschauen, wie die Telegrafenkabel auf und ab gehen, wie die Schornsteine der Fabriken langsam rückwärts gleiten, wie Traktoren über Felder fahren – und sonst nichts.

Außer natürlich, es ergibt sich die Möglichkeit, die Koffer zusammenschieben und eine schier unendliche Partie *Préférence* zu spielen.

Ab und zu springt mal jemand mit aufflackerndem Interesse ans Fenster:

„Gleich kommt der Grenzpfahl zwischen Europa und Asien.“

„Gleich kommt die Brücke, ich weiß nur nicht mehr, über welchen Fluss: Irtysch oder Ob.“

„Der weiße Berg da drüben ist der Elbrus.“

Ergänzt man dieses Wissen noch um die Erkenntnisse, an welchem Bahnhof es Dickmilch gibt und wo man nicht mal heißes Wasser bekommt, ist das auch schon alles, was ein Passagier von seiner langen Reise mitnimmt.

Dabei könnte so eine Reise mit einer ganzen Universität mithalten.

Ein unfassbar reiches Leben zieht an den Fenstern vorbei. Man muss es nur sehen können.

Ich weiß noch, mit welcher Neugier ausländische Reisende im Schnellzug durch Sibirien an den Fenstern klebten und etwas über das Gesehene erfahren wollten, und wie hilflos die Schaffner und Passagiere waren, die ihnen gern geholfen hätten.

Da sehen Sie einen Öltank, eingefasst von einem neuen Bretterzaun. Dort Traktoren mit funkelnden Radkränzen. Bestimmt von einer MTS.* Weiter hinten erhebt sich ein zinkfarbenes Getreidesilo mit baumelnden Ansaugrohren. Welche Felder fallen in seine Zuständigkeit? In welchen Kolchosen kämpfen, für uns vielleicht gar nicht sichtbar, hinterm Horizont, Bolschewisten und sonstige Stoßarbeiter gegen die Habgier der Kulaken?

Und da, inmitten der Gärten, liegt ein Herrenhaus versteckt, gleich daneben: Schornsteine. Ein Sowchos vielleicht? Oder eine Zuckerfabrik? Was leistete das Gut für

den Gutsbesitzer, womit dient es dem Sowjetland heute?

Da zuckeln Förderwagen mit Klinkersteinen eine Seilbahn entlang und hinterlassen auf den Feldern eine Spur aus herausgefallenen Bröckchen. Wie arbeitet sie, diese Fabrik? Vielleicht sind gleich hier, hinter diesen Mauern hervorragende Stoßarbeiter tätig, bei deren Erwähnung jeder Reisende aufmerken würde?

Schon ist der Zug wieder in einen Bahnhof eingefahren. Der Güterbahnhof ist eben vorbeigehuscht. Wollen wir Passagiere etwa nicht wissen, wie dieser Bahnhof seine Waggons entlädt und seinen winzigen Beitrag zum gigantischen Ziel leistet, das leider noch nicht erreicht wurde (66.000 Waggons pro Tag)?

Dann verändert sich die Farbe des Bodens, ein Kalkgürtel zieht sich bis zum Horizont. Er könnte davon berichten, welche Fabriken sich auf ihm befinden, welche noch gebaut werden sollen und welchen Beitrag zum Fünfjahrplan das leistet.

All das übersehen wir, aber wir wollen und sollten es sehen.

Es geht um eine Marschrutka, ein Streckenbuch, das dem Passagier erzählt, was er von seinem Fenster aus sieht, ihm all das nahebringt, was sein Auge im Vorbeifahren gar nicht erfassen kann: die Schneeschutzmauern aus Bäumen, die Flüsse, die er überquert, und die Windmühlen am Horizont, die Schornsteine der Fabriken, Pyramiden aus Kohlengrus daneben, die mächtigen Umrisse der Hochöfen, die gelben Dämpfe über den Schloten der Chemiefabrik, Traktoren, die über die Äcker fahren, Soja- und Sonnenblumenfelder, die Ölfördertürme, die Floßketten aus Baumstämmen in den Flüssen, den Stacheldraht vor den Brücken, der noch vom Bürgerkrieg dort ist, die Obelisken und die Hügel über den Gräbern der damaligen Kämpfer, die mit ihrem Heldenmut unser großartiges Land, das nun

den Sozialismus errichtet, den Klauen des Feindes entrissen haben.

Die Marschrutka wird dafür sorgen, dass der Passagier den Zug klüger verlässt, als er eingestiegen ist.

Sie wird den Blick schärfen, der vorher nur die Oberfläche der vorbeifliegenden Gegenstände wahrnehmen konnte.

Sie wird den Blick hinter den Horizont führen und dem Reisenden die Vergangenheit und die Zukunft des Gesehenen zeigen.

Nicht nur für uns, ebenso für Ausländer wird sie zu einer notwendigen Stütze, um das Land in seiner tatsächlichen sozialistischen Schöpferkraft zu erkennen und nicht nur vereinzelte Missstände wie fehlende Butterbrote an den Bahnhöfen oder die Lumpen eines Straßenkindes zu sehen.

Die Marschrutka sollte in der jeweiligen Fahrtrichtung des Zuges, von vorn nach hinten oder von hinten nach vorn, lesbar sein, was gewisse Anforderungen an den Aufbau stellt. Geschrieben werden könnte die Marschrutka einer Strecke von zwei Seiten aufeinander zu oder auch abschnittsweise.

Beispielsweise haben wir uns mit einigen Genossen aus Tiflis verständigt, dass wir eine Marschrutka Moskau-Batumi aufeinander zu schreiben wollen.

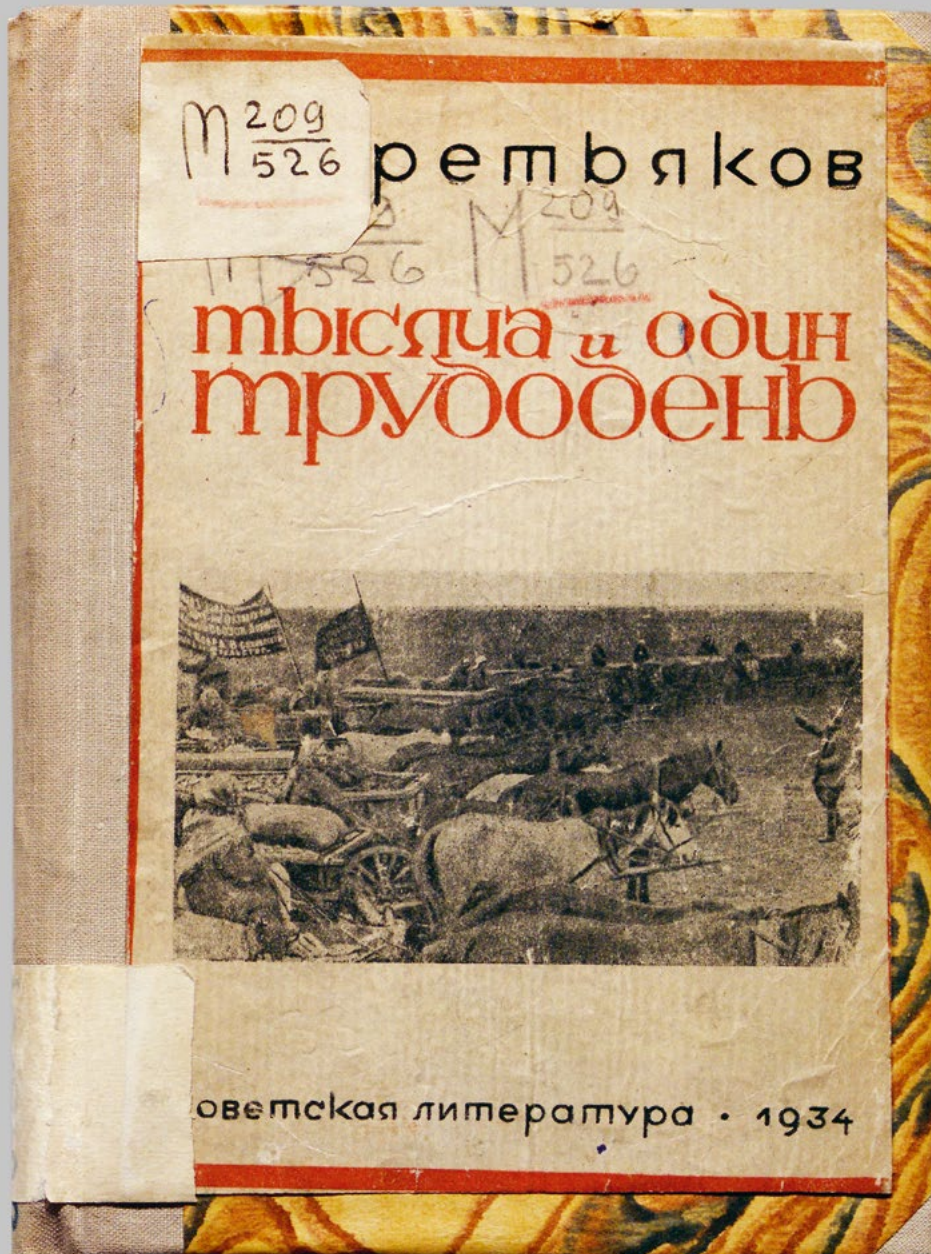
In dieser Methode ist der Wettbewerb bereits angelegt.

Aber nicht nur die vielbefahrenen und touristisch beliebten Strecken wie Wladiwostok – Negoreloje oder Moskau – Batumi benötigen eine Marschrutka, sondern auch Moskau – Taschkent oder Moskau – Murmansk, die Turksib und viele andere unserer Strecken.

Auch Flugstrecken bräuchten Marschrutkas. Dort sollte das Buch dem Passagier dabei helfen, sich in den eigenartigen Chiffren von Waldgebieten, Feldumrissen, unzähligen Flusswindungen und unermesslichen Weiten

zurechtzufinden. Und für unsere Wasserwege müssten Marschrutkas angelegt werden, als erstes für die Wolga, um die vorhandenen Reiseführer zu ersetzen, die nach dem Prinzip der Beschreibung von Landschaften und Sehenswürdigkeiten funktionieren, und stattdessen von den Baustellen zu erzählen, die das Gesicht des Landes verändern, und von den hervorragenden Menschen, die an diesen Baustellen wachsen und sie vorantreiben.

1001 ARBEITSTAG



Cover von Tretjakows drittem, 1934 veröffentlichten Kolchosband *1001 Arbeitstag*. In deutscher Übersetzung erschien *1001 Arbeitstag* bereits 1935 im Zürcher Ring Verlag. Für den vorliegenden Band hat Andreas Tretner die Skizze „Wie viel wiegt ein Tropfen“ neu ins Deutsche übertragen.

Traktoristen sind die Seeleute der Kollektivwirtschaften. Die übrigen, ob nun Schweinezüchter, Hockensetzer, Drescher oder Hirten, sind fest mit ihren Hütten vertäut. Da herrscht nicht genug Steppenwind, um ihnen tagsüber den Kopf freizublasen von häuslichen Sorgen, nachbarlichen Hakeleien, dem gewohnten Atem des Hauses, der Familie und der Landschaft, die sich auftut, wenn man die Tür öffnet.

Bei den Traktoristen ist das ganz anders. Sie stechen in See, segeln hinaus ins offene, 100 Hektar große Schwarz-erdemeer. Wie eine Insel in den Weiten: ein kleines Traktorencamp, das ist ihr Hafen. Alles, nicht nur die Technik, unterliegt dem Schichtsystem. Umschichtig nächtigen sie auf den Pritschen in ihren Wohnwagen. Das abgegriffene Buch wandert von der Hand des einen in die des anderen, und sogar die Balalaika, die sich in den Wagen verirrt hat, gehört jedem, der auf ihr spielen kann.

Zurück in den Kolchos kommen sie höchstens einmal die Woche, und ehe sie sich in dessen Puls und Atem hineingefunden haben, sind sie wieder fort. Sie kommen, ein bisschen hochmütig, ein bisschen fremdelnd, wie Matrosen auf Landgang daher. Schweigend – da draußen, umgeben nur von Stahl und den beständigen Explosionen des Brennstoffs in den Zylindern, gewöhnt man sich das Reden nun mal ab. Auch diese spezielle Papua-Bräune auf der Haut – Gemisch von Schwarzerde und Schweiß – trägt manch einer spazieren wie der Matrose seine Tätowierung, ein wenig verschämt und doch voller Stolz.

Und selbst in der gelegentlich aufgetischten Geschichte vom Traktoristen, der sich während seiner Steppenwoche kein einziges Mal gewaschen haben soll, schwingt ein guter Schuss Verwegenheit mit.

Nur ein schlechter Traktorist verhält sich seinem Fahrzeug gegenüber gleichgültig. Was übrigens oft nur ein Zeichen anfänglicher Unerfahrenheit ist. Mit der Zeit kommt der Respekt: Wenn er ausreichend oft auf verschiedenen Traktoren gefahren ist und Vergleiche anstellen kann. Er lernt den alten, abgenutzten *Unite* hassen – übrigens ein ausgezeichnete Traktor, der aber aus Mangel an Ersatzteilen seinem letzten Stündchen entgegensteht. Er lernt ihn hassen und doch behüten und stolz sein auf die Kunst, das Letzte an Leistung aus ihm herauszupressen. Zugleich beginnt der junge Traktorist, sich für den Stalin-grader *Inter*, dessen Zähigkeit, die Zugkraft, die technische Finesse zu begeistern. Dieser *Inter* wird eins mit ihm. Er kennt seine Schwachstellen, zum Beispiel das allzu weiche Metall der Kurbelwelle. Aufmerksam untersucht er alle neugelieferten Traktoren, stellt eifersüchtig fest, dass der Stahl bei ihnen schon viel härter ist und die amerikanische Festigkeit beinahe erreicht.

Von hier ist es nur noch ein Schritt, bis man die Maschine liebgewonnen hat – sie liebt wie einen stählernen Kameraden mit seinem unverkennbaren Gang und den nur ihm eigenen Schrullen.

Die ersten Schritte der Annäherung an sein neues Fahrzeug hat der Traktorist in einem Schnellkurs zurückgelegt. Bei den politischen Aufklärungsabenden erfuhr er von der Weltrevolution und den Betongeburten des laufenden Fünfjahrplans. Er bewahrt sie in seinem Bewusstsein noch in modellhafter Form, unlebendig, eines dem andern ähnelnd, so wie in einer Zeitschrift die Abbildungen im Bau befindlicher Betriebe immer gleich aussehen. Auf den Kolchosversammlungen bekam er die Maschinen- und Traktorenstationen erklärt, den Getreideabgabeplan. Nebenher bekam er mit, wie die Bestarbeiter mit Stiefeln und Mützen prämiert wurden. Er lauschte den Erzählungen der in

den Ferien heimkehrenden Studenten, die vom Kolchos zum Studium in die Stadt geschickt worden waren. Aber noch empfand er all das als etwas, das ihn nicht unmittelbar anging.

Schließlich, schon auf dem Traktoristenlehrgang, sah er seinen Traktor auf großen Schautafeln, studierte technische Zeichnungen seiner Einzelteile – aber auch das waren Linien, war reine Theorie, die von einer idealen, in der Wirklichkeit nicht existierenden Maschine sprach.

Und auf einmal steht er vor ihm, der Traktor. In Echt. Warm. Metallisch. Laut. Und im Nu wird die anfängliche Denkanspannung – bloß nicht vergessen, wie herum das Lenkrad einschlagen, auf welches Pedal zuerst treten – abgelöst vom erwachenden Instinkt des Steuermanns. Schon verwandeln sich die 3.000 Einzelteile in ein lebendiges Ganzes, einen einzigen Bewegungsprozess, verkörpert in Stahl.

Schon lernt der Fahrer, mit dem Traktor zu spielen. Er ist nachsichtig gegenüber seinen Schwächen, aber holt aus ihm alle Reserven an Energie heraus, die herauszuholen sind.

Schon spürt er den Traktor mit jeder Faser seines Körpers. Der Blick wird freier, er kann zusehen, wie der Nachbar ackert, dem Pulsschlag seines Traktors lauschen, sich über den eigenen freuen, vom Ehrgeiz befeuert werden: Ha, dich überhole ich! Schon steigt seine Tagesleistung, und die angereisten Instrukteure, ja sogar die eigenen Leute beginnen ihn zu loben.

Der Plan wird zur Wirklichkeit, hier in der schwarzen Ackerfurche. Schon kann er erkennen, wie seine Pflugscharen diesen Plan auf Kante nähern. Schon erwacht der Stolz auf den eigenen Kolchos – wir sind überm Soll. Das rote Banner flattert auf seinem Wohnwagen. Die Zeitungen schreiben: „Da könnt ihr was lernen!“ Die Zeitung wird zu einer täglichen Notwendigkeit. Der Horizont der Steppe

öffnet sich, wird zum Horizont des Landes. Der Traktor ist nicht mehr nur ein Gerät zum Pflügen. Er spürt, dass er den ganzen Kolchos am Haken hängen hat, ihn voranzieht. Und nicht den Kolchos allein, auch den Getreideplan seines Kreises, des Bezirks, der ganzen Republik. Magnitnaja, Wolgostroi* ...

Und steht in der Zeitung: „Da schleicht sich wer an unsere Grenzen heran!“, dann meint der Traktorist das Artilleriegeschütz am Haken seiner Maschine und den Rotarmistenmantel auf dem Leib zu spüren.

Und schon ist der Sitz hinterm Steuer nicht mehr bloß der Platz, wo der Pflüger sitzt. Er ist eine Schulbank. Am eisernen Steuer des Traktors lernen die Hände das Karbolit-Lenkrad eines Automobils handhaben: der Traum jedes Traktoristen. Und noch dahinter kann der Kraftfahrer schon die Kanzel des Piloten schweben sehen. So rückt die Stadt, die Hochschule ihm auf den Leib, unausbleiblich, er wird sie erobern. Und er sieht sich dahingehen, ungezwungenen Schrittes, ein Lächeln auf den Lippen, sich seiner schwarzen Hände nicht schämend – er, der geschulte, kluge, fleißige Student des Sowjetlandes, er, der künftige Ingenieur, Konstrukteur, Direktor eines Betriebs, Chef einer Maschinen- und Traktorenstation, Doktorand einer Akademie, Roter Kommandeur*, Forschungsreisender, Professor.

So muss es sein. Das ist der Weg, den unsere Traktoren durch die Zeit pflügen, die mit ihren Scharen nicht nur die Krume der Steppe aufbrechen, sondern auch das fruchtbare Neuland der Gehirne ...

Die Bäume der Kommune *Kommunistischer Leuchtturm* ziehen an uns vorbei, versinken hinter uns in der Bläue des Horizonts. Unser Fuhrwerk holpert den Steppeweg entlang, auf die Traktoreninsel zu.

Vor zehn Jahren tauchte hier der erste Traktor auf. Die ganze Kommune lief herbei, um den jungen Mann im

Tropenhelm zu mustern, der da übertrieben schweigsam und hochmütig am Steuer saß. Die Burschen schauten ihm mehr auf die Hände, die Mädels mehr in die Augen.

Aus den umliegenden Gehöften kamen die Leute angefahren, man konnte meinen, hier würde etwas umsonst verteilt.

Dem Traktoristen wurde ein Planquadrat am Rand der Kommune zugewiesen. Darin lag auch der alte herrschaftliche Friedhof. Grabsteine und Eisengitter waren schon beseitigt. Der Traktor setzte sich in Bewegung, um die Gräber der ehemaligen Herren, der Hammelkönige, für die Weizensaat umzupflügen.

Der Pflug tat in die Erde einen Schnitt. Gebannt, wie in Trance folgte die Menge dem Traktor, alle starrten auf den Punkt, wo die Grasnarbe sich aufbäumte wie eine Welle und stäubend auf den grünen Rücken niederfiel, den feuchten kastanienbraunen Bauch dem Himmel zugewandt.

Die Menschen liefen, den ernsten Blick zu Boden gerichtet, wie hinter einem Sarg. Es war ja auch sozusagen ein Begräbnis. Der Traktor begrub die alte, langwierige Handarbeit. Aber geboren wurde hier auch: die Sozietät von Mensch und Maschine.

Der Traktorist fuhr dahin, schaute sich immer wieder zornig um. Endlich machte er halt und rief dem Vorsitzenden der Kommune zu: „Väterchen, schaff mir doch die Leute vom Hals! Sie zertrampeln mir ja die Furche! Wozu pflüge ich denn?“

Aber „Väterchen“ war ein besonnener, weiser Mann. Er trat an den nervösen Burschen heran und sagte leise, damit die Leute es nicht hörten: „Pflug einfach weiter! Du pflügst hier nicht die Erde, du pflügst ihnen die Gehirne!“

Das ist jetzt zehn Jahre her. Der junge Traktorist ist längst nicht mehr in der Kommune. Er leitet heute eine der größten Geflügelzuchtfarmen der Welt.

Die Straße windet sich durch die Landschaft. Drei Traktoren ziehen den Horizont entlang. Schwarz und schweigend schaukeln auf ihnen Burschen, die vor zehn Jahren als kleine, kurzbehoste Lausbuben mit dem Daumen im Mund dahergekommen waren, den ersten *Fordson* zu bestaunen: 10 PS, die die Steppe erschütterten.*

Ganz schön weit ist es bis zum Traktorencamp, das so am Horizont hindrapiert ist, dass der Himmel durch die Radspeichen der Wohnwagen hindurchscheint. Zuerst sahen die Wohnwagen wie Spatzen aus. Dann wie Kaninchen. Jetzt sind sie schon so groß wie Kälber. Schon hört man den Klang von Metall: Ein Traktorist behebt eine Panne an seinem Fahrzeug, baut ein Ersatzteil ein, das eben aus der MTS eingetroffen ist.

Silbern glänzen die Pflugscharen. Ein leckes graues Stahlfass hat eine dunkle Petroleumpfütze unter sich gemacht. An einer Wagenwand die Aufschrift: *Kommuna Pobeda, Brigada №1*. Das waren die früheren Besitzer. Der *Kommunistische Leuchtturm* hat ihnen den Wagen abgekauft. Jemand hat das Wort *Pobeda* teerswarz mit dem Wort *Kommajak** übermalt und dabei – sei es aus Faulheit oder mit der Farbe geizend – das „o“ aus *Pobeda* wiederverwendet.

Aus einem der Wagen dampft es warm und brutzelt, dass einem das Wasser im Mund zusammenläuft. Aus einem andern dringen die schweren Atemzüge der schlafenden Nachtschicht. Ein Stück weiter grasgepolsterte Laubhütten – Pioniere, die zum Ährenlesen hier waren, haben sie gebaut.

Der Küchenwagen blitzt vor Sauberkeit. Alles gespült und gescheuert, Kochgerät in Reih und Glied. Die Köchin ist eine wortkarge Stoßarbeiterin. Ihr Essen heiß, wohl-schmeckend und rechtzeitig fertig. Aber eine Luft herrscht in der Küche! Wie kann man in solcher Luft leben!

„Ihr seid doch Aktivisten! Schämt ihr euch nicht, das Fenster zu vernageln? Raus damit! Lasst den Steppenwind herein in diesen Mief. Was ist das für eine Altweiberfurcht vor frischer Luft! Mit dem Roten Banner auf dem Dach! ...“

Passt auf, dass es nicht noch mehr errötet vor Scham, wollte ich sagen und verkneife es mir, hier ist für literarische Kalauer nicht die Zeit und der Ort.

Der Brigadeführer ist ein Deutscher mit Namen Adam. Dieser Mensch lebt sozusagen ein Doppelleben. Zu Hause eine geradezu mecklenburgische Sauberkeit. Frisch getünchte Wände, schneeweiße Vorhänge an den Fenstern! Und hier, in der Steppe, ist er gerade solch ein ‚Seemann‘ wie die anderen. Kapitän eines eisernen Geschwaders, der energisch und umsichtig den Kampf für die Planziffern der Feldbestellung, die Senkung des Kraftstoffverbrauchs führt. Wo soll er da noch die Zeit hernehmen, die Luft in den Wagen zu schnuppern?

„Da, schau her, die Zahlen – unsere Benzinersparnis, Maschinenauslastung! In unserer MTS sind wir die Besten! Keiner kann uns das Rote Banner streitig machen!“

Aber seine Stimme klingt nicht so überzeugt. Es ist, als spielten wir Karten miteinander: Ich spiele irgendwelche lächerlichen Zweien aus, er sticht sie jedes Mal mit einem Ass – bis er nichts mehr zum Stechen hat.

Passt ja auch tatsächlich nicht zusammen: das Rote Banner, fröhlich flatternd in der wermutgetränkten Luft unermesslicher Steppenweiten – und diese klebrige Troposphäre in den Wagen.

Ein Waschbecken wäre wirklich das Mindeste. Noch besser eine Dusche, damit sich die Leute nicht verklebt von Feldstaub und Schweiß schlafen legen, das Brot nicht mit erdig-ölgigen Händen anfassen müssen.

Der Brigadier zieht mich zu den Traktoren, den Fässern. Mit mir in die Wagen zu gehen, hat er keine Lust.

Wahrscheinlich gibt es diese Wagen in den Traktoristencamps zu Tausenden. Trist und unpersönlich. Lagerleben – man nimmt es gleichgültig hin. Auf den unbesetzten Pritschen verknittertes Sackleinen, stinkende alte Matratzen. Kojen für alle. Wo man früh aufgestanden ist, lässt man sich abends wieder fallen.

Harmonie sähe anders aus. Aber die muss man wollen, ihr Fehlen überhaupt wahrnehmen. Und man müsste etwas hineinvestieren. Hier ist der Arbeitstag sehr einfach strukturiert. Vom Traktorsattel an die Schüssel Borschtsch, von da in die Koje. Darum sind die Bücher auf dem Nachttisch auch so trivial, vergilbt und verstaubt, vor Jahresfrist gelesen und vergessen.

Wenn die Traktoristen diese Bücher sehen, fallen ihnen andere, interessantere ein, die sie wirklich gerne hätten.

„Stimmt es, dass es im Verband irgendwo eine Betriebsanleitung für den Ford AA gibt, wo er in Fragen und Antworten beschrieben und abgebildet ist? Wenn wir die hier hätten! In dem hier steht nicht genug drin.“

Und sie bringen mir ein neues, aber schon zerlesenes Heft einer technischen Zeitschrift, das offenbar jemand aus dem Kulturplanwagen hat mitgehen lassen.

Über Autos und Traktoren lesen sie, was sie kriegen können. Das ist ihr Metier. Da können sie mitreden! Daher beugen sie sich auch so emsig über die Zeichnungen und versuchen, die schwierigen Linien zu enträtseln. Sie zeigen mir noch ein anderes Buch, das sie interessiert: Krajewski*, da geht es um Luftschiffe.

„Gegen Unterhaltungsliteratur hätten wir auch nichts. Da müsste Grigorasch“ – der Buchhalter – „uns in den Pausen nicht immer nur aus der Zeitung vorlesen.“ Grigorasch unterrichtet sie im Rechnen und geht mit den Jungen, die ihre Einberufung erwarten, die Dienstvorschriften der Roten Armee durch.

Der Medizinschrank ist auch so etwas, woran die Traktoristen, möglichst ohne hinzusehen, vorübergehen. Ein schäbiges, an der Wand klebendes Kästchen. Gemisch aus verstreuten Tabletten, vielleicht Aspirin oder Chinin, schmutzige Arzneifläschchen. Im Überfluss vorhanden ist Bittersalz. Brauchen die Leute wirklich so viel Abführmittel? Nein, die Kommune hatte zufällig einen großen Vorrat davon, da hat man es eben hergeschickt.

Ein Fläschchen riecht nach Jod. Der eine behauptet, es wäre Jod, der andere erklärt es zu Magentropfen. Ein jeder wendet es nach seiner Überzeugung an. Die Burschen schämen sich durchaus für ihre Apotheke. Zunächst kleinlaut beschwerten sie sich über die Kommunardin Nastja, die eine Fortbildung bei den Barmherzigen Schwestern absolviert hat.

Dann reden sie sich in Rage: Nicht nur die Apotheke müsse in Ordnung gebracht werden, Nastja solle sie im Anlegen von Verbänden unterweisen, damit die eiternden Wunden aufhören, eine ganz unnötige Plage.

Die Mittagssonne blinkt auf den eisernen Stufen des Wohnwagens. Mit spitzen Stollen in der trockenen Step-penerde wühlend treffen die Traktoren einer nach dem anderen im Camp ein, gehen mit einem letzten Schnauben vor Anker. Die Traktoristen senken ihre Messstäbe in die Tanks und lesen ab, wie viel sie verbraucht haben. Ist es weniger, als sie geschätzt haben, so strahlen sie übers ganze Gesicht. Nun müssen die Fahrzeuge an die ‚Tränke‘. Das bauchige Fass wird herangerollt. Das Petroleum klatscht auf den Grund des Eimers und überschlägt sich in dickem Strahl. Das Fass schwankt, ein frischer Schwall ergießt sich auf die Erde. Der Eimer hebt sich über den Traktor, sein Rand ist breiter als der Trichter, und über den warmen Traktorrücken kriecht eine fette Spur Petroleum.

„Ihr verschüttet ja den Kraftstoff, Genossen! Was habt ihr da für unpraktische Eimer?“

Der Brigadeführer sucht meinen Vorwurf durch noch größere Entrüstung zu entkräften.

„Natürlich ist der Eimer unpraktisch. Der Boden müsste breiter sein als der Rand. Oder eine lange Tülle haben wie eine Teekanne. Aber die MTS hat keine anderen für uns!“

„Wer hindert euch, in der Kommuneschmiede selbst die Tülle in den Eimerrand zu setzen? Und das Fass taugt auch nichts. Warum grabt ihr nicht wenigstens eine Rinne oder stellt das Fass in einen Blechkasten, um aufzufangen, was überläuft?“

Das Rote Banner auf dem Wagen knattert einmal kräftig. Ohne dass wir es bemerkt haben, ist neuer Besuch im Camp eingetroffen. Es ist der Traktoreninspektor des Bezirks. Schon von weitem ruft er: „Ist der Brigadeführer da?“ – und geht von Traktor zu Traktor, stemmt den Fuß gegen die Vorderräder, ob sie festsitzen, versetzt der Spurstange einen Tritt.

Die Traktoristen folgen ihm, bereit zu Erklärungen und Rechtfertigungen für den Fall, dass etwas klappert. Aber Lenkung und Räder sind in Ordnung. Jetzt kommt die Zündung an die Reihe. Der Führer des ersten Traktors hält den Kopf etwas gesenkt. Wer weiß, vielleicht wird er jetzt schamrot unter dem schwarzen Schmutzfilm. Seine Zündmaschine ist staubig. Obenauf eine zähe Petroleumspur, der Isoliergummi unter einer Kruste aus Staub und Petroleum.

„Weißt du nicht, dass das Petroleum den Gummi zerfrisst? Wenn die Leiter blank liegen, ist ein Kurzschluss nur eine Frage der Zeit, und die Zündung ist hinüber.“

Ich sehe, wie sich einer der Traktoristen eilig an seinem Fahrzeug zu schaffen macht. Der nächste dagegen ist

die Ruhe in Person. Vor seinem Traktor hält der Inspektor eine Lobrede, weil er so vorbildlich instand gehalten ist.

An der letzten Maschine bleibt der Inspektor stehen: An der Zuleitung hängt ein großer, schillernder Tropfen. Schwillt an, tropft ab. Dann ein nächster: schwillt an, tropft ab.

„Dreh den Hahn zu“, sagt der Inspektor. „Weißt du, wie viel ein Tropfen wiegt?“

Der Traktorist kriegt sich nicht gleich wieder ein. Ein Tropfen! Was die Leute aus der Stadt nicht alles zu nörgeln haben!

Dann gehen wir mit dem Inspektor aufs Feld hinaus, wo ein *Stalingrader* langsam um die Ecke eines 100-Hektar-Ackers gleitet. Der Fahrer hält an und läuft zu einem entfernt stehenden Wasserfass. Ich zücke die Uhr. Der Fahrer entstöpselt das Fass, lässt den Eimer volllaufen, schleppt ihn zum Traktor, gießt vorsichtig Wasser in den Kühler, trägt den Eimer zurück zum Fass, fährt weiter. Drei Minuten sind darüber vergangen.

Stünde das Fass näher zur Furche, hätte die Aktion eine Minute weniger gekostet.

Im Schatten des Wagens sitzen wir, klopfen die Melonenschnitze auf den Tisch, damit die Kerne herausfallen, und werten die Inspektion aus.

„Heute Abend ist Traktoristen-Versammlung in der Polit-Abteilung“, verkündet der Brigadier. „Pflicht für alle, außer der Nachtschicht. Auf der Tagesordnung stehen:

1. Erntebilanz
2. Vorbereitung zur Herbstaussaat
3. Prämienvergabe.

Und er zwinkert vielsagend. Klar: Was kann es Schöneres geben, als mit dem Roten Banner zur Prämierung zu fahren?!

Mit dem Inspektor verlasse ich das Camp, auf der Pritsche seines Geländewagens kauern. Melonenkerne

tanzen zu meinen Füßen. Ich versuche mich an sämtliche Pipetten zu erinnern, die ich je in meinem Leben ausgedrückt habe...

Wie viel kann ein Tropfen wiegen?

Am Abend waren die Traktoristen nicht wiederzuerkennen. Ihre Gesichter zeigten ungewohnte Sauberkeit. Die jungen Frauen, die ihre sonnenverbrannten Gesichter immer mit Kalk aufhellen, wären vor Neid erblasst. Um die blauen kaukasischen Hemden schlossen sich Gürtel mit silbernen Quasten, die Knopfleiste schimmerte wie neues Geld. Auch die Stiefel waren neu und glänzten. Unterm Arm Melonen mit hellgrünen Meridianen. Die Traktoristin Olja Moissejewa trug einen neuen Jungsturmanzug, der Stoff spannte sich um ihre ausladenden Schultern.

Ich erinnere mich, wie wir 1930 Olja mit noch zwei Mädels auf den ersten Traktoristenlehrgang schickten. Die beiden anderen machten bald schlapp, sie aber blieb hartnäckig dabei. Mehrfach holte man sie vom Traktor und wollte sie in die Kantine versetzen. Sie weinte und ging sich beschweren, bockte oder erging sich in den schlimmsten Seemannsflüchen, bis sie am Ende ihren Dickschädel durchsetzte und sich wieder auf den Traktor schwingen durfte.

Im Camp bekam Olja ein Kind. In der Kommune wurde gewitzelt und spekuliert. Nach ungefähr einem Monat schleppte Olja einen konsternierten Kollegen zum Sowjet und erklärte: „Das ist mein Mann.“ Inzwischen sind sie längst wieder geschieden. Das Baby wuchs in der Kinderkrippe auf. Sie zog weiter den Pflug über die Weizenschläge und träumte davon, in der Stadt Chauffeur zu werden. blieb ihr Traktor auf dem Feld plötzlich stehen, fing sie selbst zu schrauben und zu flicken an und schimpfte dabei in ihrer Einsamkeit so hemmungslos, dass die Vögel ringsum erschrocken aufflogen. Am Abend aber, da wurde

augenblicklich ihre Traktoren besteigen, auch die im Wagen liegenden Kranken. Es ging um Wiederherstellung der Befehlsgewalt.

Er duldete keinen Widerspruch. Von den Burschen, die ihre Motoren anließen, wagte aber ohnehin keiner zu widersprechen, so brüllte der Mann sie zusammen in einem Ton, den keiner von ihnen je vernommen hatte.

„Wollt ihr Witze machen? Über die Partei?“

Die Traktoren rückten aus in die Steppe. Ihre Räder machten genau vier Umdrehungen, dann ereilte die Fahrer durch das Motorengedröhn ein neues Kommando.

„Absteigen! Runter von den Böcken!“

So nahm das Meeting seinen Anfang.

Wenn die Traktoristen sich von irgendwelchen Halunken aus der Kolchosküche übergangen fühlten, erklärte der Politchef, so hätten sie zu ihm in die Politabteilung zu kommen, um den Halunken gemeinsam den Marsch zu blasen. Aber die Traktoren im Stich lassen, das ging gar nicht! Ein Rotarmist verlässt seinen Posten nicht, und wenn es ums Leben geht!

„Gegen wen streikt ihr? Gegen unsere Fabriken, die Tag und Nacht arbeiten?! Gegen die Rote Armee, die unsere Grenzen bewacht?! Gegen die Kolchosen, die um unser aller Brot kämpfen?! Der Traktor ist das Artilleriegeschütz an der Kolchosfront! Was würdet ihr tun mit einem Artilleristen, der mitten in der Schlacht seine Kanone gegen euch wendet? Was, frage ich euch?!“

Man unterhielt sich noch lange. Die Burschen schämten sich, sie weinten sogar, die Tränen schmierten sich durch die Schwarzerde auf ihren Wangen. Sie bereuten mit derselben Dickschädeligkeit, mit der sie eine Stunde zuvor gebockt hatten, und versprachen, es nie wieder zu tun.

Und tatsächlich haben sie, so wie sie die nächsten Tage ackerten, ihre Schmach tief in der Erde vergraben.

Der Politchef sprach über Saboteure. Vorsätzliche und – womöglich schlimmer noch – solche, die etwas verzapfen, ohne darüber nachzudenken, und sich damit rechtfertigen, sie hätten es nicht mit Absicht getan.

Er neigte den Kopf und deutete auf eine verschorfte Schramme an seiner Stirn. Vier Tage war es her, da ging er mit dem Kopf durch die Frontscheibe seines Fords, als ihm ein Lastauto in die Seite fuhr. Ich war Zeuge. Übersät mit Glassplittern, Blutreiser übers ganze Gesicht, fegte er aus dem Wagen und auf das Lastauto zu. Darin saßen zwei: ein schwarzäugiger Junge und der Fahrer, ein Tuch um den Kopf gebunden, Zahngeschwür. Ein Kind aus der Nachbarschaft, erklärte der Fahrer. Es wolle so schrecklich gern fahren lernen, da habe er es halt rangelassen. Dachte noch ein gutes Werk damit zu tun, nicht wahr, einen neuen Fahrer heranbilden. Das Unglück wollte es aber, dass der Junge anstatt nach rechts nach links lenkte, und peng.

Der Fahrer rang die Hände und jammerte. Immer wieder erzählte er den herbeilaufenden Kolchosarbeitern den Vorfall, fing, kaum zu Ende, wieder von vorne an:

„Wenn ich das geahnt hätte! Wer konnte denn so was voraussehen! Ich hab's doch nur gut gemeint... Ach, was für ein Unglück!“

„Ist er ein Saboteur, dieser Fahrer?“, wandte der Politchef sich an die Versammlung.

„Jawohl, ein Saboteur!“, grollte es durch den Saal.

„Traktoristen! Ihr seid die Avantgarde im Dorf! Euch sind die Fahrzeuge anvertraut! Euer Wohnwagen muss zu einem Zentrum des Kulturlebens im Kolchos werden! Da sollen geistige Funken sprühen, wie nirgends sonst!“

Und jetzt kommen wir zur Prämienvergabe an unsere Besten.

Adam, als der Allerbeste, bekommt 150 Rubel. Seine Brigade erhält einen Volleyball und das dazugehörige Netz.

Olja ein Schultertuch. Wir sind noch nicht dazugekommen, es zu kaufen, wird morgen erledigt.“

„Am liebsten ein großes, wollenes, schwarzes“, wisperte Olja mir ins Ohr. „Ein kleines hab' ich nämlich schon.“

Adam trat an die Rampe. Er war aufgeregt, seine Rede darum etwas konfus, halb deutsch, halb russisch.

„Mit den Wohnwagen, da hat unser Politchef was recht gesagt. Haben wir eine Wandzeitung zum Lesen? Nein! Im Frühling war einer, der ist wieder weg. Aber alle fünf Tage Redaktion müsst eine rausbringen! Da kannst du sehn, Genosse Chef, wies zugeht! Heute hier, und schon mit einem Auge in Moskau! Zack, weg ist er! Scheißkerl gibt's außerdem, der absichtlich arbeitet schlecht. Die andern sollen einspringen! Nein, habbich gesagt, arbeite du deins mal schön selber, du Lump! Schluss, wir holen den Kohl nicht mehr aus Feuer für dich! Wie komm wir dazu! Wir haben neun Hektar gemacht, das wird noch mehr. Und du? Komm und trau dich um die Wette! Rotbanner haben wir. Versuch und hol dirs. Wirst schon sehn!“

Auch Olja trat auf.

„Ja, wir ziehen einen Wettbewerb auf“, sagte sie. „Aber nicht nur mit der Zugmaschine! Auch in Bezug auf die Wohnwagen, saubere Matratzen, Waschbecken, Bücher und so! Keiner soll mehr das Rote Banner kriegen, in dessen Wohnwagen es aussieht wie im Saustall!“

Ein Brigadier nach dem andern erklimm das Podium. Wettbewerbe wurden ins Leben gerufen. Es ging um vorbeugende Maschinenpflege, Ölwechsel, Technikkurse und dass keine geklauten Bohnen mehr unter die Matratze geschoben werden. Und Kraftstoff sparen, unbedingt!

In meinem Notizbuch hatte ich eine Reihe von Tropfen an den Rand gezeichnet und ein bisschen mit Zahlen jongliert. Ich bat ums Wort. Mein Thema war: Wie viel ein Tropfen wiegt.

„Zehn Tropfen, Genossen, wiegen ein Gramm. Wie viele Traktoren haben wir in der Sowjetunion? Annähernd 150.000! Nehmen wir von jedem Traktor nur einen Tropfen – dann sind das 15 Kilogramm. Damit lässt sich ein Hektar pflügen. Doch als ob es nur um einen Tropfen ginge! Einen viertel Liter verschüttet doch jeder von euch am Tag, was?“

„Wenn's langt!“, ruft man mir zu.

„Ein viertel Liter aber, das wären 40 Tonnen Naphta! Das sind 2.000 Hektar weniger gepflügt – pro Tag! Und wenn wir annehmen, dass ein Traktor 100 Tage pro Jahr auf dem Feld ist, macht das 200.000 Hektar im Jahr! ...

Seht ihr, so viel wiegt ein Tropfen!

Und wie viel wiegt eine Minute?

Zum Pflügen eines Hektars braucht es 150 Minuten. Steht ein Traktor nur eine Minute am Tag zu viel, macht das in 100 Tagen 100.000 Hektar weniger! Die Fahrzeuge stehen aber länger! Sagen wir, zehn Minuten täglich?“

„Wenn's langt“, antwortet der Saal.

„Dann wären es eine Million Hektar im Jahr, die wir weniger pflügen!“

„Eine Million Hektar“, flüstert mir Adam mit aufgerissenen Augen zu. „Du liebe Zeit! Eine Million!“ ...

Während wir auf den Laster warteten, lagen wir im noch warmen Augustgras und schauten in den Mond. Zweimal waren wir schon aufgesprungen, weil wir Lichter blinken sahen, aber nicht wir wurden abgeholt. Das dritte Auto war dann unseres. Vor uns züngelte die Straße auf und ab, wie eine Fahne, die im Wind flattert. Die Steppe flog in finsternen Schwüngen vorbei, doch rasch hatte uns die Fahrt so eingesponnen, dass da außer zwei schwarz aufragenden Wänden beiderseits der Straße nichts mehr war. Olja legte ihre Hand auf das Knie des Nachbarn und fing mit herzzzerreißender Stimme zu singen an. Sang von

einem, der davongeht und nie wiederkehrt, worüber das Herz, das arme, schier zerspringen will.

Die Traktoristen waren müde und schwiegen. Nur Adam ließ nicht locker. Die Erregung von seinem Auftritt ließ nicht nach. Dazu kam, dass ihm ein neues Ereignis bevorstand: Die Brigadiere der 50 besten Brigaden im Kreis waren zum Kreisforum der Veteranen eingeladen.

Doch schließlich vermochten die gummigefedernten Vibrationen des Autos sogar ihn zu besänftigen; auch Olja war verstummt. Nach einer Weile aber beugte er sich zu mir, und ohne dass ich sein Gesicht in der Dunkelheit sehen konnte, hörte ich ihn sagen: „Eine Million Hektar! Teufel noch mal! Das ist viel!“

Zwei Monate später traf ich Adam wieder. Seine Brigade war beim Herbstpflügen. Über die Steppe, so nackt wie ein Kamel in der Mauser, blies ein eisiger Wind. Er schob die Wolken vor sich her und zauste die Wurzelhaare der eben umgebrochenen Unkräuter.

Adam war sauber und rasiert. Er kam gerade vom Forum. Hinter dem Wohnwagen, wo wir vor dem Wind Schutz suchten, erzählte er uns, wie er neben Steingart* im Präsidium gesessen und seine fünf Minuten Redezeit dazu verbraucht hatte, die gute Unterstützung seiner Brigade durch die Politische Abteilung hervorzuheben. Über die Brigade selbst zu sprechen, langte die Zeit nicht, also bewilligte die Versammlung ihm noch weitere fünf Minuten. Ihm zur anderen Seite habe ein Delegierter aus Kabardia gesessen, der war 123 Jahre alt; im Saal aßen sie Äpfel und Weintrauben, am Präsidiumstisch durfte man das nicht, weshalb Adam des öfteren in den Saal hinuntergeklettert sei.

Sie hätten ihn in einen Panzer gesetzt, worauf er sich am liebsten gleich zum Panzerfahrer hätte ausbilden lassen. Dann auch noch in ein Flugzeug. Das war schrecklich!

Nur gut, dass der Flieger nicht allzu hoch geflogen sei. „Sonst hätte ich mir die Hosen waschen müssen“, sagte er.

Dann zog er einen stählernen Zollstock aus der Rocktasche. Jeder der Anwesenden durfte ihn in die Hand nehmen, auseinanderspreizen und wieder zusammenlegen. In der Mitte stand eingraviert: *Unseren Delegierten von der Belegschaft des Selmasch**.

„Sogar einen Tabaksbeutel haben sie mir geschenkt“, erzählte Adam.

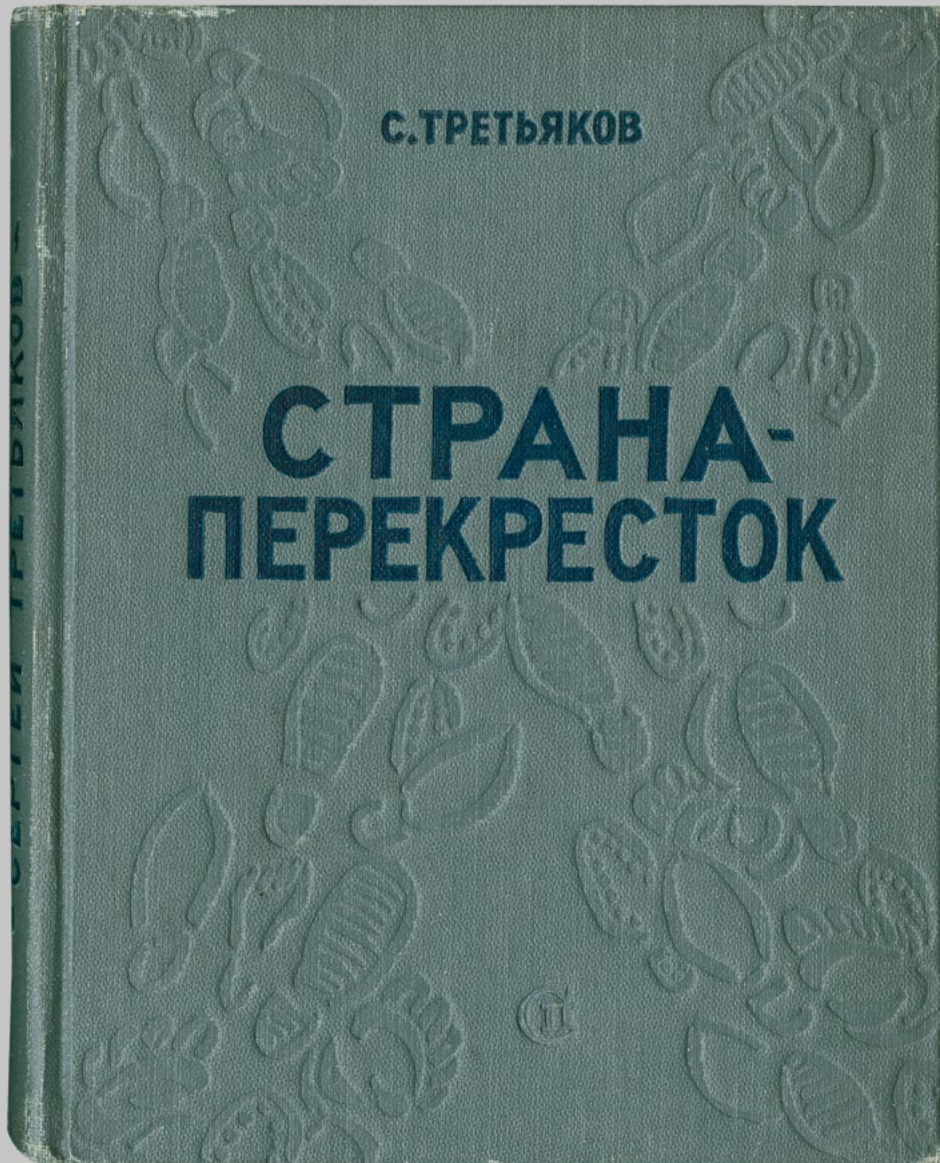
Zwei Stunden berichtete er in der Redaktion der Zeitung *Der Hammer*, sprach ausführlich über die Möglichkeiten zur Senkung des Kraftstoffverbrauchs, ausreichende Schmierung und darüber, wie sie es vermieden, dass die Pflugschare zu schnell verunkrauteten.

Von den vielen Dutzend Brigadeführern, die zum Forum erschienen waren, hatten sich außer ihm nur noch drei zu Wort gemeldet. Um sie herum saßen Zeitungskorrespondenten, die eifrig Worte und Zahlen mitschrieben.

Über unseren Köpfen knatterte die rote Fahne mit den weißen Buchstaben: „APOLL...“, stand da für einen Moment zu lesen, darunter ein Ornament.

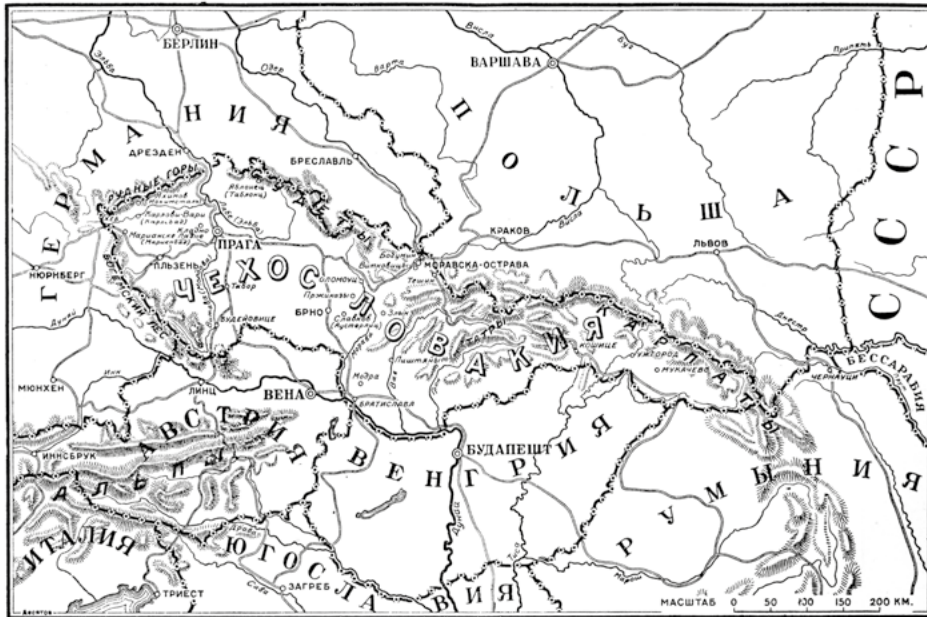
„Moment“, sagte Adam. Und er kletterte auf den Wohnwagen, entfaltete die Fahne zu voller Breite, so dass man die rühmliche Inschrift ganz lesen konnte, und hob den Arm. Die Steppe überragend, stand er da wie in den grauen Himmel geprägt.

„So, jetzt fotografier ein Bild! Damit dass jeder weiß, wie Rotbannerhelden arbeiten!“



LAND AM SCHEIDEWEG

Vom belgischen Künstler Frans Masereel gestaltetes Cover zu Tretjakows letztem Skizzenband *Land am Scheideweg* über eine fünfwöchige Reise in die Tschechoslowakei im Jahr 1935. Die Skizzen erschienen zunächst 1936 in zwei Nummern der Zeitschrift *Rotes Kornfeld*, ein Jahr später dann als separate Buchpublikation. Nach Tretjakows Verhaftung und Erschießung wurde der Band beschlagnahmt und vernichtet. Von seinen 18 Skizzen sind hier drei aufgenommen. Alle Skizzen wie auch die darin zitierten Gedichte Vítěslav Nezvals wurden von Andreas Tretner übersetzt.



Karte der Tschechoslowakei

Architektur

Eine Lücke zwischen den Häusern. Prag in der Dämmerung, von den Höhen der Burg aus – ein außergewöhnlicher Anblick. Graublauer Dunst, verdichtet zum See, aus dem nur die gotischen Spindeln und die steinernen Muskeln des Barock hervorragen.

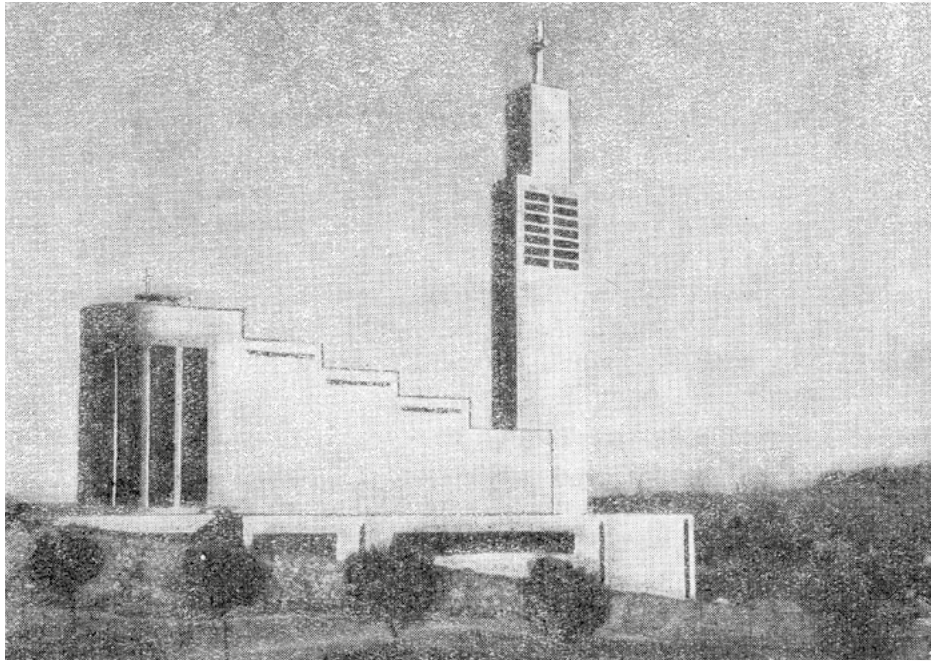
Nur die Spitzen. Am Horizont ist schon die erste grüne Leuchtschrift entflammt: *Bat'a*, derselbe Schriftzug wie an allen seinen Geschäften, in allen Städten landesweit.

Wenige Minuten später zeichnet sich ein Stadtplan ab, Brücken und Promenaden in punktierten Linien; auch Türme und Kuppeln, Tore und Fassaden der massiven alten Bauten sind, von Projektoren angestrahlt, besser zu erkennen als am Tage.

Vielleicht beweist sich erst zu solch nächtlicher, licht-erfüllter Stunde die ganze Wahrheit der Bezeichnung „Goldenes Prag“, die mit der Stadt ebenso verwachsen scheint, wie Moskau die „Stadt der weißen Mauern“* war und ist.

Der Pragliehaber aus dem Ausland, der neben mir auf den tiefblauen Dämmersee mit den darin versunkenen Häusern blickt, fragt besorgt den gelassen, höchstens etwas ironisch dreinblickenden Einheimischen an seiner Seite: „Wird denn dem Schutz dieser herrlichen Altertümer die nötige Aufmerksamkeit geschenkt, oder drohen die Bauten der neuen Architektur das alte Goldene Prag aufzufressen?“

Es hat nämlich erst unlängst einen Fall gegeben, dass *Bat'a* in einer wirklich sehr alten Gasse ein Grundstück erwarb, und ehe die Stadtverwaltung sich versah, war ein altes Haus abgerissen und an seiner Stelle aus Glas und Beton ein weißer, im Glanz von Nickel und Elektrizität leuchtender Kubus errichtet, wie man ihn von anderen Bauten des Schuhkönigs zur Genüge kennt.



Welchem allmächtigen Oktaeder mag dieses Bauwerk geweiht sein?

Doch der Prager bewahrt seine vornehme Ruhe.

„Ein neues Haus wird das alte Prag nicht auffressen, seien Sie ganz beruhigt. Die beiden vertragen sich bestens.“

Und tatsächlich tun sie das. Wie so vieles – Zeiten, Völker, Strukturen – sich verträgt in diesem Land, das ein Kreuzungspunkt der Geschichte ist.

Die Tschechoslowakei der letzten Jahrzehnte ist den Städten vor allem an ihren konstruktivistischen Bauten – Einsprengseln oder ganzen Vierteln – anzusehen. Es sind Wohngensenschaften und Hotels, Kliniken und Geschäfte, Sanatorien und private Villen. Reinheit, Zweckmäßigkeit, Leichtigkeit in der Komposition, auch einiges an Rationalität und Kühle charakterisieren das linke architektonische Denken in der Tschechoslowakei.

Allerdings hat man nicht das Gefühl, als bezöge dieses Denken eine unversöhnliche, sektiererisch-rechthaberische Position. Das müsste auch schwerfallen in einem Land mit so erstklassiger alter Baukunst, wo man nicht nur die gotischen Solitäre hat und die vor künstlerischem Temperament strotzenden Bauten des Prager Barock, sondern auch jene schwerelose Eleganz architektonischer Proportionen, wie sie von Wien herkommen, das seinerzeit Paris das Bauen gelehrt hat. All dies beeindruckt Betrachter und Bewohner gleichermaßen.

Dabei stellt Bat'a wohl den Gipfel des reinen Utilitarismus in der Baukunst dar. Was aber auch dazu führt, dass man sich kaum etwas Tristeres auf Erden vorstellen kann als die flachen ziegelroten Quader der Arbeiterhäuser in ihrer monotonen Reihung, an deren Ende man dann auch noch auf unbegrünter Brache die Tristesse eines schematisch angelegten Friedhofs zu ertragen hat.

Doch wie gesagt, die Bat'a-Bauten sind ein Extrem, bei dem die Vergötterung der Stereometrie und die den Stil

Corbusiers so sehr prägenden hohlen Parallelepipede in asketischer Reinheit zum Tragen kommen.

Im überwiegenden Teil der neuen Architektur hingegen führt die Einbeziehung traditioneller, den konstruktivistischen Entwurf verkomplizierender Motive zu interessanten Gebäuden von individueller, einprägsamer Gestalt.

Das Rathaus von Brno* ist hierfür nicht nur ein Beispiel, sondern nachgerade ein Symbol für die Möglichkeiten gegenseitiger Beeinflussung und Befruchtung unterschiedlicher Stile.

Der 300 Jahre alte Bau (einige Teile sind noch älter) wurde in die Hände moderner Architekten gegeben, die ihn erneuerten, ohne seine Charakteristika im geringsten zu beschädigen oder zu übertünchen.

Unter Einsatz modernster Technik und mit herausragendem Geschmack, was insbesondere die Inneneinrichtung betrifft, entstand ein eigenwilliges Bauwerk, in dem die Deckengewölbe der Flure sich bestens mit horizontalen zylindrischen Leuchtkörpern vertragen. Auch die Deckenbemalung im Sitzungssaal kommt durch die modernisierte Beleuchtung erst richtig zur Geltung; der Drache an der Dachrinne widerspricht nicht den Zwischenwänden aus Glasbausteinen im Foyer; die Gemäuer des 17. Jahrhunderts korrespondieren mit der absolut modernen kargen, zweckmäßigen Möblierung, ihren geraden Linien und polierten Oberflächen.

Die hohe technische Kultur des Landes kommt dem Architekten bei der Innenausstattung entgegen. Was nicht zwangsläufig die Anhäufung von Stahlrohrmöbeln und Polsterwürfelsitzgruppen zur Folge haben muss.

Nein, die Möbelformen sind außerordentlich vielfältig. Holz trifft man häufiger an als Metall, textilen Materialien ist viel Raum gegeben. Doch wo ein Schrank zu bauen ist, geht es weniger darum, mit welcher Ornamentik die

Holzflächen zu schmücken wären – hier ein Säulchen, da ein Kapitellchen obenauf –, sondern darum, dass er geräumig und zweckdienlich sein, durch Schlichtheit und Eleganz bestechen soll. Und wo man Stoffe aufhängt, denkt man daran, dass sie – bei aller Ästhetik – auch Staubfänger sind. Also vermeidet man zum Beispiel textile Lampenschirme, zumal plissierte, und ersetzt sie nach Möglichkeit durch Glas.

Man muss ein Wohnzimmer nicht gleich in einen Operationssaal verwandeln – doch die Sorge um das menschliche Wohlbefinden, um die Gesundheit der Lunge und der Haut, wie sie in der Kultur des OP-Saals ihren zugespitzten Ausdruck findet, wird von der neuen Architektur durchaus in die Wohnsphäre eingebracht. Jeder denkbare Sammelplatz von Staub und Mikroben – in herkömmlichen Wohnungen vor allem unter Schränken und Sofas sowie in den muffigen Ritzen des Unterbaus einer nicht vollständig eingefliesten Badewanne – ist ihr ein Graus.

Eingepägt hat sich mir der Konferenztisch im Prager Tyrš-Haus, was der Versammlungsort des Turnverbands Sokol ist. Ein riesiger Vollholztisch, dessen Längsseiten allerdings nicht parallel verlaufen, sondern sachte zueinander hin, so dass ein jeder der dort Sitzenden das Präsidium sehen kann – und das Präsidium ihn.

Die Möbelentwürfe für die in jüngster Zeit gebauten Klubs, Cafés und Hotels tragen eindeutig künstlerische Handschriften, und sie sind in hervorragender Qualität ausgeführt. Der tschechische Möbeltischler ist zu Recht ebenso angesehen wie der tschechische Glasbläser.

Die linken Architekten sind im Verband sozialistischer Architekten organisiert. Dieser Zusammenschluss gewährleistet auch das notwendige Maß an theoretischer Arbeit. Daher erwecken ihre Neubauten nicht den Anschein von Zufälligkeit oder modischen Attitüden, sie



Der jüdische Friedhof in Prag

tragen Züge eines einheitlichen Stils – und eben eines solchen, der durch die Einbeziehung von Architekturelementen früherer Zeiten und anderer Völker Originalität gewinnt, indem er das aus den Formen utilitärer Fabrikarchitektur hervorgegangene Proportionsschema der kosmopolitischen linken Architektur beugt, verschiebt, gegen den Strich bürstet. In einem der Brnoer Viertel aus grauweißen Flachdachhäusern, die von schmalen Vorgärten umgeben sind, steht eine kleine Villa. *J. Kroha* auf dem Namensschild.

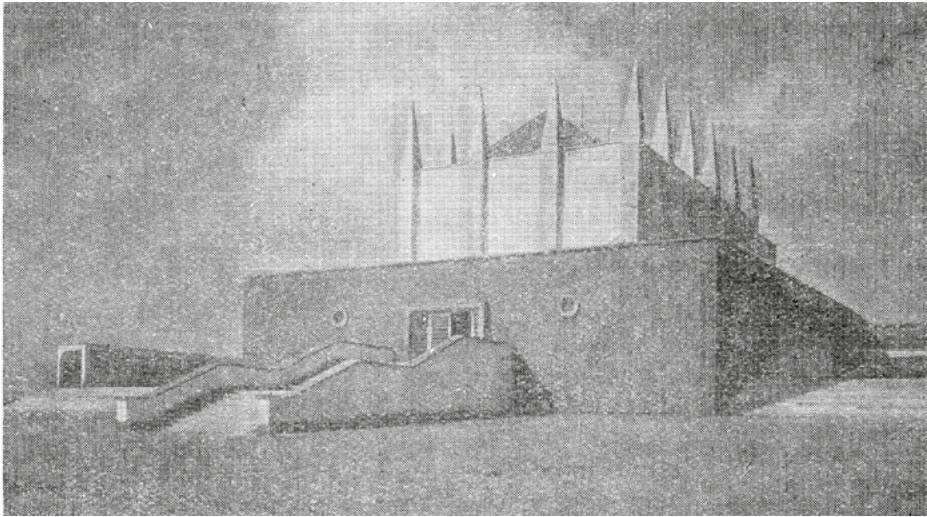
Eine lackschwarze Säule stützt einen seitlich hervorstehenden Riegel. Quer durch den Raum in einer Höhe, vor der sich der Kopf in Acht nehmen muss, verläuft eine schwere vierkantige, hohl anmutende Strebe.

Es ist eng. Unwillkürlich zieht man beim Herumlaufen die Ellbogen an. Viele Bilder an den Wänden, ausnahmslos kubistisch oder futuristisch, von Hand des Hausherrn. Keine Fotografien.

Kroha ist ein namhafter linker Architekt. Hohe Stirn, der Haaransatz mit den Jahren weit nach hinten gerückt. Asketisch straffe Gesichtszüge. Er schaut seinem Gesprächspartner auf die Lippen, und wird dessen Stimme leiser, rückt er mit der linken Schulter gegen ihn vor, als hörte er mit dem Herzen. Und so ist es auch. Die Hörmembran hängt ihm vor der linken Brust, von wo sich ein schwarzes Röhrchen zum Ohr schlängelt.

Er führt mir seine Entwürfe vor. Linke Dogmatiker in der Architektur halten ihm vor, dass sich in ihnen Technik mit Ästhetik paart.

Der Werdegang Krohas, heute Professor an der Architektur-Fachhochschule von Brno, ist bemerkenswert. Wie kaum ein anderer ist er der Sowjetunion treu und ergeben. Schon zu einem Zeitpunkt, als die Beziehungen zwischen der UdSSR und der ČSSR noch frostig waren, trat er als



Das Krematorium in Brno

flammender Apologet des sozialistischen Bauwesens hervor.

Für diese Auftritte hatte er zu büßen.

Als Hochschullehrer hat er sich vornehmlich mit Fragen des Wohnungsbaus und hier wiederum insbesondere mit Minimalwohnungen befasst.

Auf der Suche nach Möglichkeiten, den Alltag einer Familie zu erleichtern, die unter kapitalistischen Bedingungen auf engstem Raum leben muss, war der Architekt angehalten, die Lebensbedingungen verschiedener sozialer Schichten grundlegender unter die Lupe zu nehmen.

In seinem Wohnzimmer lehnt ein dicker Packen großformatiger Kartons an der Wand. Es handelt sich um soziale Fotomontagen. Der Bildraum auf diesen Kartons ist durchgängig dreigeteilt. Nebeneinander figurieren das Proletariat, der Mittelstand und die Bourgeoisie. So lässt sich vergleichen, wie die Menschen in jeder Spalte schlafen, wie sie essen, wie sie ihre Freizeit verbringen. Welche Möbel in ihren Wohnungen stehen. Wie die je typische Wohnungstür aussieht. (Eine besonders eindrückliche Progression vom mickrigen Vorhängeschloss dort, wo es nichts zu stehlen gibt, hin zu üppigen Ketten und Patentverriegelungen von Bankeneingängen und reichen Villen.) Welche Arbeit der Angehörige der jeweiligen Schicht verrichtet, was er an Lebensmitteln verbraucht. Wie er schläft. Wie er liebt. Wie viel Kinder in jeder dieser drei Musterfamilien geboren werden, wie viel davon sterben.

Auf einzelnen Kartons sind Fotos zu Rosetten montiert. Wie Stundenfelder auf einem Zifferblatt führen die Bilder den Tagesablauf einer Proletarierin, einer Hausfrau aus der Bildungsschicht und einer reichen Lebedame vor.

Eine Montage zeigt einfach die für jede Kategorie typischen Gesichter.

Auf mehreren Kartons sind Kleider ohne die zugehörigen Menschen montiert, auf anderen Menschen ohne

Kleider. Nacktheit wird vorgeführt als Handelsware, als Quelle von Gesundheit und als Ausdruck dafür, wie entstellend sich kapitalistische Arbeit auswirkt.

In schematischer Darstellung werden die Wohnungen präsentiert, und man kann sehen, wie gedrängt die Arbeiterfamilien in ihren Betten liegen und von wie viel Raum die wenigen Bewohner der Villen und Stadthäuser umgeben sind.

Ein jeder dieser Kartons ist Ergebnis ausgiebiger Forschung, aufwändiger Statistik. Beharrlich trägt der sozialistische Architekt diese Montagen zusammen, sie fügen sich zu einer überzeugenden Anklageschrift gegen die kapitalistische Ordnung.

Ein winziger Terrassengarten, an chinesische Zwergpflanzungen erinnernd, senkt sich zum Eingang hin, der von der solitären Säule aus schwarzlackiertem Guss beherrscht ist.

Einige Viertel weiter steht eine Kirche – ein einmaliges Produkt utilitaristischer Fantasie. Erbaut in konstruktivistischer Manier, ganz aus Kuben und Parallelepipeden bestehend.* Selbst die Turmuhr hat anstelle von Ziffern nur schwarze Striche. Welchem allmächtigen Oktaeder mag dieses Bauwerk geweiht sein? Schade, dass man nicht hineinkam, die Kirche war verschlossen! Doch nach dem Äußeren zu befinden, dürfte sie über ein mechanisches Geläut aus konusförmigen Glocken verfügen, das Kreuzifix im mindesten aus Stahlbeton, einen Lautsprecher anstelle des Predigers und sterilisierte Autoklaven für die heiligen Sakramente.

Gibt es eigentlich Grenzen der Adaptivität sklavischer Voreingenommenheiten? Ist diese Kirche nicht eine leibliche Schwester jenes Tresors aus Bambus und Papier, den man dem Sarg eines reichen Mannes in der chinesischen Bestattungszeremonie hinterherträgt – um den

feuerfesten Schrank anschließend zusammen mit nachgemachten Bankwechsellern zu verbrennen und dem Toten somit ausreichend Geld ins Jenseits zu überweisen?

Eine konstruktivistische Kirche ist nicht das einzige Paradoxon in der modernen Architektur. In Brno gibt es auch noch ein Krematorium*. Das ist ein grässliches Bauwerk auf ansonsten unbebautem Areal, anspruchsvoll gegliedert und technisch ausgerüstet. Es vermag nur eine einzige Idee auszudrücken: exzessives, hoffnungsloses Grauen im Angesicht des Todes. Seine Fassade mit quadratischem Eingang und zwei runden Fenstern erinnert an den glubschäugigen Kopf einer Krake, das Dach an ein mit stählernen Keilen besetztes mittelalterliches Folterbett. Bei seinem Anblick kam mir ein Gegenbild in den Sinn: der Jüdische Friedhof in Prag, wo die Grabsteine, wie um Ezechiels Prophezeiung vorwegzunehmen, aus der Erde ragen wie das gesträubte Gefieder eines aufgescheuchten Vogels, buchstäblich als wollten sie aufeinanderkriechen. So drängten sich hier außerhalb ihres Ghettos die im Mittelalter gepeinigten Juden.

Hier wie da ist das Grauen zu spüren, das der Tod hervorruft – auf dem alten Friedhof in Form von Hysterie, in der modernen Fassung als verglaste Trostlosigkeit.

Doch während die in die panische Herde der Grabsteine gemeißelten Inschriften den biblischen Gedanken festhalten: „Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden“, scheint das Krematorium zu sagen: Entstanden aus dem Nichts, wirst du ins Nichts vergehen ...

Erst in dem Stadium der menschlichen Geschichte, zu dem wir uns aufgeschwungen haben, heißt es: „Du bist Teil der Masse. Unsterblich im Werk deiner Genossen.“

Aber damit die menschliche Psyche diesen Wandel vollziehen kann, müssen sich die Verhältnisse ändern. Und je schärfer in diesen Verhältnissen die Gegensätze sind,

desto mehr soziale Spannung lädt sich auf, desto gewaltiger ist die zu gewärtigende Entladung.

Die Surrealisten

*MÁNES** steht mit elektrischem Licht an der Fassade des konstruktivistischen Gebäudes geschrieben, das unmittelbar am Ufer der Moldau errichtet wurde.

Das Haus trägt den Namen eines der bedeutendsten tschechischen Künstler, es enthält Ausstellungssäle und ein Café.

Ausgestellt wird Verschiedenes: von naturalistischen Landschaften bis hin zu Wolkenfetzen, die mit schwarzen und weißen Fäden aneinanderhängen, oder rosafarbenen weiblichen Torsi, deren Köpfe und Beine knieabwärts wie abgeschmolzen erscheinen.

Solche Torsi sind typisch für die Malerei des Surrealisten Šíma*. Obwohl alle Richtungen von links bis rechts vertreten sind, geben die Surrealisten in dieser Ausstellung den Ton an. Kein futuristischer Zerfall der Form in den Kompositionen, keine kubistische Auskristallisierung geometrischer Grundformen, kein gegenstandsloses Spiel dekorativer Anordnungen von Farben und Umrissen.

Die Surrealisten schaffen Bilderrätsel: nicht künstlerische, sondern literarische. Im Grunde sind das psychoanalytische Notate, ausgeführt in Form und Farbe. Eine Kombination verschwommener, aus dem Unbewussten bezogener protoplasmatischer Knäuel, die dann zu paradox-fantastischen Kompositionen gerinnen aus denkbar Irrealem, Phantasmagorischem und den profansten Alltagsrequisiten, die man sich vorstellen kann.

Nehmen wir ein Bild von Wachsmann*. Triste Bucht, wüste Dünen, schwere See. Im schwarzblauen Himmel ein Mond mit unerträglich durchdringendem Schein, wie er

dem Auge eines fiebernden Betrachters erscheinen mag. Auf ufernaher Düne eine simple Waschschüssel im dreibeinigen Ständer und ein verstörter Junge im Matrosenhemd, die Hände vors Gesicht geschlagen. Um ihn her schemenhafte Figuren, wie aus vielfarbigem Rauch geflochten. Wo ihre Körper aufreißen, schaut Landschaft hervor. Ihre Züge sind verschoben. So sieht man es mitunter im Traum.

Mehr ist da nicht. Viel Freudianismus und ungezügelter Subjektivismus. Diese Werke sprechen zum Betrachter in einer unbekanntenen, überaus persönlichen, schwer zugänglichen Sprache.

Ich erinnere mich an einen erbitterten Streit in der Wohnung des linken Karikaturisten Hoffmeister*. Es ging um Surrealismus und sozialistischen Realismus.

Schon nach wenigen Minuten war offenbar, wie schlecht informiert unsere tschechoslowakischen Freunde über den sozialistischen Realismus sind, den sie für einen oktroyierten Schreibstil mit Tendenz zum Profanen halten.

Es brauchte einige Überzeugungsarbeit, um ihnen klarzumachen, dass der sozialistische Realismus kein Stil, sondern eine künstlerische Methode ist, die den Wettstreit unterschiedlichster Stile und zielgerichtete Innovation auf breiter Basis voraussetzt, dass aber zwei Grundpfeiler des sozialistischen Realismus nicht zur Disposition stehen, nämlich zum einen die Anerkennung einer objektiv existierenden Realität, die sich nach den Gesetzen materialistischer Dialektik entwickelt, und zum anderen die sozialistische Ausrichtung, die in jeder Zeile und mit jeder Faser zum Ausdruck kommen soll.

Der Surrealist nimmt ein dem Unbewussten entrisenes, pulsierendes protoplasmatisches Knäuel subjektiver Assoziationen her, in denen er die letzte Wahrheit zu sehen geneigt ist, und dieses Protoplasma wird auf seinen Bildern

zu Stein. Und das, obgleich diese Leute großes Interesse am Material haben und eine Menge von Furnierholz, Glas und Fayence, rauher und samtiger Oberfläche verstehen. Sie brennen für die große soziale Idee, doch sie suchen sie bei Freud und Joyce. Leute mit materialistischen Händen und idealistischen Hirnen.

Ein Vertreter des sozialistischen Realismus hingegen nimmt eine Gegebenheit her, irgendein dreidimensionales Ding, und verfolgt es in der Zeit, in seiner Ökonomie, im sozialen Konflikt. Er schaut gewissermaßen *durch* diese Sache wie durch ein Fernrohr in die Zukunft, so dass die Sache beweglich wird, transparent, vielseitig und lebendig.

Der Blick des Surrealisten ist nach innen gerichtet. Der ihn umgebenden sozialen Wirklichkeit kehrt er den Rücken zu. Lieber vergräbt er sich. Ist das nicht doch eine Art, Fahnenflucht vor der Epoche?

Die Surrealisten sagen, jeder Mensch sei als Dichter geboren, doch die kapitalistische Wirklichkeit gebe dieser Begabung keinen Raum, sich zu entfalten. Die kommunistische Ordnung sei die einzige, die einen Dichter zur Reife bringen könne.

Doch sie begreifen diesen Dichter als Meister der „spontanen Imagination“, elementarer Eingebung, der mit einer Reihe willkürlicher Assoziationen sein Unbewusstes zum Ausdruck bringt, worin wiederum die tiefste menschliche Wahrheit verborgen liege. In anarchistischer Manier fordern sie die Befreiung des poetischen Gedankens von jeglicher Befangenheit, gleich welcher Art. So entstehen Kompositionen nach dem Prinzip „was mir so in den Kopf kommt“.

Vielleicht habe ich ihre Lehre hier etwas sehr grob wiedergegeben, aber mehr konnte ich, ehrlich gesagt, den unerhört üppigen, dadurch nicht leichter zu durchschauenden Manifesten nicht entnehmen, die mit reichlich

„linkem“ Vokabular aufwarten, aber im Geiste durch und durch bourgeois sind.

Sie sympathisieren mit der Kommunistischen Partei, manch einer ist sogar Mitglied, zugleich aber scheuen sie nicht zurück vor Kontakten zu dem in Verlautbarungen und Eskapaden offen antisowjetischen Grüppchen Pariser Surrealisten.

Dabei beteuern sie, die Verbindung sei nicht politischer, sondern rein künstlerischer Natur. Eine Behauptung, die die Zwiespältigkeit des Surrealismus und seine Abgehobenheit von der Realität nur unterstreicht.

Oder nehmen wir den surrealistischen Dichter Vítězslav Nezval*. In seinem Werk verschränken sich Lobpreisung des proletarischen Kampfes und freudianische Selbstbespiegelung auf widersprüchlichste Weise; die politische Tribüne gehört dazu und ebenso das Notizbuch mit verschiedenfarbigen Seiten: Einmal geht es um Reime, das andere Mal um Träume, die er, so heißt es, als den wesentlichen Rohstoff des Dichters betrachtet. Vergessen wir nicht, dass der Freudianismus zu den zehrendsten Leiden des europäischen Intellektuellen von heute gehört! Aber wo Freud selbst mit seiner Lehre vom Unbewussten im Menschen alarmiert innehält vor dieser zoologischen Zelle urtümlicher Triebe und Instinkte und jedes Fetzen Wille und Bewusstsein, das der Menschen dem in ihm wohnenden Tier abringt, als einen Sieg feiert, nisten sich seine Jünger, die Freudianer, mit dem Eifer mystischer Sektanten und voller Wonne in den verworrenen, urchaligen, neuropathischen Tiefen der Psyche ein, beziehen daraus eine wohlige Betäubung und zugleich eine Rechtfertigung für ihr sinnentleertes, selbstbezogenes, prinzipienloses Leben.

Darum ist es so schmerzlich, die Gespaltenheit eines begabten Künstlers wie Nezval erkennen zu müssen.

In seinen Gedichten ist er mal Kosmopolit, Boulevardier, Pariser Filou und mal ein zutiefst volkstümlicher Dichter, der seine Herkunft aus der Folklore – dem Lied, der schlichten Ballade – nicht verleugnet. Mal ist sein Vers imaginistisch ausgeschmückt, überladen, affektiert, mit Fremdwörtern gespickt, mal wird er klangvoll und melodios, durchsichtig und rein in der Sprache. Diese seine zweite Hälfte macht ihn denn auch zum bedeutendsten lebenden Dichter der Tschechoslowakei.

Aus seinen besten Versen scheint die Frische jener Dorflyrik hervorzutreten, die wir beispielsweise so sehr an Olbracht* schätzen.

In diesen Fällen steht der kompakte Bau der volksliedhaften Strophe in bestem Einklang mit den freien, assoziativen Übergängen von Strophe zu Strophe – auch wenn sie einen Vers mitunter zum Rebus machen.

Das Thema des nach Amerika ausgewanderten Tschechen, der seiner Heimat in den Rhythmen des amerikanischen Blues nachtrauert, ist von Nezval sehr schön, mit sozialer Schärfe ausgeführt, wobei ihm die angesprochene Ambivalenz vielleicht sogar zu Hilfe kommt.

Ein paar dieser Sachen habe ich zu übersetzen versucht.

Der Emigrant

Und wieder such
nach Heimat ich,
die alte wars
anscheinend nicht.

Sie war zu mir
stiefmütterlich,
auch wenn mein Pass
nennt Tscheche mich.

Amerika
ist maßlos groß,
dort leb ich frei
und heimatlos,

doch was der Tschechen
Flüche sind,
vergess ich nie
und lehre mein Kind!

In dem Band *Der gläserne Havelock* gibt es einen ganzen Zyklus von Blues-Gedichten – teils einfach nur Trübsal blasend, teils sich hineinsteigernd in Tonlagen von Zorn und Aufruhr. In einigen Texten fällt auf, dass zwischen den Liedstrophen eine Art Refrain steht, quälend wie das langanhaltende Ticken einer Uhr.

Bergmanns Blues

Bin nicht schwarz ich,
bin nicht weiß ich,
bin von allem halb.

Ließ im Schacht ich
alle Kraft ich,
und es ist ein Alp.

Hab die Frau nur
halb, die Lunge
ist schon halb seziert.

Wände grau,
pelzig die Zunge.
Ich bin ruiniert.

Und ich geh,
seh, die andre Hälfte ist passé.
Weil ich ein Leben lang im Abseits steh,
weit im Abseits.

Bin nicht links ich,
bin nicht rechts ich,
bin ein Häuer bloß.

Riss im Balken.
Sprung im Schädel.
Und der Tod ist los.

Streik beendet.
Ausgelitten.
Hiob ward nicht alt.

Ausgebuddelt,
kommt ans Licht in
tausend Jahren mein Grab.

Ha!, frohlockt da
der gelehrte Mann: Ein Hocker*!
Irre, so ein Stubendoktor,
was dem einfällt...

Erz im Herzen,
Schwund und Schwärze.
Ausweglose Pein.

Lach die Schmerzen
höllenwärts vom
Hals dir, armes Schwein.

Das Geleucht fest
in die Hand nun,
Tscherper* griffbereit –

Entfacht, geschürt:
die Revolution!
Seht! Das Forum brennt!

Und dann...
Zersprengt sein wird das Dunkel überm Schacht,
davongemacht hat sich der Vogel der Nacht,
der Totenvogel!

Welche Schlichtheit, welche Kraft! Dies ist es, was dem Werk Nezvals zugrunde liegt und, denke ich, von keinerlei Raffinesse zu entstellen ist. Denn der Internationalismus baut auf dem Nationalen auf. Im Kosmopolitismus ist kein Internationalismus enthalten. Nezval mag Majakowski. In seinen Lyrikbänden gibt es verschiedentlich Verse, die ihm gewidmet sind. Im Jahr 1924 – noch als ganz junger Student – schrieb er ein Gedicht auf Lenins Tod. Es ist traurig und pompös zugleich. Lenin wird darin mit Dionysos verglichen, der sich opfert, um den Menschen Freude zu schenken.

Die trefflichsten unter Hoffmeisters Karikaturen sind diejenigen, die Nezval zeigen: die Massigkeit, die hervorstehenden Wangenknochen, auf denen ein Paar Augen sitzen, die schläfrig scheinen, aber jeden Moment zu blitzen bereit sind. Blitzen wovon? Von der Leidenschaft des Agitators, der die lesende Arbeiterschaft für den Kampf elektrisieren will? Oder von der wilden Lust am anarchistischen Spektakel?

Die von morgen

Man hat mir von zwei tschechischen Schuljungen erzählt, die loszogen, die *Tscheljuskin** zu retten, als die ganze Welt mit Spannung das Heldendrama verfolgte, das sich in den arktischen Weiten abspielte.

Ohne dass sie sich mit ihren sowjetischen Altersgefährten abgesprochen hätten, die dem Genossen Kujbyschew einen Brief mit Vorschlägen sandten, wie die Besatzung der *Tscheljuskin* am besten zu retten sei (die Rede war von Springballons, eistauglichen U-Booten, Panzerfahrzeugen), folgen die tschechischen Knaben derselben heroisch-romantischen Idee. Genauso unschuldig und vorbehaltlos machten sie sich auf den Weg ins Land der großen Heldentaten von heute, wie einst ihre Großväter nach Amerika, ins Land der Prärien und edelmütigen, federgeschmückten Indianer aufgebrochen waren.

Natürlich wurden die jungen Abenteurer nach einigen Tagen eingefangen und wieder nach Hause gebracht. Doch der Drang blieb und die Begeisterung auch. Und es blieb das Lied, das die tschechoslowakischen Kinder selbst geschrieben haben:

Das Eismeer
heult.
Der Schnee
jagt dem Sturm hinterher.
Gefangen
in einem Ring aus Eis,
sprengt die tapfere *Tscheljuskin*
die Schollen.
Polarlicht
färbt die Gesichter
der Wagemutigen

im gefährlichen Eis.
Die *Tscheljuskin*
pflügt die See.
Professor Otto Schmidt
führt sie an.

In einer der Schulen, in die es unsere Delegation verschlug, bestürmten die Schüler uns Schriftsteller mit Fragen:

„Wie viele Kolchose gibt es in der Sowjetunion?“

„Auf welchem nördlichen Breitengrad liegt Igarka?“

„Wie viel Hochöfen habt ihr?“

„Wie viele Kinder gehen zur Schule?“

„Wie lang ist die Grenze eures Landes?“

Und dann erzählten sie nicht ohne Stolz, dass der Lehrer ihnen an den Tagen, an denen sie besonders gut gelernt haben, zur Belohnung ein Kapitel aus Iljins *Erzählung vom Großen Plan** vorlese.

Außerdem waren wir noch in einem Musterkindergarten – wenn ich nicht irre, in einer Siedlung der öffentlichen Fürsorge. Die Kinder malten Bilder. Die Häuschen auf den Bildern beklebten sie mit reichlich Herzchen aus Glanzpapier; Blumen in Hülle und Fülle wurden bunt ausgemalt; die Luft war bevölkert von Vögeln in Fliegengröße und vogelgroßen Fliegen. Eine penetrant-bukolische Themenwelt gemütlicher Märchen. Die Gegenwart mit ihrer Erwachsenengrausamkeit hat nach Meinung der Eltern und Erzieher außen vor zu bleiben.

Einer der Jungen jedoch, die ihre Bilder vorzeigten, tippte mit dem Stift auf eine zwischen knuffigen Schmetterlingen dahinfliegende pfeilschlanke Libelle.

„Letadlo!“, verkündete er.

Letadlo heißt Flugzeug.

Die Nachbarin des jungen Künstlers bestätigte es mit einem Nicken und ergänzte: „Novák!“ Und so war ich

informiert, dass das auf dem Bild ein tschechoslowakisches Flugzeug war, gesteuert von František Novák, dem Flieger-Ass, Stolz der tschechoslowakischen Luftfahrt, der auf der Luftakrobatik-Weltmeisterschaft in Portugal Zweiter geworden war. Und aus den Erläuterungen der Kinder wurde mir klar: Das Flugzeug auf dem Bild war nicht bloß eine spannende technische Erfindung, die die kindliche Fantasie beschäftigte – nein, dieses Flugzeug hatte eine Route und ein Ziel, darum stand es in ihrer Gunst und weckte ihren Stolz. Weil es nämlich auch noch andere Flugzeuge auf der Welt gab. An deren Rumpf Hakenkreuze gemalt waren. Und diese Flugzeuge brauchten nicht mehr als 20 Minuten, um zum Herzen dieses Landes vorzudringen.

Und werden die Kinder erst einmal verstanden haben, was das für Flugzeuge sind, und sie auf ihren Zeichnungen unterbringen, dann wird auch das Häuslein auf ihrem Bild nicht länger heil und behaglich sein können. Es wird in Trümmer fallen, und der Rauch, der jetzt noch gesittet aus dem Schornstein kräuselt und das Mittagessen ankündigt, wird sich giftig und schwarz aus dem brennenden Haus hervorwälzen.

Immer näher kriechen die Flugplätze dieser Flieger an die Grenze heran, das Dröhnen ihrer Motoren ist immer weniger zu überhören. Das ist der Grund, weshalb Novák in die heile Welt der Kinderbilder vordringt, darum schwebt er so dezent und beharrlich über den Buntstiftfarben, wie er die Flussebenen seiner Heimat überfliegt, die sanften, von der warmen Bronze des Herbstes berührten Hügel im Auge behält, die waldigen Berge, die Ackerstreifen, die Spiegel der tiefen Seen.

Kinder solle man nicht in die Politik hineinziehen, besser noch ein Weilchen in seliger Ahnungslosigkeit belassen – so hörte ich mehrfach von Leuten, die sich noch scheuen,

den historischen Realitäten ins Auge zu sehen. Lieber beschwören sie noch einmal, gequält die Finger gegen die Schläfen pressend, den morgigen Tag: Möge es sich irgendwie vermeiden lassen! Möge dieser Kelch vorübergehen!...

Das sind in der Mehrzahl liebe, nette Leute, nur leider völlig orientierungslos. Schmerzlich verziehen sie das Gesicht vor den gnadenlos Klartext sprechenden Zeitungsseiten und den Berichten der Schüler vom Krieg zwischen jungen Pionieren und jungen Faschisten – ebenso unerbittlich wie im Verborgenen geführt, da die Schulleitung nichts davon mitbekommen darf, denn Politik ist an Schulen untersagt.

„Kinder soll man nicht in die Politik hineinziehen.“

Aber wie soll das gehen, da doch die Politik selber zu ihnen kommt?

Im Park, wo die Leute ihre Freizeit verbringen, Tauben füttern und Kinderwagen vor sich herschieben, soll einmal ein seltsamer Mann aufgetaucht sein. Vermutlich ein Arbeitsloser, und offenbar ausgehungert, das sah man an seinen hohlen, gelben Wangen. Er hatte seine Hosentaschen nach außen gedreht, zupfte aus ihnen Krümel und streute sie vor sich hin; seine Beine trugen ihn kaum mehr, so dass er beinahe in der Hocke ging.

Ein Hungernder, der Tauben füttert – das war ein so frappierender Anblick, dass die Mütter ihre Augen aufrischen und die Kinder riefen, das Schauspiel zu sehen. „Nein, wie rührend!“, wisperten die älteren Pärchen einander zu. Ein beleibter Herr mit Gehstock war stehengeblieben, wiegte mitfühlend das Haupt.

Die Tauben wuselten zu den Füßen des Arbeitslosen. Aus seinen schmutzigen Fingern regnete es Krümel. Immer tiefer beugte er sich über die Tiere – und fiel auf einmal bäuchlings auf den Taubenschwarm nieder, erwischte zwei und rannte durch die aufflatternden übrigen Tiere

davon, sich die Beute im Laufen unter die Jacke stopfend. Sogleich nahm der Dicke mit erhobenem Stock die Verfolgung auf. „Schurke! Halunkel!“, kreischten die Mutis. Kinder schrien, die ganze Allee kam in Bewegung. Der Flüchtende hatte nicht viel Kräfte. Die zeternden Verfolger kamen ihm näher.

In diesem Augenblick drehte eine junge Frau, die eben noch ihren Kinderwagen am Rande der Allee entlanggeschoben hatte, jäh ihr Gefährt herum und schob es zwischen den Fliehenden und seine Verfolger. „Pardon!“, sagte sie zu dem dicken alten Herrn mit dem Stock, der auf den Wagen zurannte. Fast hätte er ihn umgerannt, kam aber im letzten Moment zum Stehen. Die anderen prallten auf ihn. All dies geschah binnen Sekunden. Genug Zeit, dass der Mann mit den Tauben sich in Sicherheit bringen konnte; schon war er um die nächste Ecke verschwunden.

Ein Kind hätte selbstredend nicht verstehen können, was da geschah. Nämlich Politik.

Die Widersprüche verschärfen sich. Es hilft schon nicht mehr, die Augen zuzukneifen und das Gesicht abzuwenden von dem, was da unausweichlich, heroisch und gewaltig auf uns zukommt. Immer öfter erlischt in den Städten plötzlich das Licht, Sirenen heulen, Leute sind damit beschäftigt, die Fugen an den Türen der Schutzräume zu überprüfen.

Dieses Land weiß: Für den Frieden muss man einstehen. Verhindern, dass zu den Spuren der Horden, die Felder und Wege in der Vergangenheit durchpflügt haben, neue hinzukommen. Für den Frieden muss man im Herzen Europas auf Wacht sein. Scharfäugig. Bereit auch, zuzuschlagen – anders als der brave Soldat aus Hašeks Buch.

Der Metallanteil im Volkscharakter muss härter werden. Es geht um das Schicksal der fortschrittlichen Menschheit. Es geht um das Schicksal der eigenen Kinder.

Hier kann man sie durch die Straßen der tschechoslowakischen Städte gehen sehen. Ernst und gesammelt, geschäftig in die Schaufenster blickend, auf Anschlagssäulen, hinauf zu den Kirchtürmen und in die Wolken.

Die Jugend von heute, das sind die Ingenieure, Ärzte, Lehrer und Piloten des Jahres 1960. Kinder dieses Landes, in dem hervorragend gearbeitet, große Kunst gemacht, leidenschaftlich gefühlt wird. Sie werden die Herren sein in einer Tschechoslowakei künftiger Generationen, in der schon niemand mehr, in keinem Fall die Notwendigkeit sieht, den Švejk zu spielen.

6 *WAO [Wissenschaftliche
Arbeitsorganisation]*

In den 1910er Jahren entwickelte Methode zur Effizienzsteigerung von Arbeitsprozessen. Begründet durch Frederick Winslow Taylor wird die WAO in der frühen Sowjetunion durch Alexei Gastew weiterentwickelt.

6 *Osja*

Ossip Brik (1888–1945), Kunst- und Literaturtheoretiker der linken Avantgarde; Mitglied der russischen Formalisten; 1920–1923 für die Petrograder Abteilung der Geheimpolizei tätig.

6 *ZAI [Zentrales Arbeitsinstitut]*

1920 von Alexei Gastew in Moskau gegründetes Institut für wissenschaftliche Arbeitsforschung mit eigenen Laboratorien für Zeit- und Bewegungsstudien. In den 1930er Jahren gerät das ZAI zunehmend in die Kritik, die Laboratorien werden als Stätte „bourgeoiser“ Wissenschaften geschlossen.

7 *Zeitliga*

1923 von Platon Kerschenezew gegründete Organisation, die sich nach dem Vorbild des amerikanischen Time Management für eine Effizienzsteigerung von Arbeitsprozessen im Sinne der Wissenschaftlichen Arbeitsorganisation (WAO) einsetzte. Mit dem Ende der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP; s. u.) wurde 1925 auch die Zeitliga aufgelöst.

8 *Proletkult [Proletarskije kulturno-proswetitelnyje organizazii]*

Dem Volkskommissariat für Aufklärung unterstellte Einrichtung zur künstlerisch-literarischen Massenbildung. Unmittelbar nach der Februarrevolution 1917 gegründet wurde der Proletkult zu einer weitverzweigten Organisation. Eine ihrer berühmtesten Institutionen war das 1. Arbeitertheater in Moskau, an dem auch Sergei Eisenstein tätig war.

8 *Hörst Du, Moskau?!*

Satirisches Agitationsstück Tretjakows über die Novemberrevolution in Deutschland; 1924 als letztes Theaterstück im 1. Arbeitertheater des Proletkult von Eisenstein nach den Prinzipien einer Montage der Attraktionen inszeniert. Das Stück sollte die „Aufgaben in der Zeit der Entfaltung der deutschen Revolution lösen“ und die „revolutionäre Energie der Siegesgewissheit der Massen kondensieren“ (Tretjakow).

10 *LEF [Lewyj front iskusstw]*

1922 von Boris Arwatow in Moskau gegründete Künstler- und Theoretikervereinigung, die eine revolutionäre Umgestaltung von Kunst und Leben auf Basis ihrer wechselseitigen Entgrenzung anstrebte. Eine der Kernforderungen des LEF war deshalb die streng dokumentaristische Literatur des Faktums (*literatura fakta*). Dem LEF gehörten im Kern Mitglieder der Formalisten, Konstruktivisten und ehemalige Futuristen an, darunter Majakowski, der 1923–1925 Chefredakteur der Zeitschrift *LEF* und 1927–1928 des *Nowyj LEF* war. Im *LEF* erschien 1925 auch Tretjakows Reiseskizze „Moskau – Peking“; von

August bis Dezember 1928 war Tretjakow verantwortlicher Redakteur des *Nowyj LEF*.

10 *Rentenmark*

Als Maßnahme gegen die Hyperinflation 1923 eingeführte Übergangswährung in Deutschland. Die Rentenmark bestand neben der Reichsmark bis 1948.

10 *Ruhrkrise*

Konflikt von 1923–1925 zwischen Weimarer Republik, Frankreich und Belgien nach Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen als Reaktion auf ausbleibende oder unzureichende Reparationszahlungen Deutschlands an die alliierten Siegermächte des Ersten Weltkriegs. Der passive und aktive Widerstand gegen die Besetzung wurde von Nationalisten, teilweise aber auch von Kommunisten (Radek), als „Ruhrkampf“ unterstützt.

11 *Der Bürger*

1924 im Berliner Malik-Verlag publizierter Roman von Leonhard Frank (1882–1961). Frank, Vertreter eines sozialistischen Pazifismus, verarbeitet darin die Orientierungslosigkeit des Bürgertums der Weimarer Republik.

11 *Dalcroze*

Émile Jaques-Dalcroze (1865–1950), Komponist und Musikpädagoge; propagierte seine rhythmische Gymnastik international erfolgreich in einer 1911 bei Hellerau (Dresden) gegründeten Lehranstalt. In Russland war Dalcrozes Bewegungslehre bis in die 1920er Jahre hinein populär.

11 *Bode*

Rudolf Bode (1881–1971), Musiker und Begründer der Ausdrucksgymnastik. Bode lehrte für kurze Zeit in Dalcrozes Anstalt in Hellerau, bevor er im Oktober 1911 in München seine eigene Schule für rhythmische Gymnastik gründete. Tretjakow und Eisenstein verfassten während ihrer Zusammenarbeit am Moskauer Proletkult-Theater 1923 gemeinsam den Aufsatz „Ausdrucksbewegung“, der sich intensiv mit Bode auseinandersetzt.

12 *Blinchik*

(Russ.) Kleiner Pfannkuchen.

13 *Ijinka-Straße*

Straße im Zentrum Moskaus, in der im vorrevolutionären Russland vornehmlich Banken und Finanzunternehmen ansässig waren.

14 *Glawpolitproswet [Glawnyj politiko-proswetitelnyj komitet]*

1920 begründete, von Nadeshda Krupskaja geleitete und dem Volkskommissariat für Aufklärung unterstehende Organisation, die für politische Agitation und Bildungsarbeit in der gesamten Sowjetunion, insbesondere in Universitäten, Parteischulen, Bibliotheken, Arbeiterklubs usw. zuständig war. Glawpolitproswet verfügte nicht über einen eigenen Verlag. Bücher, die auf seine Empfehlung gedruckt wurden, vermerkten dies jedoch auf dem Titelblatt. 1930 ging Glawpolitproswet im Sektor für Massenarbeit des Volkskommissariats auf.

14 *Krug-Autoren*

Schriftsteller, die im Verlag Krug publizierten. 1922 von der Arbeitsgemeinschaft russischer Schriftsteller gegründet, galt er der linken Avantgarde als ein Verlag der Mitläufer (poputschiki). Zu seinen Autoren gehörten u. a. Wsewolod Iwanow, Wenjamin Kawerin, Juri Olescha, Boris Pilnjak, Ilja Selwinski, Lidija Sejfullina. 1929 ging Krug in den Verlag Federazija über.

14 *Samjatin*

Jewgeni Samjatin (1884–1937), Schriftsteller und Revolutionär, Verfasser des dystopischen Romans *Wir* (1920), in dem ein totalitärer Staat geschildert wird, der jede Form von Individualität und intellektueller Freiheit unterdrückt. Samjatin erhielt in der Folge Schreibverbot und emigrierte 1931 nach Frankreich.

15 *Argus*

Illustrierte literarische Monatszeitschrift, die 1913–1917 in St. Petersburg erschien. In *Argus* publizierten u. a. Anna Achmatowa und Fjodor Sologub.

15 *Schwarzhunderter*

Rechtsnationalistische Miliz in Russland, die insbesondere zu Beginn des 20. Jahrhunderts brutal gegen die linke revolutionäre Bewegung agierte.

15 *Lejkin*

Nikolai Lejkin (1841–1906), Schriftsteller und Journalist, Herausgeber der humoristischen Zeitschrift *Oskolki*, in der Tschchow seine ersten Erzählungen publizierte. Der Autor Kornei Tschukowski prägte den Begriff Lejkowschtschina als Bezeichnung für groben Humor.

15 *Sergei Bobrow*

Die Iditol-Spezifikation

Sergei Bobrow (1889–1971), Versetheoretiker, Übersetzer und Schriftsteller, einer der Begründer des russischen Futurismus und Mitglied der Künstlergruppe *Zentrifuge*. Sein 1923 im Berliner Verlag Gelikon publizierter sozialutopischer Produktionsroman *Die Iditol-Spezifikation* wurde dem Verleger von Boris Pasternak empfohlen.

15 „*Sibtorg*“, „*Kraiprombjuro*“, „*Exportchleb*“, „*Chleboprodukt*“
Akronyme sowjetischer Handelsunternehmen aus den 1920er Jahren.

18 *Obere Handelsreihen*

1893 erbautes Warenhaus am Roten Platz in Moskau, das nach der Revolution in GUM umbenannt wurde. Bei der Eröffnung waren die Handelsreihen eines der weltweit größten Warenhäuser; nach der Revolution wurden die Verkaufsflächen verstaatlicht und teilweise für Ministerien und staatliche Einrichtungen genutzt. Durch die Neue Ökonomische Politik (NÖP; s.u.) kam es ab 1921 für einige Jahre zu einem Wiederaufleben des Handels im GUM. In seiner ursprünglichen Funktion als Warenhaus wurde das GUM 1953 wiedereröffnet.

19 *MacDonald*

Ramsay MacDonald (1866–1937), britischer Politiker, wurde 1924 erster Labour-Premierminister. MacDonald erhielt durch die Beilegung der Ruhrkrise mit Hilfe des Dawes-Plans große Anerkennung, löste aber mit seiner Initiative, die seit ihrer Gründung 1922 international noch isolierte Sowjetunion diplomatisch anzuerkennen, eine antikommunistische Kampagne aus.

19 *Sandunowski-Bad*

1808 im Moskauer Zentrum gegründetes, beliebtes öffentliches Bad; heute Architekturdenkmal.

20 *Lasker*

Emanuel Lasker (1878–1941), deutscher Schachweltmeister, Mathematiker und Philosoph.

24 *NKPS [Narodnyj komissariat putej soobschtschenija]*

Volkskommissariat für Verkehrswesen.

24 *Standbild des Komturs*

Anspielung auf Puschkins Tragödie *Der steinerne Gast* (1830). In dieser läßt Don Juan, der Mörder des Komturs, dessen Skulptur zum Stellischein mit der Witwe Donna Anna.

24 *FÖR [Fernöstliche Republik]*

Von April 1920 bis November 1922 existierender Pufferstaat zwischen Japan und Sowjetrußland auf dem Gebiet zwischen Baikalsee und Sachalin.

25 *Tschitaer Begebenheiten*

Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Tientsin reiste Tretjakow mit seiner Familie im Frühjahr 1921

über Harbin nach Tschita, wo er bis zum Herbst 1923 blieb. In dieser Zeit arbeitete Tretjakow eng mit der Künstlergruppe *Twortschestwo* zusammen, war Mitarbeiter im Bildungsministerium, leitete den Staatsverlag und organisierte ein an die Moskauer ROSTA-Fenster (s. u.) angelehntes Format der populären politischen Agitation, die DALTA-Fenster (DALTA – Dalnewostotschnoje telegrafnoje agenstwo). In Tschita publizierte Tretjakow auch zwei Lyrikbände.

26 *Pilnjak*

Boris Pilnjak (1894–1938), Schriftsteller, legte 1922 mit *Ein nacktes Jahr* einen erfolgreichen Revolutionsroman vor, war jedoch ab Mitte der 1920er Jahre zunehmend der Zensur ausgesetzt. Pilnjak war Autor des Verlags Krug (s. o.). Wie auch Tretjakow wurde Pilnjak auf Basis einer fingierten Anklage als „japanischer Spion“ erschossen.

26 *Semjonows Peitschen*

Grigori Semjonow (1890–1946), General und Führer der Weißen im Russischen Bürgerkrieg. Unter seinem Kommando kam es in Sibirien, insbesondere in der Baikalsee-Region, zu einer Schreckensherrschaft, die auch als „Semjonowschtschina“ bezeichnet wird.

28 *Krasnaja Niwa, Ogonjok, Projektor*

In den 1920er Jahren populäre illustrierte Zeitschriften. Während *Krasnaja Niwa* und *Projektor* ihr Erscheinen in den 1930er Jahren einstellten, wird die Wochenzeitschrift *Ogonjok* bis heute publiziert.

29 *Saporosher*

Die Saporosher Kosaken versuchten im 17. und 18. Jahrhundert zwischen den Großmächten Osteuropas eine autonome Staatsform zu etablieren. Bis heute gilt ihr Name als Inbegriff kriegerischen Freiheitsstrebens.

30 *Sarja, Russki golos, Swet*
Harbiner Tages- und Wochenzeitungen der 1920er und 1930er Jahre.

30 *ROSTA [Rossiskoje telegrafnoje agenstwo]*

Seit 1918 zentrale, dem Glawpolitproswet (s. o.) unterstellte Nachrichtenagentur zunächst Sowjetrußlands, dann der UdSSR. Ab 1925 ging ROSTA schrittweise in der TASS auf und wurde 1935 aufgelöst. Zu den Aufgaben der ROSTA gehörte die politische Agitation, deren populärste Form von 1919 bis 1921 die satirischen ROSTA-Fenster waren: großformatige Plakate, die stark typisierte Zeichnungen mit einprägsamen Versen kombinierten. Zahlreiche bekannte Künstler arbeiteten an den ROSTA-Fenstern mit, unter ihnen auch Wladimir Majakowski.

31 *Wneschtorg-Monopol*

Aufgrund des bereits von Lenin vertretenen staatlichen Außenhandelsmonopols oblag die Abwicklung jeglicher Handelsbeziehungen zwischen der Sowjetunion und dem Ausland dem Volkskommissariat für Außenhandel [Narodnyj komissariat wneschnej torgowli].

32 *Mosselprom [Moskowskoje objedinenije predprijatij po pererabotke produktow chos-jaistwennoj promyschlennosti]*

Von 1922 bis 1937 bestehende staatliche Handelsorganisation, der große Fabriken aller Zweige der Lebensmittelproduktion unterstanden. An den Werbekampagnen des Mosselprom arbeiteten Alexander Rodtschenko und Wladimir Majakowski mit.

34 *Viktor Schklowski (1893–1984)* Kunst- und Literaturtheoretiker des russischen Formalismus. 1919 verfasste Schklowski den Essay „Der Zusammenhang zwischen den Verfahren der Sujetfügungen und den allgemeinen Stilverfahren“, in dem er „Entfaltung“ als Grundlage jedes Erzählens bestimmte. 1925 wurde der Aufsatz in Schklowskis Band *Über die Theorie der Prosa* im Verlag Krug (s. o.) erneut publiziert.

37 *Cham* (Russ.) Rüpel.

45 *Merkulow-Regierung* Provisorische Amur-Regierung, die von der Triple-Entente als letzter Versuch der Beeinflussung des Russischen Bürgerkriegs zugunsten der Monarchisten eingesetzt wurde. Sie hielt sich ein knappes Jahr von 1921 bis 1922, Regierungschef war Spiridon Merkulow (1870–1957).

47 *Tunsur* Die von Tretjakow genannten Währungseinheiten lassen sich nicht alle verifizieren; vermutlich ist hier der sogenannte Käsch gemeint, eine Lochmünze aus Kupfer (oft

auch Bronze oder Messing), die auf Schnüre gezogen wurde.

ZHONGGUO

52 *Idol aus Bronze* Unterhaltendes Drama in fünf Akten von Georgi Pawlow (1895–1943), erschienen 1927 in Moskau.

52 *Chu Yong Wai* Märchenhaftes Stück des deutsch-jüdischen, ab 1947 britischen Schriftstellers Julius Berstl (1883–1975), das 1922 in Leipzig als *Der lasterhafte Herr Tschu: ein Spiel mit Körpern und Seelen in einem Vorspiel und 5 Bildern (nach chinesischen Motiven)* erschien. Die Uraufführung fand bereits 1921 im Berliner Lessingtheater statt. Nikolai Demidow (1884–1953) inszenierte es 1926 im Vierten Studio des Moskauer Künstlertheaters.

52 *Der Kreidekreis* Ursprünglich ein Stück in vier Akten von Li Xingdao (Hu-Lan Ji) aus dem 14. Jahrhundert. Alfred Henschke alias Klambund (1890–1928) schrieb es um zum Märchenspiel, das 1925 in Berlin aufgeführt wurde. Bertolt Brechts *Der kaukasische Kreidekreis* entstand 1944–1945 und wurde erstmals 1954 uraufgeführt.

52 *Die gelbe Jacke* a) Ein Stück des amerikanischen Autors und Schauspielers George Cochrane Hazelton (1868–1941), verfasst mit Joseph Henry McAlpin Benrimo. Alexander Tairow führte das ‚Märchen‘ 1913 am Moskauer Freien Theater unter der Leitung von Konstantin Mardshanow (Mardshanischwili) erfolgreich auf; b) Operette in drei

Akten von Franz Lehár (1870–1948) nach einem Libretto von Victor Léon, erste Fassung 1923. Das Akademische Operntheater in Leningrad inszenierte 1926 die Operette, das Libretto verfassten Nikolai Smolitsch und Jewgeni Gerken.

52 *Brülle, China!* Politisches Drama von Tretjakow. Die Premiere fand am 23. Januar 1926 im Staatlichen Meyerhold-Theater unter der Regie von Wassili Fjodorow (1891–1971) mit Korrekturen von Meyerhold statt. Es blieb sechs Jahre auf dem Spielplan und wurde ein sowjetischer und internationaler Erfolg.

53 *Der Knüppel der Revolution* Gemeint ist die Revolution von 1911 (Xinhai-Revolution), als die imperiale Monarchie abgeschafft wurde. Die Guomindang-Partei war danach nicht in der Lage, das Land unter Kontrolle zu bringen, so dass China zwischen verschiedenen Territorien und ihren Herrschern zerrissen wurde. Das fehlende Kaisertum führte zur ideologischen Krise. Infolgedessen unternahm Yuan Shikai (1859–1916), Präsident der Republik China, den Versuch, die Monarchie – mit ihm als Kaiser – wieder einzuführen.

53 *Kugeln von den Hüten* Die Abstufung der Beamtenränge wurde mit Hilfe von symbolischen Merkmalen gekennzeichnet, zu denen Stickereien, Muster, unterschiedliche Farben, differenzierte Kugelornamente und Juwelen auf den Amtskappen zählten.

55 *Uspenski-Kathedrale* Die Mariä-Entschlafens-Kathedrale ist die größte Kirche innerhalb des Moskauer Kremls und das älteste vollständig erhaltene Gebäude in Moskau. Sie wurde 1475–1479 durch den italienischen Architekten Aristotele Fioravanti erbaut. In der Kathedrale wurden von 1547 bis 1896 die Zaren gekrönt, dort sind auch die Moskauer Oberhäupter der russisch-orthodoxen Kirche beigesetzt.

57 *Patriarchenteiche* Verbreitete inoffizielle Bezeichnung für ein Stadtviertel im historischen Zentrum Moskaus sowie für einen dort gelegenen künstlichen kleinen See.

57 *Saubere Teiche* Ein großer Teich am ringförmigen Boulevard in Moskau, der aus mehreren Teichen entstanden ist.

58 *Hutong* Bezeichnet sowohl enge Gassen in Nordchina als auch die bis in die 1990er Jahre hinein vorherrschende Form von Wohngebieten in meist erdgeschossiger Bebauung mit Innenhöfen in Peking. Sie weichen zunehmend mehrstöckiger, moderner Bauweise.

61 *Sommerpalast Beihai* Pekinger Gartenanlage neben dem Regierungsgelände nahe der Verbotenen Stadt; seit 1925 öffentlich zugänglich.

61 *Qianmen* Stadtteil von Peking unweit des ursprünglichen Stadttors, früher Geschäftsquartier, heute eine touristische Attraktion.

62 *Groschen*
Eine Kupfermünze von geringem Wert, wahrscheinlich die Währung unter der Herrschaft des Tongzhi-Kaisers am Ende der Quing-Dynastie.

69 *Badachu*
Klosterkomplex bei Peking.

75 *RABIS*
[*Sojus rabotnikow iskusstwa*]
1919 gegründete Künstlergewerkschaft; ab 1924 *Wserabis* [Wsesojusnyj professionalnyj sojus rabotnikow iskusstwa].

75 *Bandura*
Gemeint ist nicht das Saiteninstrument, das besonders die ukrainische Volksmusik prägt und an das sich Tretjakow hier erinnert fühlt, sondern die Pipa, eine chinesische Laute mit flachem Korpus, seit etwa 2.000 Jahren bekannt.

76 „*Da laoye*“
„Oh weiser alter Mann“. Der Ausdruck, den Tretjakow als „ta lao-iej“ wiedergibt, bedeutet „Herr“ oder „alter Mann“, ohne Referenz auf Weisheit.

76 *Pallasch*
Eine Hieb- und Stichwaffe mit gerader Klinge.

80 *Kusnezki Most*
Bis 1917 Hauptgeschäftsstraße in Moskau.

81 *Bilderbögen*
Analogie zum russischen Volksbilderbogen (*lubok*) mit plakativ-szenischer Gestaltung und kurzen Geschichten. Die Volksbilderbögen waren oft satirisch und sozialkritisch geprägt.

82 *Mahjong*
Populäres Kombinationsspiel mit Würfeln und Spielsteinen für vier Personen.

84 *Fingerspiel*
Es handelt sich um Jiuling, das dem italienischen Morra-Spiel ähnelt.

87 *Lian Fu Si (Longhua, Longfu si)*
Buddhistischer Tempel, einer der grössten in Peking. Nach einem Brand wurde der Tempel nicht wieder aufgebaut. In den 1950er Jahren wurde der Platz vor dem Tempel in einen Markt umgewandelt.

93 *Feng Yuxiang (1882–1948)*
Wichtige historische Gestalt zunächst in der imperialen Armee, später Kriegsherr in der frühen Periode der Republik China und im Chinesischen Bürgerkrieg. Als die Republikaner das Land nach der Revolution nicht zusammenhalten konnten, war er einer der mächtigsten Kriegsherren und stellte sich gleichzeitig mit der offiziellen chinesischen Republik gut.

94 *Der von den Boxern umgebracht worden war*
Der sogenannte Boxeraufstand von 1899 bis 1901, die „Bewegung der Verbände für Gerechtigkeit und Harmonie“, ist Teil des Widerstands der chinesischen Regierung gegen den europäischen, US-amerikanischen und japanischen imperialen Einfluss. Anfangs stand er nicht mit der herrschenden Familie in Verbindung, wurde aber vom Hof gelegentlich unterstützt. Die zaristische Armee beteiligte sich an der Niederschlagung.

95 *Russkoje Slowo*
Von 1895 bis 1918 in Moskau erscheinende konservative Tageszeitung.

95 *Russkije Wedomosti*
Politische Zeitung, die in Moskau von 1863 bis 1918 erschien; Organ der liberalen und gebildeten Moskauer und Gegenpart zu den konservativen *Moskowskije Wedomosti*.

95 *Washingtoner Flottenkonferenz*
Die internationale Konferenz in Washington von 1921–1922 legte Grenzen für den Schiffsbestand der beteiligten Länder fest, um dem Wettrüsten entgegenzuwirken. Der Zweite Weltkrieg machte diese Verträge zunichte.

95 *Grand Hotel des Wagons-Lits*
Die belgische Orient-Express-Gesellschaft (CIWL), das älteste europäische Unternehmen für Schlafwagen und Luxuszüge, errichtete an wichtigen Zielpunkten ihrer Routen Hotels. Das erste Grand Hotel im Gesandtschaftsviertel der chinesischen Hauptstadt wurde 1905 im Stil der flämischen Gotik errichtet und 1913 durch einen größeren Bau mit Garten ersetzt. Das heutige Grand Hotel in Peking hat mit dem Eisenbahnhotel nichts mehr zu tun.

96 *Barbier von Sevilla*
Opera buffa in zwei Akten von Gioachino Rossini (1792–1868) von 1816 nach dem gleichnamigen Schauspiel von Pierre A. C. de Beaumarchais.

96 *Annamiten*
Eine während der Kolonialzeit gebräuchliche Bezeichnung für Vietnamesen.

96 *Zhang Zuolin (1875–1928)*
Einer der Kriegsanführer in der Mandschurei in der instabilen Zeit von 1916 bis 1928. Wie viele andere begann er seine Karriere in der kaiserlichen Armee, unterstützte verschiedene Seiten und nutzte sie zu seinem Gunsten aus, so dass er von der Qing-Dynastie, von japanischer Seite wie auch von Guomindang Zuwendung erhielt.

96 *Zhang Xueliang (1901–2001)*
Sohn von Zhang Zuolin (s. o.), erbte diese, hatte hohe Positionen in China unter der Guomindang und rebellierte später gegen sie.

99 *Akathistos*
Hymnus in der Liturgie der Ostkirche, gewidmet einem Heiligen, einem Fest oder der Dreieinigkeit.

102 *Revolution 1911*
Die sogenannte Xinhai-Revolution, die zur Gründung der ersten chinesischen Republik führte. (Vgl. oben „Knüppel der Revolution“.)

111 *Leonid Sobinow (1872–1934)*
Legendärer Operntenor, vor allem am Bolschoi-Theater in Moskau, dessen Intendant er ab 1921 war.

117 *Hao-Rufe*
„Hao“ (chin.): „gut“.

119 *Coppélia*
(*La Fille aux yeux d'émal*)
Ballett (1870) von Léo Delibes
(1836–1891), Libretto von Charles
Nutter und Arthur Saint-Léon nach
den Erzählungen *Der Sandmann* und
Die Automate von E. T. A. Hoffmann.

122 *Dieb von Bagdad*
Gemeint ist die früheste Verfilmung
von 1924 durch Raoul Walsh, in der
es die Rolle eines bösen Mongolen-
prinzen gab.

123 *Erschießungen von Shanghai*
Bezieht sich auf die Ereignisse
vom 30. Mai 1925, als die britische
Kolonialpolizei auf demonstrierende
Arbeiter schoss.

127 *Chor der Blaublusen*
Populäres Format im sowjetischen
Agitationstheater der 1920er Jahre.

131 *Sun Yat-sen* (1866–1925)
Erster provisorischer Präsident der
Republik China, Gründer der repu-
blikanschen Partei Guomindang.

131 *Kalgan*
Mongolische bzw. russische, nicht
mehr gebräuchliche Bezeichnung für
Zhangjiakou, 100 Kilometer nordwest-
lich von Peking.

131 *Pekings Hauptbahnhof*
Gemeint ist der alte, von den Eng-
ländern 1901–1903 errichtete Bahn-
hof Qian Men am Tiananmen-Platz,
1906 eröffnet, schon bald nach
der Revolution wieder stillgelegt.

134 *Urga*
Bis 1924 Name der Hauptstadt der
Mongolei; heute Ulaanbaatar.

136 *Nishni-Nowgoroder Messe*
Größte Messe Russlands, fand seit
1816 statt und war die Drehscheibe
des russischen Handels.

136 „Großen, mächtigen, freien“
Sprache
Zitat aus dem Prosagedicht *Die*
russische Sprache (1882) von Iwan
Turgenjew (1818–1883).

141 *Myotan (Miaotan)*
Etwa 50 Kilometer von Kalgan (heute
Zhangjiakou) entfernte Kleinstadt
in Zhangbei, Provinz Hebei; Notlande-
platz sowjetischer Piloten.

142 *Lesginka*
Volkstanz verschiedener Ethnien des
Kaukasus und Vorderasiens; enthält
den Tanz auf Zehenspitzen, Dolchtanz
und tänzerische Säbel- und Fecht-
kämpfe.

143 *Fünf Zacken, fünf Farben*
Die fünf Farben standen für die Ein-
heit der fünf ethnischen Gruppen, die
die Chinesische Republik vereinte:
die Han (rot), Mandschu (gelb), Mon-
golen (blau), Hui und Uiguren (weiß),
und Tibeter (schwarz).

143 *Wu Peifu*
Im Ersten Zhili-Fengtian-Krieg von
1922, einem der sogenannten Gene-
ralskriege, die von 1916 bis 1928 in
China tobten, kämpften die Kriegs-
herren Feng Yuxiang (1882–1948) und
Wu Peifu (1874–1939) gegeneinander.

145 *Befreiungsbewegung*
Die Bewegung des 30. Mai 1925 war
eine anti-imperialistische Arbeiter-
bewegung der jungen Chinesischen
Republik, die in Shanghai durch

Schüsse von Polizeikräften, denen
auch Briten angehörten, auf streiken-
de chinesische Arbeiter ausgelöst
wurde.

SWANETIEN

152 *Kutaissi*
Drittgrößte Stadt Georgiens, Zentrum
der westgeorgischen Region Imere-
tien; im 8. Jahrhundert v. Chr. die Haupt-
stadt der Kolchis; 1921 von der Roten
Armee besetzt.

153 *Mestija*
„Hauptstadt des Freien Swanetiens“
im Nordwesten Georgiens auf etwa
1.500 Meter Höhe; wegen ihrer
Steintürme mittlerweile UNESCO-
Weltkulturerbe.

153 *Twerskaja*
Hauptstraße Moskaus; führt vom
Weißrussischen Bahnhof zum Roten
Platz.

153 *Duchan*
Gasthaus, kleines Restaurant mit
Weinverkauf in ländlichen Ortschaf-
ten im Kaukasus.

153 *Tiflis*
Bis 1936 Bezeichnung für das heutige
Tbilissi, die Hauptstadt Georgiens;
gegründet im 4. Jahrhundert unter
persischer Herrschaft stand Tiflis im
17. und 18. Jahrhundert unter türki-
scher Besatzung, gehörte ab dem
19. Jahrhundert zum Russischen
Reich und ab 1921 zur Sowjetunion;
1956 und 1989 war Tiflis Ort blutig
niedergeschlagener Aufstände gegen
die Kommunistische Partei.

155 *Königin Tamar* (1160–1213)
1184–1213 Königin von Georgien;
unter ihrer Herrschaft erreichte das
mittelalterliche Georgien seinen
Machtzenit, sie gilt als das Goldene
Zeitalter der georgischen Geschichte.

157 *Swanetische Wohntürme*
Festungsähnliche Wehranlagen in
Form viereckiger Turmbauten; erbaut
vor allem im 8. bis 11. Jahrhundert.
Diese Bauten wurden als Wohnraum
und Wachposten zur Verteidigung
gegen Überfälle genutzt, ebenso als
Refugium während der Blutrache-
zeiten.

158 *Boccaccio-Aventüren*
Liebesabenteuer; benannt nach
der frivolen Novellensammlung *Das*
Dekameron (1353) von Giovanni
Boccaccio (1313–1375).

159 *König Mithridates*
Mithridates (Mihrdat) III. (365–380)
aus der Dynastie der Chosroiden,
die vom 4. bis zum 9. Jahrhundert
n. Chr. das frühe georgische König-
reich Kartli (Iberia) regierten.

159 *Gemeinde Mulach*
Gemeinschaft aus mehreren Dörfern;
alte Militärbasis der Bolschewiki im
Freien Swanetien. Von hier aus
breitete sich die Sowjetmacht ab 1921
in Georgien aus.

164 *Dadeschkeliani*
Georgisches Fürstengeschlecht; regier-
te ca. 1720 bis 1857 in Oberswanetien.

164 *Narzan*
Mineralstoffreiches Schmelzwasser,
das sich von den Gletschern des
Elbrus speist.

166 *Filipp Macharadse* (1868–1941)
Georgischer Revolutionär, sowjetischer Politiker, Vorsitzender der Georgischen SSR, an deren Gründung er maßgeblich beteiligt war.

166 *Burka*
Traditionelle Jacke aus Schafsfell.

167 *Durchreisender Künstler von der Assoziation (Achrowez)*
Gemeint ist die AChR [Assoziazija chudoshnikow rewoljuzii], eine Vereinigung von Künstlern, Grafikern und Bildhauern, die mit staatlicher Unterstützung zur größten Künstlergruppe der 1920er Jahre wurde. Gegründet 1922, wurde sie 1938 unter Stalin aufgelöst und in den zentralen Künstlerverband der UdSSR überführt.

168 *Pionier*
Literarisch-politische Monatszeitschrift der Komsomol- und Pionierorganisationen, gegründet 1924.

170 *Kliros*
Ort in russisch-orthodoxen und ostkatholischen Kirchenbauten, wo der Chor singt.

171 *Mravaljamieri*
Georgisches Volkslied; Sammelbezeichnung für mehrstimmige Lieder, die ländliche Musik, Trinkgesang und sakrale Hymnen vereint.

171 *An der Mutter Wolga* (russ.: *Wnis po matuschke, po Wolge*)
Eines der bekanntesten russischen Volkslieder, ursprünglich gesungen von Wolga-Treidlern (burlaki).

174 *Sages*
[*Semo-Awtschalskaja GES*]
Wasserkraftwerk am Fluss Kura, nahe der Stadt Mzchet; ältestes Wasserkraftwerk in Georgien (mit dem Bau wurde 1922 begonnen). Es bildet die zweite Stufe des Kurinischen Staudammes.

176 *Zweimal erhoben sich die Swanen gegen die Sowjetmacht*
Nach dem ersten erfolglosen Aufstand gegen die Etablierung der Sowjetmacht im Februar/März 1921, direkt nach dem Einmarsch der Roten Armee in Georgien und der Gründung der Georgischen SSR, fand Ende August und Anfang September 1924 ein zweiter, ebenso erfolgloser bewaffneter Aufstand statt. Er wurde von der Roten Armee und der Geheimpolizei gewaltsam unterdrückt. Infolgedessen kam es zu Massenrepressionen in Georgien mit mehreren Tausenden Opfern.

177 *Bidsina Pirweli* (1902–1938)
Einer der aktiven Teilnehmer und Anführer des swanetischen Bauernaufstandes gegen die Sowjetmacht von 1921. Er fiel 1938 Repressionen zum Opfer.

DIE HERAUSFORDERUNG

196 *Ehrenburgs Verzückung ob der nickelglänzenden Ausstattung einer Schiffskajüte*
Ilja Ehrenburg (1891–1967), Schriftsteller, Dichter, Journalist, Übersetzer und gesellschaftlicher Aktivist. Der Bezug auf die luxuriöse Schiffskajüte spielt auf sein Frühwerk an – er wurde

von sowjetischen Autoren für seine bürgerliche Lebensweise kritisiert.

198 *Mennige*
Rostschutzfarbe von intensivem Rot auf Grundlage von Eisen oder Blei.

200 *Guttaperchaball*
Guttapercha ist ein kautschukähnliches Material weisser oder gelblicher Farbe. In der Vergangenheit wurde es auch als Ersatz für Gummi verwendet, lange Zeit für Golfbälle.

205 *Arbeiter- und Bauerninspektion*
Im Original RKI [Rabotsche-krestjanskaja inspekcija], ein System staatlicher Institutionen zur Wirtschafts- und Finanzkontrolle.

206 *Schriftstellerföderation*
1926 gegründete Vorläuferorganisation des Schriftstellerverbands, der Berufsorganisation von Autoren in der UdSSR.

206 *Kolchoszentr*
Landwirtschaftlicher Dachverband, 1927 gegründet.

208 *Wladimir Bragin* (1896–1972)
(Kinderbuch-)Schriftsteller, Dramaturg und Drehbuchautor.

211 *Landproletariat*
Tageszeitung von 1918–1931, ursprünglich gerichtet an ein städtisches und ländliches Prekariat (*bednota*) ohne bäuerlichen Bezug, das für die Landkommunen angeworben wurde.

211 *Wotjaken*
Veraltete russ. Bezeichnung für die Udmurten.

212 *Parteischule*
Lehranstalt zur Vorbereitung sowjetischer Kader, gegründet 1921 mit dem Beschluss über die landesweit engmaschige Einrichtung sowjetischer Parteischulen mit beschleunigtem Programm und kommunistischer Universitäten in allen größeren Städten. Später wurden diese Schulen umgestaltet, oft zu Landwirtschaftsschulen. Ende der 1930er Jahre wurden die meisten von ihnen geschlossen.

212 *Maschuk, Beschtau, Smejka*
Bergnamen im Kaukasus nahe Pjatigorsk.

216 *Erdöltrasse Tuapse-Grosny*
Erste große russische Erdölmagistrale, erbaut 1927–1928 für den Erdöltransport aus dem Grosny-Gebiet zur Schwarzmeerküste in den Hafen von Tuapse.

219 *Skizze (otscherk)*
Dokumentarische Kurzprosa, die sich zunächst im literarischen Naturalismus des 19. Jahrhunderts als physiologische Skizze etablierte; von den faktografischen Strömungen der Avantgarden des 20. Jahrhunderts aufgegriffen und zum realitätsbezogenen Mustergenre weiterentwickelt. Tretjakow vertritt die sogenannte operative Skizze, die Sachverhalte nicht nur sachorientiert beschreibt, sondern aktiv in die Verhältnisse eingreift.

220 *Historische Kommission*
Kommission zur Geschichte der
Oktoberrevolution und der RKB (B)
(kurz: *Istpart*), 1918–1939, zunächst
beim Staatsverlag und Bildungs-
ministerium, dann Abteilung des ZK.

223 *Das Steppenherz*
Erzählung von Michail Kamski (alias
Dolganow, vermutl. 1895–1938),
veröffentlicht in seinem gleichnami-
gen Erzählband (1927).

225 *Karpuschins Gut*
Im ehemaligen Landgut des Adligen
Karpuschin wurde 1920 die erste
Stawropoler Kommune gegründet,
die 1921 in *Kommunistischer Leucht-
turm (Kommajak)* umbenannt wurde –
zu Ehren der Erbauer der kommu-
nistischen Ordnung, die für andere
ein Beispiel sein sollten. In der Folge
entstand dort die Siedlung Kommajak,
1934 die gleichnamige Kolchose;
heute trägt eine dort angesiedelte
Aktiengesellschaft diesen Namen.

227 *NÖP*
Neue Ökonomische Politik, die ab
1921 im sowjetischen Russland und
der UdSSR eingeführt wurde und
bis 1928 (d.h. bis zum Beginn des
ersten Fünfjahrplans) Bestand hatte.
Sie löste die Wirtschaftspolitik des
Kriegskommunismus ab, führte priva-
tes Unternehmertum wieder ein,
erlaubte marktwirtschaftliche Bezie-
hungen und führte zu einem gewis-
sen Aufschwung der Volkswirtschaft.

231 *Fordson*
Gemeint ist der Fordson-Putilowez
von 1924, eine Leningrader Nach-
bildung des amerikanischen Fordson
Model F.

231 *International*
Traktor vom Typ SchTS 15/30, eine
Kopie des amerikanischen McCor-
mick Deering 15–30 der Firma
International Harvester (IH), die
landwirtschaftliche Technik und LKW
produzierte.

240 *Tatschanka*
Pferdekampfwagen aus Bürgerkriegs-
zeiten mit aufgesetztem oder ange-
hängtem Maschinengewehr.

251 *Lebende Zeitung*
Populäres Format des Agitationsthea-
ters, bei dem aktuelle Tagesnachrich-
ten szenisch dargeboten werden.
Boris Arwatow, Theoretiker des Prolet-
kult und Mitglied des LEF (s. o.), pro-
pagierte die Lebende Zeitung als
erste utilitäre theatralische Form, die
portabel wie die Zeitung, leicht re-
zipierbar wie der Film und massen-
orientiert wie das Radio sei.

EIN MONAT AUF DEM LANDE

257 *Rekonstruktionsperiode*
Ende der 1920er Jahre mit dem ersten
Fünfjahrplan einsetzende sozio-
ökonomische Neuorganisation der
UdSSR; Kernelemente der Rekonstruk-
tionsphase, die bis in die 1940er Jahre
andauerte, waren die Zwangskol-
lektivierung der Landwirtschaft und
der Aufbau der Schwerindustrie.

261 *Jakowlew-Thesen*
Jakow Jakowlew (1896–1938);
1929–1934 Volkskommissar für Land-
wirtschaft der UdSSR. Jakowlew
verantwortete die Zwangskollektivie-
rung, die 1932–1933 eine Hungers-
nöte in großen Teilen der UdSSR,

insbesondere in der Ukraine (Holodo-
mor), in den Steppengebieten und
im Nördlichen Kaukasus auslöste; für
den 16. Parteitag 1930 legte er seine
Thesen *Die Kolchosbewegung und*
*der Aufschwung der Kolchoswirt-
schaft* vor, die im Staatsverlag mit
einer Auflage von 50.000 Exemplaren
gedruckt und im ganzen Land ver-
teilt wurden.

262 *Fünfundzwanzigtausend*
Gruppe von freiwilligen städtischen
Arbeitern (zum überwiegenden Teil
aus der Schwerindustrie), die zu
Beginn der 1930er Jahre einem Aufruf
der Partei folgten und nach einer
kurzen agronomischen Schulung in
Kolchose geschickt wurden, um dort
die Kollektivierung voranzutreiben.
In Michail Scholochows Roman
Neuland unterm Pflug begründet der
Fünfundzwanzigtausender Dawydow
einen Kolchos.

263 *Meshrabpomfilm*
[*Meshdunarodnaja rabotschaja*
pomoschtsch i film]
Partiell unabhängige sowjetische
Filmgesellschaft in Kooperation mit
der Internationalen Arbeiterhilfe;
1936 aufgelöst.

265 *Alexei Kolossow* (1897–1956)
Schriftsteller und Journalist; von 1928
bis zu seinem Tod Korrespondent
der *Prawda*.

265 *Michail Rogow*
Journalist, in den 1920er und 1930er
Jahren Mitarbeiter der usbekischen
Prawda Wostoka.

265 *Alexander Frolow* (1880–1931)
Schriftsteller; debütierte 1923 mit
einem Erzählband über seine Zeit als

Arbeiter in der Samowarfabrik Tula;
verfasste auch Abenteuererzählungen
für Kinder.

265 *Die Schmiede (Kusniza)*
Vereinigung einer Gruppe proletari-
scher Schriftsteller, die 1920 den
Proletkult verließen, um ihre eigene
Organisation für den literarischen
Klassenkampf zu gründen; die Kuzniki
(zunächst vor allem Lyriker, später
auch Prosa-Autoren) pflegten das
Pathos des Bürgerkriegs und huldig-
ten einem Kult der Maschine und des
Werkzeugs; 1932 löste sich die
Schmiede nach jahrelangen inneren
Positionskämpfen auf, ihre Mitglieder
schlossen sich größtenteils der
RAPP (Russländische Assoziation pro-
letarischer Schriftsteller) an.

265 *Gang ins Volk*
Von sozialrevolutionären Intellektu-
ellen, den sogenannten Narodniki
(Volkstümler), getragene Bewegung
in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhun-
derts. Sie führte nach den Reformen
von 1861 vor allem Studenten mit
aufklärerischem Impuls als Lehrer in
Dorfgemeinden; ab 1870 zielte die
Bewegung zunehmend auf Agitation
der Bauernschaft für den bewaff-
neten sozialrevolutionären Kampf; ihr
Aufstand von 1874 wurde niederge-
schlagen.

269 *Arbeitseinheiten*
Element des Zahlungsverkehrs und
der Naturalwirtschaft im sowjeti-
schen Kolchosssystem von 1930–1966;
Mitgliedern von Kolchosen wurde
kein festes Gehalt ausgezahlt, statt-
dessen wurde ihre Arbeitsleistung
in Arbeitstagen (*trudodni*) berechnet.
Ihr Anteil am erwirtschafteten Gewinn

wurde ihnen vom Kolchos nach Abgabe staatlicher Verpflichtungen ausgezahlt.

279 Skopzen

Mitte des 18. Jahrhunderts in Russland aus dem Flagellantentum hervorgegangene religiöse Sekte, die absolute sexuelle Enthaltensamkeit predigte und dazu auch Verstümmelungen der Geschlechtsorgane vornahm (sogenannte Feuertaufe). Im 19. Jahrhundert kam es zur Abspaltung der Geistlichen Skopzen oder Neuskopzen, die weiterhin Askese und sexuelle Abstinenz praktizierten, aber keine rituellen Genitalverstümmelungen und Brustentfernungen mehr vornahmen.

VOLLGAS VORAUSS

287 Aeroschlitten

Seit 1903 existierendes, in der Sowjetunion entwickeltes und bis heute eingesetztes Transportmittel mit Luftpropellerantrieb auf Kufen, das auf Schnee und Eis fährt. Es erlaubte den Zugang zu einer Reihe von ferngelegenen nördlichen Regionen Russlands. Mit einem Maschinengewehr ausgestattet wurde es im Ersten Weltkrieg und im Bürgerkrieg eingesetzt.

287 Alexei Kusin

Konstrukteur, Pionier des Aeroschlittenbaus in Russland, seit 1908 in den Moskauer Dux-Fahrradwerken, später in der Automobilabteilung des Allrussischen Kriegshilfvereins.

289 Kégresse

Adolphe Kégresse (1879–1943), französischer Konstrukteur; als Ingenieur am Hof Nikolai II. entwarf er

einen Maschinenraupenantrieb, den er später für Citroën weiterentwickelte.

290 Andrei Tupolew (1888–1972)

Berühmter sowjetischer Flugzeugingenieur, aus dessen Konstruktionsbüro zahlreiche Passagier- und Kampflugzeugtypen hervorgingen. 1937 wurde Tupolew unter fingierter Anklage verhaftet. Nach erfolgreichem Einsatz des von ihm in NKWD-Entwicklungsbüros entworfenen Kampfbombers Tu-2 konnte Tupolew 1943 nach Moskau zurückkehren.

290 Chaussee der Enthusiasten

Moskauer Magistrale, die stadtauswärts gen Osten führt. Der Name wurde ihr 1919 durch Lunatscharski (s.u.) verliehen. Mit den Enthusiasten sind politische Aktivisten gemeint, die in der Zarenzeit nach Sibirien verbannt wurden und über diese Straße den Weg in die Verbannung antraten.

290 Nikolai Sokolow-Sokoljonok (1900–1977)

Sowjetischer Militärpilot; Luftfahrtgeneral im Zweiten Weltkrieg.

292 Alexander Golubkow (1898–1956)

Flugzeugkonstrukteur; war in den 1920er Jahren unter der Leitung Tupolews (s.o.) am Entwurf von Flugbooten tätig.

292 Boris Gromow

Sprinter, Sportjournalist, Korrespondent der Zeitung *Iswestija*, Expeditionsteilnehmer unter der Leitung von Otto Schmidt auf dem Eisbrecher *Georgi Sedow* nach Franz-Josef-Land (1929–1930), auf dem Eisbrecherdampfschiff *Sibirjakow* auf dem Nord-

polarmeer (1932) und auf dem Polarschiff *Tscheljuskin* (1933–1934; s. u.). Arbeitete 1931 in der Reisedirektion *Wtornyje puti* beim Eisenbahnbau.

293 Eisbrecher Krassin

Krassin (bis 1927 *Swjatogor*) war einer der größten Eisbrecher der russischen und sowjetischen Flotte, erbaut in Großbritannien 1916–1917, ab den 1980er Jahren ein Museumschiff.

297 Minin und Poscharski

Helden der russischen Geschichte des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, Anführer eines Nowgoroder Volksheers, verteidigten die Moskauer Rus gegen die polnisch-litauische Intervention. Ihnen zu Ehren wurde 1818 auf dem Roten Platz in Moskau ein Denkmal errichtet.

298 Krestowskije baschni

Zwei identische Backstein-Wassertürme in Moskau, eingangs der Jaroslawler Chaussee, 1890–1893 erbaut, 1939 abgerissen.

298 Awiachim

Sowjetische Massenorganisation, gegründet 1925 durch die Vereinigung der Gesellschaft für die Freunde der Luftfahrt und der Gesellschaft der Freunde der chemischen Verteidigung und Industrie.

299 „Der Troika schneller Vogel“

Bezug auf Nikolai Gogols Roman *Die toten Seelen* (1842); im Weiteren zitiert nach der Übersetzung von Alexander Eliasberg, 1922. Das rasche Pferdegespann der Troika symbolisiert den zielstrebigen Weg Russlands.

299 Zum Zwecke der Husarenhochzeit

Bezug auf die Erzählung *Der Schneesturm* (1831) von Alexander Puschkin (1799–1837), dem russischen Nationaldichter der Romantik.

299 Alexander Blok (1880–1921)

Dichter, Übersetzer und Literaturkritiker, einer der zentralen Vertreter des russischen Symbolismus.

299 Zigeunerromanze

Musikalisches Genre im 19. Jahrhundert, das Volkslieder, Moskauer und Petersburger Liedgut sowie Anleihen aus der Musik der Sinti und Roma verbindet.

299 Heissa, die Troika

Romanze; Musik und Text von Michail Steinberg, Ende der 1890er Jahre.

304 Awtodor [Obschtschestwo sodejstwija raswitiju awtomobilisma i ulutschscheniju dorog]

Verein zur Propagierung und Entwicklung des Automobilwesens in der UdSSR 1927–1935.

307 Ossoawiachim [OACH]

Paramilitärische sowjetische Massenorganisation für Verteidigung, Luftfahrt und Chemieproduktion; 1927 aus dem Zusammenschluss kleinerer Organisationen hervorgegangen, bestand die OACH bis 1948. Vorläufer der Freiwilligen Gesellschaft zur Unterstützung der Armee, Luftfahrt und Marine (DOSAAF).

NACH TANNU-TUWA

311 *Volksrepublik Tannu-Tuwa*
1922 erfolgte Staatsgründung der in Südsibirien (Russland, Mongolei, China) ansässigen Tuwinen. Zunächst unter mongolischem, mit der Kulturrevolution 1929–1930 zunehmend unter sowjetischem Einfluss; 1944 der Sowjetunion (RSFSR) angegliedert.

312 *Rewsomol [Rewoljuzionnyj sojus molodjoshi]*
1925 in Tuwa nach dem Vorbild des Komsomol gegründeter kommunistischer Jugendverband.

313 *Den Schi-hua*
1930 publiziertes „Bio-Interview“ Tretjakows. Das Buch basiert auf Gesprächen, die Tretjakow in seiner Zeit als Dozent für russische Literatur an der Universität Peking 1924–1925 mit einem seiner Studenten führte. Bereits 1932 publiziert der Berliner Malik-Verlag die deutsche Übersetzung von Alfred Kurella.

313 *V. Kongress der Kommunistischen Jugendinternationale (KJI)*
Der Kongress fand im Sommer 1928 statt.

314 *Interessen der armen Arat gegen die reichen Nojon*
Arat (tuwin.), nomadisierende Viehzüchter; Nojon (mongol.), Aristokratensicht in der traditionellen Mongolei.

314 *Leonid Leonow (1899–1994)*
Schriftsteller und Dramaturg. Leonow, den Schklowski wegen seiner frühen

Romane einen „Dostojewski-Imitator“ nannte, wurde ab den 1930er Jahren zu einem führenden und mehrfach mit Staatspreisen ausgezeichneten Autor des Sozialistischen Realismus.

315 *NKID [Narodnyj kommissariat inostrannych del]*
Volkskommissariat für äußere Angelegenheiten

316 *Jungsturmanzug*
Deutsches Lehnwort im Russischen; ein Modebekleidungsstück in den 1920er und 1930er Jahren in der UdSSR.

318 *WAPP [Wserossijskaja assoziacija proletarskich pisatelej]*
1920 gegründete, besonders staatsnahe Literaturorganisation, aktiv in der Auseinandersetzung mit „Abweichlern“. 1928 ging die WAPP in der RAPP, der Russländischen Assoziation Proletarischer Schriftsteller, auf.

318 *Panfjorows Bruski*
Fjodor Panfjorow (1896–1960), Schriftsteller und Vorstandsmitglied der RAPP (s. o.). *Bruski* (1928–1930; dt. *Wolgabauern*, 1953) ist ein Kollektivierungsroman über ein gleichnamiges Dorf. Der Futurist Pjotr Nesnamow (Gruppe *Twortschestwo*) schrieb einen beißenden Verriss.

318 *Pawlows Zwanzigjährige Erfahrungen*
Iwan Pawlow (1849–1936), Physiologe und Begründer der Reflexologie, vor allem bekannt durch den Pawlowschen Hund. 1923 publizierte er seine *Zwanzigjährigen Erfahrungen mit dem objektiven Studium der höheren Nerventätigkeit (des Verhaltens) der Tiere* (dt. 1953).

319 *Albert Thomas (1878–1932)*
Französischer Sozialreformer; erster Direktor der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO).

319 *Der Atheist*
Zeitung des Verbands der streitbaren Atheisten; erschien 1922–1941. Dieselbe Redaktion gab auch *Illustrierte für Kinder (Das atheistische Krokodil)* und *Erwachsene (Der Atheist an der Werkbank)* heraus.

320 *Zwölf Stühle*
Populärer satirischer Roman von Ilja Ilf und Jewgeni Petrow 1928 (dt. erstmals 1930).

320 *Zweigs Verwirrung der Gefühle*
Stefan Zweigs (1881–1942) Novelle von 1927 erschien noch im selben Jahr in russischer Übersetzung.

320 *Harry Domela (1904/05–1979)*
Deutsch-baltischer Hochstapler und Autor; *Der falsche Prinz. Leben und Abenteuer des Harry Domela* wurde 1927 im Berliner Malik-Verlag mit großem Erfolg publiziert; bereits 1928 erschien die russische Übersetzung.

320 *Romanzeitung*
Die *Romanzeitung*, 1927 gegründet, brachte monatlich einen vollständigen Roman im Zeitungsformat. In der ersten Nummer erschien J.R. Bechers in Deutschland verbotener Antikriegsroman *Levisite oder Der einzig gerechte Krieg* (1926).

320 *GUM*
Moskauer Zentralkaufhaus (s. o. „Obere Handelsreihen“).

322 *OGPU [Objedinjonnoje gosudarstwennoje uprawlenije]*

Von 1922 bis 1934 Bezeichnung der Geheimpolizei in der UdSSR; Nachfolgeorganisation der Tscheka und Vorgängerin des NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten).

323 *Sojuzchleb*
Aktiengesellschaft; ab 1928 zentrale Struktureinheit in der Getreidewirtschaft der UdSSR.

324 *Anatoli Lunatscharski (1875–1933)*
Schriftsteller, Publizist, Kunstwissenschaftler, Volkskommissar für Bildung 1917–1929.

324 *Die Bärenhochzeit*
Lunatscharskis mystische Theateradaption (1924) der Mérimée-Novelle *Lokis* (dt. 1925 im Verlag der Berliner Volksbühne). *Die Bärenhochzeit* wurde im selben Jahr durch Konstantin Eggert mit Lunatscharskis zweiter Frau Natalja Rosenel verfilmt.

324 *Der Barbier des Königs*
Lunatscharskis Theaterdebüt (1906) über einen Fall von Inzest an einem fiktiven mittelalterlichen Königshof.

324 *Über die Lebensweise*
1927 als Broschüre publiziertes Manuskript eines Vortrags von Lunatscharski über die Lebens- und Liebesformen der jungen Generation (freie Liebe, Geschlechtsleben, neue Ehegesetzgebung).

324 *Sekundärexport*

Die Planwirtschaft der UdSSR gliederte ihr Exportwesen in den 1920er Jahren nach volkswirtschaftlich maßgeblichen (Primär-) und weniger wichtigen (Sekundär-) Gütern.

328 *Leonid Serebrjakow* (1890–1937)

Bolschewistischer Funktionär; 1919–1920 Sekretär des ZK, nach Lenins Tod Teil der linken Opposition gegen Stalin. 1928 wurde Serebrjakow wegen konterrevolutionärer Tätigkeit verbannt, 1930 rehabilitiert, doch 1937 im Schauprozess verurteilt und erschossen.

332 *Gossisdat*

Staatsverlag der RSFSR und zugleich Publikationsorgan des Volkskommissariats für Bildung; 1919 durch einen Beschluss des Zentralkomitees der Partei gegründet.

333 *Kuschners 103 Tage im Westen*
Boris Kuschner (1888–1937), futuristischer Dichter und Verfasser zahlreicher dokumentarischer Reportagen. *103 Tage im Westen* (1928) berichtet über mehrere Westeuropareisen in den Jahren 1924 bis 1926 und wurde von Schklowski im *LEF* als Musterbeispiel eines neuen faktografischen Genres, der Skizze (s. o.), rezensiert.

334 *Mostorg [Moskowski torg]*

1921 gegründete Handelsorganisation mit gleichnamiger Warenhauskette; berühmt ist das *Mostorg* an der Krasnaja Presna im konstruktivistischen Stil.

336 *Kara-Expedition*

Bei den Kara-Expeditionen wurde sibirisches Getreide die Flüsse Ob, Irtytsch und Jenissei hinab in die Karasee, auf dem nördlichen Seeweg nach Archangelsk und von da auf den europäischen Markt transportiert. Die erste dieser Expeditionen glückte 1920 unter den schwierigen Bedingungen des Bürgerkriegs.

338 *Feliks Kon* (1864–1941)

Ethnograf, Publizist, bolschewistischer Funktionär; Kon forschte um die Jahrhundertwende als einer der ersten zur indigenen Bevölkerung Sibiriens.

342 *Gostorg [Gosudarstwennyj torg]*

Handelskontor der UdSSR, das den gesamten Außenhandel abwickelte.

343 *Burjat-Mongolei*

Burjatisch-mongolische ASSR, östlich von Tuwa gelegen.

344 *Sodnam Baltschyr*

1927–1929 Generalsekretär der Tuwinischen Revolutionären Volkspartei.

345 *Die Generallinie*

Auftragsfilm Sergei Eisensteins über die Kollektivierung der Landwirtschaft, auch unter dem Titel *Das Alte und das Neue* bekannt. Die Arbeiten am Film begannen bereits 1926, wurden aber anderthalb Jahre für Dreharbeiten an *Oktober* zum 10. Jahrestag der Revolution unterbrochen.

351 *Irgit Schagdyrshap* (1899–1958)

Generalsekretär der Tuwinischen Revolutionären Volkspartei 1929–1932; Sodnams Nachfolger.

357 *Lama Siwen*

Im März 1928 fand in Tuwa ein Buddhistischer Kongress statt.

358 *Andrei Bakitsch* (1878–1922)

Weißgardistischer General; sein im Mongolei-Feldzug geschwächtes Heer wurde im Dezember 1921 in Tuwa durch die Rote Armee endgültig aufgerieben.

358 *Georgischer Aufstand* 1924

Volksaufstand gegen die sowjetische Besatzung im August 1924.

DAS LAND A–J

364 *Angarstroi*

Die von Tretjakow in *Das Land A–J* vorgestellten Bauvarianten des Angarstroi wurden so nie verwirklicht. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann man mit dem Bau von vier Wasserkraftwerken an der Angara, der sogenannten Angara-Kaskade. Als erstes und größtes entstand 1950–1959 an der ersten Staustufe das Irkutsker Kraftwerk, ihm folgten weitere Kraftwerke bei Bratsk (1954–1961), Ust-Ilimsk (1963–1974) und Bogutschansk (1974–2012).

367 *Innokenti*

Gängiger Name von Würdenträgern in der russischen Orthodoxie.

367 *„Du herrliches Meer“*

Du herrliches Meer, du heiliger Baikal – volkstümliches Lied der sibirischen Verbannten im 19. Jahrhundert, ursprünglich ein Gedicht des Ethnografen Dmitri Dawydow (1848).

370 *Provokation durch die Imperialisten an der Ostchinesischen Eisenbahn*

An der Weigerung der UdSSR, die Ostchinesische Eisenbahn in die alleinige Verfügungsgewalt Chinas zu geben, entbrannte im August 1929 ein fünf Monate währendender Grenzkrieg im mandschurischen Raum.

371 *happen maschin*

(Jidd.) Greifmaschine.

382 *Alexander Fersman* (1883–1945)

Namhafter Mineraloge, Geochemiker, Kristallograf.

382 *Wadim Malyschew* (1893–1936)

Leitender Ingenieur im Rahmen der Elektrifizierung Ostsibiriens.

382 *Chibinen*

Gebirge auf der Halbinsel Kola.

383 *Michail Tetjajew* (1882–1956)

Geologe und Mineraloge; lehrte seit 1930 am Leningrader Institut für Bergbau; 1949 wegen angeblicher Verheimlichung von Uranvorkommen verhaftet und zu 25 Jahren Gulag verurteilt. Im Gulag arbeitete er als leitender Geologe am Jenissei-Kraftwerk mit; 1954 rehabilitiert.

383 *Wladimir Krejter* (1897–1966)
Geologe und Mineraloge; lehrte seit 1932 am Moskauer Institut für Geoforschung; wie Tetjajew im Krasnojarsker Geologen-Prozess 1949–1950 wegen angeblicher Verheimlichung von Uranvorkommen verurteilt; verbüßte mit ihm im selben Krasnojarsker GULag-Ingenieurbüro seine Haftzeit und wurde ebenfalls 1954 rehabilitiert.

384 *Sapropelit*
Faulschlammkohle.

384 *Thomas Mayne Reid*
(1818–1883)

Britischer Schriftsteller, Verfasser populärer, vielübersetzter Abenteuer- und Indianerromane.

387 *Pausok*
Historischer Schleppkahn zum Treideln und Driften.

389 *Stoßarbeiter*
Stoßarbeit ist als Übererfüllung der Arbeitsnorm eine seit dem ersten Fünfjahrplan im Rahmen des sozialistischen Wettbewerbs etablierte Maßnahme zur Steigerung der Produktivität. Ab Mitte der 1930er Jahre mündete die Stoßarbeiter-Bewegung in die Stachanow-Bewegung – so benannt nach dem Bergmann Alexei Stachanow, der im August 1935 für vielfache Übererfüllung des Plans in einer Schicht als Held der sozialistischen Arbeit ausgezeichnet wurde.

393 *Kitschkas*
An einer alten Furt des Dnjepr gelegenes, ursprünglich mennonitisches Dorf, das 1930 beim Bau des

großen Dnjeprkraftwerks zu großen Teilen geflutet wurde.

396 *Pjany*
Russ. „der Betrunkene“; Pochmelnj; russ. „der Verkaterte“.

397 *Wo Erdöl aus der dortigen Kohle gewonnen werden soll*
Gemeint ist synthetisches „Erdöl“. An der Herstellung von Kraftstoff, Öl und Kohlenwasserstoffen durch sogenannte Kohleverflüssigung wurde, aufbauend auf den in Deutschland (Fischer-Tropsch-Synthese) und in den USA entwickelten Verfahren, ab den späten 1920er Jahren auch in der UdSSR gearbeitet.

402 *Gosplan [Gossudarstwennyj planowyj komitet]*
Staatliches Komitee für Wirtschaftsplanung.

403 *UKK*
Ural-Kusnezker Metallurgisches Kombinat; ursprüngliche Projektbezeichnung für die Errichtung metallurgischer Großbetriebe in Magnitogorsk und Kuznezsk, ab 1929 im Bau.

403 *Nikolai Kolossowski*
(1891–1954)
Ökonom und Wirtschaftsgeograf; bis 1936 federführend bei der Entwicklung von Angarstroi.

403 *Iwan Alexandrow* (1875–1936)
Ingenieur und Ökonom; führend beteiligt an Elektrifizierungs- und Verkehrsprojekten.

408 *Werchneudinsk*
Heute Ulan-Ude (Hauptstadt der Republik Burjatien).

408 *Genosse Lauer*
Genrich Lauer (1890–1937), Abteilungsleiter Bergbau und Metallurgie bei Gosplan (s. o.); im Mai 1937 wegen angeblicher Spionage verhaftet, verurteilt und am 21. August 1937 erschossen.

411 *Energozentr*
Hauptverwaltung für Energiewirtschaft im Volkskommissariat für Schwerindustrie der UdSSR.

415 *Abram Joffe* (1880–1960)
Berühmter Physiker, auch „Vater der sowjetischen Physik“ genannt.

418 *Presnja*
Moskauer Arbeiterbezirk, in dem es 1905 die ersten Aufstände gab.

418 *Perekop*
Landenge vor der Krim; dort ereignete sich 1920 im Russischen Bürgerkrieg die entscheidende Schlacht, die zur Eroberung der Krim durch die Rote Armee führte.

418 *Magnitnaja*
Stahlwerk in Magnitogorsk; eines der größten Bauvorhaben während des ersten Fünfjahrplans; heute eines der größten metallurgischen Kombinate Russlands.

DER STAÄTLICHE STOSSDÄMPFER

426 *„Deutschnationalen“*
Hier irrt Tretjakow; anders als die NSDAP-Fraktion, mit der sie kooperierte, war die Deutschnationale Volkspartei nicht aus dem Parlament ausgezogen.

427 *„Kleinen Tag“ erwischt*
Allem Anschein nach besuchte Tretjakow die Reichstagsitzungen vom 24. und 25. März 1931, in denen über den Entwurf zum sogenannten Osthilfegesetz debattiert und abgestimmt wurde; seine Schilderungen geben Teile der Debatten, deren Protokolle überliefert sind, in kompilierter Form wieder. So sind bei Tretjakow manche Aussagen des kommunistischen Abgeordneten Edwin Hoernle Kollegen Walter Stoecker (1891–1839, KZ Buchenwald) vom Folgetag entnommen.

427 *Demokrat*
Vermutlich der Abgeordnete Brunilaus Warnke von der katholischen Zentrumsparterie (DZP).

427 *Selbst der Minister*
Reichsminister Gottfried Treviranus (DNVB), amtierender Osthilfekommis-sar.

428 *Sozialdemokrat*
Johannes Stelling (1877–1933, von der SA ermordet).

MENSCHEN AUF SCHIENEN

452 *WIKShEL [Wserossijski ispolnitelnyj komitet shelesnodoroshnogo profsojusa]*
Exekutivkomitee der Allrussischen Eisenbahngewerkschaft. In den Tagen der Oktoberrevolution 1917 verkündete das WIKShEL seine Neutralität, forderte das Ende Bürgerkrieges und die Schaffung einer einheitlichen sozialistischen Regierung. Obwohl das WIKShEL die Bolschewiki als neue Machthaber in den Folgetagen

anerkannte, wurde es im Januar 1918 aufgelöst; an seine Stelle trat das WIKShEDOR [Wserossijski ispolnitelnyj komitet shelesnodoroshnikow].

466 MTS [Maschinen-Traktoren-Stationen]

Im Zuge der Kollektivierung eingerichtete Zentren, in denen Bauern landwirtschaftliche Maschinen und Traktoren ausleihen konnten.

1001 ARBEITSTAG

475 Wolgostroi

Kanalbau-Großprojekt von 1935 bis 1944 an der mittleren Wolga (mit Stau- und Kraftwerksanlagen). Der Bau wurde von einer Spezialabteilung des NKWD geleitet, die Arbeiten wurden zum überwiegenden Teil von Häftlingen ausgeführt. Im eigens gegründeten Wolgolag waren zeitweise bis zu 100.000 Menschen inhaftiert, die zur Zwangsarbeit herangezogen wurden.

475 Roter Kommandeur

Russ.: kraskom; inoffizielle Bezeichnung für die Befehlshaber verschiedener Unterabteilungen der Roten Armee.

477 10 PS, die die Steppe erschütterten

Anspielung auf John Reeds (1887–1920) dokumentarischen Roman *Ten Days that Shook the World* über die Oktoberrevolution 1917; der Roman erschien 1919 mit einem kurzen Vorwort von Lenin.

477 Kommajak

(Russ.) Kommunistischer Leuchtturm; pobeda: (russ.) Sieg.

479 Krajewski

Gemeint ist Jakow Krajewskis Broschüre *Der erste Einsatz von Luftschiffen* (1924).

484 Fledermaus

Die Fledermaus war das Markenzeichen der Erfurter Sturmlaternenfabrik Stübgen & Co.

490 Alexander Steingart (1887–1934)

Politiker; 1930–1932 Mitglied des Volkskommissariats für Landwirtschaft.

491 Selmasch [Selskochosjaistwennyje maschiny]

Landmaschinenwerk in Rostow am Don.

LAND AM SCHEIDEWEG

495 Stadt der weißen Mauern

Der Name geht auf das 14. Jahrhundert zurück, als in Moskau eine erste steinerne Festung – der Kreml – aus Kalkstein errichtet wurde.

498 Rathaus von Brno

Gemeint ist das Neue Rathaus, vormals Dominikanerkloster, erst seit 1935 als Rathaus in Betrieb.

504 Ganz aus Kuben und Parallelepipedon bestehend

Die betreffende Abbildung (S. 496) zeigt die St.-Wenzel-Kirche in Prag-Vršovice, einen konstruktivistischen Bau von Josef Gočár aus den Jahren 1929–1930, auf den sich wohl auch die Beschreibung bezieht.

505 Krematorium

Entwurf von Arnošt Wiesner, erbaut 1925–1930.

506 Josef Mánes (1820–1871)

Romantischer Maler mit nationalpatriotischer Ausrichtung; seinen Namen trägt eine 1897 gegründete Künstlervereinigung, die in diesem Haus residiert.

506 Josef Šíma (1891–1971)

Begründete 1920 in Prag die avantgardistische Künstlergruppe *Devětsil* mit, ging jedoch noch im selben Jahr nach Paris, wo er sich den Surrealisten anschloss; Šíma behielt enge Verbindungen nach Prag und gründete 1934 gemeinsam mit Vítězslav Nezval (s.u.) die Gruppe der Tschechischen Surrealisten.

506 Alois Wachsmann (1898–1942)

Maler, Bühnenbildner und Architekt; bei dem hier von Tretjakow beschriebenen Bild handelt es sich um *Die Waschung des Ödipus* (1935).

507 Adolf Hoffmeister (1902–1973)

Maler, Karikaturist, Schriftsteller, Kunstprofessor und Kunstkritiker; wie Josef Šíma Mitbegründer und erster Sekretär der avantgardistischen Künstlergruppe *Devětsil*, von der er sich bald wieder löste. 1934 gründete Hoffmeister in Prag den antifaschistischen *Simpl*, floh nach der Besetzung der Tschechoslowakei über Frankreich in die USA, wo er das tschechische Exilradio leitete. Nach Rückkehr in die Tschechoslowakei nahm er verschiedene kulturpolitische Leitfunktionen wahr und lehrte als Professor an der Akademie für Kunst, Architektur und Design in Prag, zog

sich jedoch nach Niederschlagung des Prager Frühlings in die innere Emigration zurück.

509 Vítězslav Nezval (1900–1958)

Schriftsteller und Übersetzer, zentrale Figur der tschechischen Avantgarde; wie Hoffmeister Mitglied der Künstlergruppe *Devětsil* und Mitbegründer des Poetismus. 1934 gründete Nezval, stark beeinflusst von André Breton, gemeinsam mit Josef Šíma (s. o.) die Gruppe der Tschechischen Surrealisten, die er bereits 1938 wieder auflöste; in der Folge näherte er sich dem Sozialistischen Realismus an. 1924 trat Nezval der KSČ bei, 1953 wurde er mit dem Internationalen Friedenspreis ausgezeichnet.

510 Ivan Olbracht (1882–1952)

Journalist und Schriftsteller, Kommunist; ging aus Protest gegen die dogmatische Kunstauffassung der KP ins innere Exil in die Karpaten, über deren dörfliches Milieu er populäre Novellen und Erzählungen schrieb.

512 Hocker

Steinzeitliche Bestattungsform in hockender Position.

513 Tscherper

Grubenmesser der erzgebirgischen Bergleute.

514 Tscheljuskin

1933–1934 im Packeis des Nordpolarmeers gesunkenes Expeditionsschiff. Die Rettung der schiffbrüchigen Besatzung wurde zum nationalen Mythos. Tretjakow publizierte als „Redakteur-Konstrukteur“ mit Leonid Muchanow, M. Goldberg und Sergej

Dikowski eine Reportage über den Fall, die 1934 auf Deutsch in der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR unter dem Titel *Tschejjuskin: ein Land rettet seine Söhne* erschien. Die hier von Tretjakow kolportierte Geschichte liegt dem populären deutschen Kinderbuch von Alex Wedding (Grete Weiskopf, 1905–1966) *Das Eismeer ruft*, das sie 1936 bei Malik in Prag veröffentlicht hatte, zugrunde.

515 *M. Iljin*

(*Ilja Marschak*; 1895–1953)

Ingenieur und Verfasser populärwissenschaftlicher Erzählungen. Die *Erzählung vom Großen Plan* (1930) handelt vom ersten Fünfjahresplan. 1932 erschien sie im Berliner Malik-Verlag in deutscher Übersetzung.

Abakan 317, 322–328
Adischi 157, 159
Adischischala 156, 157
Aldan 384, 387
Amur 29, 69, 414
Angara 364–369,
373–384, 389,
396–398, 411–418
Angarsk 412, 414
Antrazit 460
Archangelsk 239, 290,
292, 304
Arschan 389
Arzcheli 163
Atschinsk 319–326–332
Baikalsee 21, 365–366,
397
Baku 350, 452
Balagansk 396
Balbagara-Gebirge 408
Baotou 134
Barchatowo 411
Bargusin 378, 379
Barsas 413
Batumi 468
Belaja 374, 398, 402
Belgorod 203
Berlin 423–428,
440–445
Beschtau 212, 484
Bodaibo 399
Bratsk 395–396
Brno 498, 502–505
Bui 18
Burmakino 397
Bystraja, 389–393
Chabarowsk 25
Chahar 134
Changchun 36, 45
Chalde 154, 156
Charkow 197–198, 403
Chazepetowka 465
Chibinen 382
Debalzewo 452, 455,
459, 462
Dnjepr 393, 418
Donbass 404, 455
Donezk 406
Dschwari 171–174
Dshugdshur 387
Elbrus 152, 156, 180, 213
Enguri 152, 164, 168,
172–177, 180
Ezeri 154
Frankfurt am Main 435,
438
Georgijewsk 207
Grigorjewka 211–217,
226, 262
Grosny 216, 218, 246
Harbin 15, 21, 23, 26–38,
102, 317, 338
Hinggan-Gebirge 31
Igarka 384, 515
Ilim 405–408, 412
Ilttscha 398
Irkut 374–375, 389, 392,
398, 401
Irkutsk 21, 323, 365, 374,
377, 385, 396–398,
408, 411, 412, 414,
Irtysch 466
Jabeschi 162
Jablonowy-Gebirge 23
Jamusch 163
Jehol 134
Jekaterinburg 18
Jenissei 314, 330, 332,
336, 339, 364, 366,
373–375, 397,
402–414, 417–418
Kalgan 51, 131–145
Kama 387, 414
Kansk 408
Kanton 102, 123
Kartuschino 460
Kasanzew 335
Kertsch 21
Kirensk 414
Kitoi 374, 387, 398, 408

Kislowodsker Gebiet 431
Kostroma 286, 304
Krasnojarsk 404
Kriwoi Rog 384, 407
Kuban-Steppe 152
Kultutschnaja 398
Kusbass 403–407, 413
Kutaissi 152, 180
Kysyl 317, 322, 344–360
Lagut 163
Laila Pik 170
Latal 164
Leipzig 439
Lena 397, 414
Leningrad 93, 166, 403
Lentechi 153
Listwjanka 365–370,
374, 378, 381, 384
Maja 387
Maschuk 212
Mazijewskaja 26
Mestija 153–154,
164–166, 171, 177,
183
Mineralnyje Wody 196,
212
Minussinsk 315, 317, 322,
326, 328–329
Mosdok 226
Moskau 8, 13–18, 28–32,
35, 38, 43, 57, 85,
128, 131, 141, 196–198,
205, 208, 238, 244,
246, 262–264, 269,
276, 296, 302, 307,
314–326, 332, 338,
364–369, 403,
Moskwa 198, 292, 414
Mukden 32–33, 38–40,
43, 139
Mulach 159–163, 176, 181
Mulchra 164
Murmansk 468
Myotan 141
Mysowaja 376
Negoreloje 478
Nertschinsk 413
Neslobinsk 214
Nishni Nowgorod 136
Nordmeer 378
Nowonikolajewsk 16
Nowosibirsk 316
Ob 336
Olchon, Insel 378, 408
Oljokma 387, 414
Omsk 18, 321, 327
Onot 408
Orenburg 334
Padunskaja 411
Peking 5, 20, 28, 32,
42–43, 48, 51–97,
105–109, 120–137,
141, 206, 366, 441
Perekop 418
Pjany, Stromschnelle
396
Pjatigorsk 207, 209, 212
Pochmelny,
Stromschnelle
396
Podkumok 214
Prag 495, 497–500, 505
Prochladnaja 226
Rostow 207, 227, 238,
244–247
Sajangebirge 315, 345,
397
Schtschetowo 459–460
Seja 25
Selenga 366, 414
Sergijewo (Sergijew
Possad) 306
Serpuchowo 452
Shanghai 44, 102, 123,
125, 130, 138
Smejka 212
Soldatskaja 281
Songhua 32
Sosnowy Baiz 383–384,
407
Sugdidi 168
Suiyuan 134
Swerdlowsk 298,
320–321
Swerewo 455
Syrkusun 389
Terek 77, 208–209, 238,
243, 260, 263, 267
Tichwin 44
Tientsin 317
Tiflis 153, 166, 177, 332,
334, 468
Tjuibri 163–164
Tscheremchowo 384,
396–397, 406–413
Tschita 6–7, 18, 22–26,
320
Tscholuri 153
Tschuberi 175
Tschulym 331
Tuapse 331
Tula 403
Tunguska 375, 403, 407
Tunka-Alpen 389
Tunka 389, 398
Turan 52–53, 344–345
Ufa 402
Ujuk 345–347, 350
Urga 134, 141, 145–146,
349
Uruchskaja 244
Uschba 153
Uschkul 164
Uschur 325–326
Ussuri-Gebiet 139
Utschur 387
Werchneudinsk 20, 22,
408
Werchojansk 387
Witim 414
Wjatka 18, 20–21,
320–321, 414
Wolga 171, 469
Zageri 152–153
Zchenisqzali 152–153

- 1001 Arbeitstag / 1001 трудовень.
Москва: Советская литература,
1934, 143 с.
- Das alte Swanetien / Старая
Сванетия // 10 лет Грузии.
Писатели и поэты СССР.
Литературно-художественный
сборник. Тифлис: Заккнига,
1931, с. 94–108.
- Das Land A–J / Страна А–Е. Москва:
Молодая гвардия, 1932, 153 с.
- Der staatliche Stoßdämpfer /
Государственный амортизатор
// Прожектор, No. 16, 1931,
с. 26–27.
- Die Herausforderung. Kolchosskizzen/
Вызов. Колхозные очерки.
Москва: Федерация, 1930, 324
с. Eine zweite, leicht erweiterte
Auflage erschien 1932 zum
10. Jahrestag der Kommune
„Kommunistischer Leuchtturm“.
- Ein Monat auf dem Lande / Месяц в
деревне. (Июнь–июль 1930 г.).
Оперативные очерки. Москва:
Правда, 1931, 268 с.
- Feld-Herren. Der Kampf um eine
Kollektiv-Wirtschaft. Übersetzt
von Rudolf Selke. Malik-Verlag,
Berlin 1931, 400 S. [Ein Zusam-
menschnitt der beiden Kolchos-
skizzenbände *Die Herausfor-
derung* und *Ein Monat auf dem
Lande*.]

- Land am Scheideweg / Страна-
перекрёсток. Пять недель в
Чехословакии. Москва:
Советский писатель, 1937, 171
с. Die Auflage wurde sofort nach
Erscheinen konfisziert. Neu-
auflagen 1962 in: Сергей
Третьяков: Дэн Ши-Хуа. Люди
одного костра. Страна-
перекрёсток. Москва:
Советский писатель, und 1991
in: Сергей Третьяков: Страна-
перекрёсток. Документальная
проза. Москва: Советский
писатель, с. 441–518.
- Menschen auf Schienen / Люди на
рельсах. Москва: Цутехпроп
КПСС, 1933, 49 с.
- Moskau-Peking. Ein Reisefilm /
Москва–Пекин. Путьфильма
// ЛЕФ, No. 3, 1925, с. 33–58.
- Nach Tannu-Tuwa / В Танну-Туву.
Соавтор: Вахтанг
Мачавариани. Москва:
Молодая гвардия,
1930, 105 с.
- „Nun kauft doch endlich!“ / «Ну,
купите же!» // Красная нива,
No. 27, 1931, с. 7–8. Eine
Teilübersetzung ins Deutsche
erschien unter dem Titel
„Schaufensterreklame“ in der
Übersetzung von Fritz Mierau in:
Russen in Berlin. Literatur,
Malerei, Theater, Film. 1918–1933.
Hg. v. Fritz Mierau. Reclam
Verlag, Leipzig 1987, S. 540–544.
- Swanetien / Сванетия. Очерки из
книги „В переулках гор“. Москва:
Рабочая Москва, 1928, 67 с.

- Vollgas voraus / Полным скользом.
Очерки участников
аэросанного пробега. Соавтор:
Борис Громов. Москва:
Молодая гвардия, 1930, 109 с.
- Zhongguo / Чжунго. Москва/
Ленинград: Государственное
издательство, 1927, 259 с. Eine
zweite, um etwa 100 Seiten
erweiterte Auflage erschien 1930.

Tatjana Hofmann übersetzte die Kapitel „China lieben“ und „Peking“ aus *Zhongguo*.

Maria Rajer übersetzte die Reise-
skizzen aus *Swanetien*,
Das alte Swanetien, *Das Land
A–J*, *Menschen auf Schienen*,
die Deutschland-Skizze „Der
staatliche Stoßdämpfer“ sowie
den Auszug „Nach Hause“ aus
Zhongguo.

Robert Selke übersetzte Skizzen aus
Die Herausforderung und *Ein
Monat auf dem Lande*. Die Über-
setzungen von Robert Selke
sind dem Band *Feld-Herren. Der
Kampf um eine Kollektiv-
Wirtschaft*, Malik-Verlag, Berlin
1931, entnommen. Sie wurden
von Andreas Tretner behutsam
überarbeitet.

Susanne Strätling übersetzte
Moskau-Peking – Ein Reisefilm.

Andreas Tretner übersetzte die Reise-
skizzen aus *1001 Arbeitstag*,
Land am Scheideweg, *Nach
Tannu-Tuwa*; *Vollgas voraus*,
den Auszug „Theater“ aus
Zhongguo sowie die Skizzen
„Das Objektiv“, „Wider die
Touristen“ und „Kulturplan-
wagen“ aus *Die Herausforderung*
und die Deutschland-Skizze
„Nun kauft doch endlich!“.

Sergei Tretjakows Reisetexte sind – von spärlichen Ausnahmen abgesehen – nie übersetzt worden. Dieser Band erschließt Tretjakows umfangreiches Reisetextprojekt erstmals für das deutschsprachige Lesepublikum. Für die vorliegende Ausgabe waren dabei eine Reihe von Entscheidungen zu treffen, an deren erster Stelle die Textauswahl stand. Beginnend mit einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Peking 1924/1925 publiziert Tretjakow bis zu seiner Verhaftung 1937 elf oft umfangreiche Sammelbände mit Reiseskizzen und mehr als hundert Reisereportagen über China, den Kaukasus, Zentralrussland und Sibirien, Deutschland und die Tschechoslowakei. Aus diesem umfangreichen Fundus sind hier Skizzen aus allen selbstständig erschienenen Skizzenbänden ausgewählt. Da Tretjakow seine Deutschlandskizzen trotz verschiedensten Anläufen nicht mehr in einem eigenen Sammelband veröffentlichen konnte, sind hier zwei Zeitschriftenpublikationen über Frankfurt/Main, Leipzig und Berlin mit aufgenommen.

Durch die Zusammenführung ausgewählter Texte aus verschiedenen Publikationen erscheinen in dieser deutschsprachigen Edition Reiseskizzen, die ursprünglich einmal separat publiziert wurden, in Gestalt von Kapiteln. Um dennoch beim Lesen ein Bewusstsein für die ursprüngliche Publikationsform zu wahren, haben wir allen Kapiteln Abbildungen des Originalbucheinbands bzw. Originalzeitschriften-covers vorangestellt. Außerdem sind den Skizzen kommentierte historische Karten aus der Entstehungszeit der Reiseskizzen beigegeben, mit denen sich Tretjakows Wege und Aufenthaltsorte nachvollziehen lassen.

Als anthologische Leseausgabe beansprucht der Band keine Vollständigkeit. Wohl aber kam es bei der Textauswahl darauf an, einen repräsentativen Eindruck davon zu vermitteln, wie sich Tretjakows Reiseziele, Reiseformen und Reise-poetiken über den Verlauf eines guten Jahrzehnts und im Bewegungsraum zwischen Asien und Europa wandeln. Die hier versammelten Texte zeigen Tretjakow in den vielfältigen Rollen, die er als Reisender annahm, und sie bilden zugleich die Dynamik seines mobilen Schreibens zwischen literarischer Feldforschung, operativer Skizze und neuem *Baedeker* ab.

Da zahlreiche Realia der 1920er und 1930er Jahre wie auch einige kulturelle und politische Details der Länder, die Tretjakow besuchte, heute nicht immer geläufig sein mögen, ist der Band mit einem Anmerkungsanhang versehen. Dieser Anhang ist nicht mit einem historisch-kritischen

Apparat zu verwechseln. Er bietet vor allem Aufschluss über den kulturhistorischen Kontext, in dem sich Tretjakow bewegte.

Auch in technischer Hinsicht stellten sich den Herausgeberinnen einige Herausforderungen. Sie betrafen vor allem die Frage der Transkription von Toponymen, Eigennamen und Titeln, die – entsprechend dem weiten Horizont von Tretjakows Reisen – aus dem Chinesischen, Georgischen, Russischen, kyrillisierten Deutschen und Tschechischen erfolgte. Wir haben uns um der besseren Lesbarkeit willen an der Duden-Transkription orientiert und für die chinesischen Begriffe auf die offizielle Pinyin-Transkription zurückgegriffen. Einzig das Nachwort verwendet in seinen bibliografischen Nachweisen die wissenschaftliche Transliteration, um bei Bedarf die Recherche der Quellen in Bibliothekskatalogen zu erleichtern.

SCHREIBEN UND REISEN
SERGEI TRETJAKOWS TOPOGRAFISCHES
PROJEKT 1925 BIS 1937

Zentralrussland, Sibirien, die Peripherien des neuen Sowjetimperiums, das östliche wie westliche Ausland – dies sind die geografischen Koordinaten von Sergei Tretjakows Reise-texten. Seine Skizzen spannen einen Bogen, der von China über den Kaukasus bis in die Tschechoslowakei und nach Deutschland reicht. Wie zahlreiche andere AutorInnen in den 1920er und 1930er Jahren bewegt sich Tretjakow aber nicht nur im geografischen Raum. Als Dichter, Dramatiker, Kulturaktivist, Fotograf, Drehbuchautor und Journalist schreibt er auch die Grenzen von Gattungen, Formaten und Medien ab.

Auf frühe lyrische Publikationen in futuristischem Stil, von denen zum Beispiel der Gedichtband *Jasnysch* (1922) zeugt, folgen dokumentarische Essays im Sinne der Literatur des Faktums (*literatura fakta*), aber auch literatur- und medientheoretische Studien, Künstlerporträts, experimentelle biografische Formen, Dramen, Kinderbücher und nicht zuletzt Drehbücher. Bei aller Spannweite seiner literarischen und theoretischen Arbeiten kehrt Tretjakow jedoch mit großer Beharrlichkeit immer wieder zu einem Genre zurück: der Reiser reflexion. Reiseskizzen machen die weit überwiegende Zahl seiner Publikationen zwischen 1925 und 1937 aus, sie bilden das Gravitationszentrum seines Werks – ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerter und bisher kaum beachteter Fundus.

Die hier versammelten Auszüge aus jeder größeren eigenständigen Reisebuchpublikation Tretjakows geben weitreichende Einblicke in die geopolitische Formierung der frühen Sowjetunion und die Gestaltung der „sowjetischen Kulturlandschaft“¹ in den 1920er und 1930er Jahren. Zugleich lässt sich an ihnen die Ambivalenz eines Schreibprojekts zwischen Avantgarde und Stalinismus ablesen. An frühe Texte, die noch ganz vom revolutionären Spracherneuerungsgestus geprägt sind, schließen sich innovative Formexperimente des Bio-Interviews oder der operativen Skizze an, die ihren ideologischen Anspruch immer offensiver formulieren, um dann in den letzten Publikationen weitgehend im Korsett politischer Programmliteratur zu erstarren. Die ausgewählten Reisetexte verdeutlichen die Bandbreite, die Genre- und Themenvielfalt, aber auch die Diskontinuitäten und Verschiebungen in Tretjakows topografischem Werk. Sie dokumentieren ein Schreibprojekt, das von der Lust am

poetischen Experiment über ethnografisch inspirierten Journalismus bis zur literarischen Planwirtschaft reicht.

Tretjakow steht als Reiseschriftsteller der frühen Sowjetunion nicht allein. Wie er unternahmen viele andere – unter ihnen Ilja Ehrenburg, Marietta Schaginjan, Walentin Kataew, Konstantin Paustowski, Larissa Reisner oder Michail Kolzow – Expeditionen in die Mitte des gesellschaftlichen Experiments. Im Unterschied zu ihnen aber versteht sich Tretjakow nicht zuletzt auch als Forschungsreisender, auf der Suche nach einer neu im Entstehen begriffenen Gesellschaft, ihren ökonomischen Kulturen und politischen Landschaften. Wie vielfältig diese Forschungsarbeit ist, belegen die unterschiedlichen Arten von Tretjakows Reisen, etwa die geologische Expedition, die Arbeit in der Landwirtschaft und die Teilnahme an Testläufen für neue Fortbewegungstechnologien. Tretjakow liegt viel an der Durchlässigkeit seiner Funktionen, die er hier erfüllt – er arbeitet als Dozent und Korrespondent, tritt als Berater und Kulturvermittler auf, ist Kolchosangehöriger, aber auch Reiseführer und Mitglied politischer Delegationen.

Tretjakows Rollen als Reisender wechseln auch innerhalb einzelner Texte. Ihre Variabilität und Flexibilität ist Voraussetzung der „Operativität“, wie er den argumentierenden und transformierenden Eingriff in die von ihm beobachteten und dokumentierten Weltausschnitte nennt. Operative Literatur ist dabei mehr als nur Bestandsaufnahme des Gegebenen, denn anders als die Tatsachenliteratur der *literatura fakta* scheut sie nicht vor Agitation zurück und fordert, wie Tretjakow dies formuliert hat, zum „Eingriff in die Wirklichkeit selbst“² auf.

Fritz Mierau hat dieses Spannungsverhältnis in die Formel von „Tatsache und Tendenz“ gebannt.³ Zwar tritt das ideologische Monitoring von Tretjakows Skizzen bisweilen in den Hintergrund – wenn ihn etwa die Faszination für Alltagsdetails, Rituale oder landschaftliche Besonderheiten spürbar mitreißt – doch sind die bereisten Landschaften vor allem politische Projektionsfläche. Dabei bestimmt nicht zuletzt der Grad ideologischer Aneignung, inwiefern die Skizzen deskriptiven, investigativen oder aber operativen Charakter annehmen.

Was die Texte an analytischer Tiefenschärfe entwickeln, verdanken sie nicht nur der operativen Haltung, sondern der Feldforschung eines schreibenden Reisenden im Sinne der teilnehmenden Beobachtung, wie Bronisław Malinowski sie Anfang des 20. Jahrhunderts für die westeuropäische

Ethnologie vertrat. Der russische Forschungsreisende Nikolai Miklucho-Maklai hatte die teilnehmende Beobachtung bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Neuguinea praktiziert und mit seiner Praxis ein Zeichen gegen Rassismus und Kolonialismus gesetzt.⁴

Teilnehmende Beobachtung geht von einer aktiven Inklusion ins Feld über längere Zeit hinweg aus. So war auch Tretjakow bereit, sich für seine Studien über Wochen, Monate oder auch – wenngleich mit Unterbrechungen – Jahre in einem fremden soziokulturellen Umfeld niederzulassen. Für seine Innenansichten Pekings, für die überbordende und zugleich wohlssystematisierte Daten- und Dingfülle seiner Reportagen von den Baustellen des Sozialismus, für seine Kulturkomparatistik des alten und des neuen Chinas, des alten und neuen Swanetiens, ist Tretjakow über weite Strecken seiner Wege durch Europa und Asien auch ein Nicht-Reisender gewesen. Im Gegensatz zum Touristen hat er die Orte seines Interesses bewohnt, mit den dort ansässigen Menschen Beziehungen aufgebaut, ihre soziokulturellen Lebensumstände bis ins Detail studiert und sie in Schrift und Bild aufgezeichnet.

AUSGANGSPUNKT: CHINA

Einen ersten Schwerpunkt von Tretjakows Reisen bildet China. Erstmals lernt er China Anfang 1920 auf dem (Um)Weg von Wladiwostok nach Tschita kennen, als er nach Peking und Tientsin, die Hafenstadt in der Nähe von Peking, reist.⁵ Dabei kommt er mit der von chinesischen Studenten initiierten Protestbewegung in Berührung. Diese kämpft mit Streiks und mit einem Aufruf zum Boykott japanischer Waren gegen die imperialistische Chinapolitik Japans. Daraufhin arbeitet er im Frühjahr 1922 für die prosowjetische Zeitung *Dalnewostotschnyj put* in Tschita.

Ein drittes Mal führt ihn eine anderthalbjährige Gastdozentur im Februar 1924 an die Universität in Peking, wo er russische Literatur und Sprache unterrichtet. Seine Frau und Adoptivtochter ziehen nach, die Familie wohnt in der sowjetischen Botschaft. Auf dem Areal organisiert Tretjakow Sportwettkämpfe und gibt eine Wandzeitung heraus. Vor allem aber verlässt er das umzäunte Botschaftsviertel, um tiefer in die chinesische Politik und den Alltag einzudringen: Er durchstreift mit seiner ersten Fotokamera die Stadt, demonstriert mit Studierenden gegen die englische, US-

amerikanische und japanische Kolonialpolitik und lädt Straßenkünstler zu sich nach Hause ein.

Aus dieser Zeit gehen China-Texte in unterschiedlichen, multimedialen Formaten hervor: Foto-Reportagen, Dramen, Drehbücher.⁶ Eine Schlüsselpublikation für alle weiteren Texte ist die 1925 in der Zeitschrift *LEF* publizierte Skizze *Moskau-Peking. Ein Reisefilm*. Sie ist zugleich Entwurf für den Reisefilm *Moskau-Peking*, den Tretjakow mit Sergei Eisenstein plante. Von späteren agitatorischen Filmprojekten noch recht weit entfernt, zeichnet diese filmische Reise-skizze Tretjakows Weg ironisch verfremdet nach.

Das beginnt bereits im Zugabteil – der Zugbegleiter erweist sich als „Linguist“, das Abteil als Requisitenreservoir für ein futuristisches Bühnenbild – und setzt sich auf den Stationen fort, die Tretjakow zum Setting beißender Satiren auf den Provinzialismus von Zeitschriftenkiosken, auf die absurden Vorschriften von Zollkontrollen und die Rituale des Fahrkartenverkaufs macht. Bisweilen scheut er auch Klischees nicht, wenn er etwa Ausländer, die ihm begegnen, als Karikaturen von Nationalstereotypen zeichnet, an erster Stelle die mit Kameras behängten, sensationslüsternen amerikanischen Touristinnen, die kühl kalkulierenden Engländer, zarentreuen russischen Emigranten oder auch seinen deutschen Abteilmachern, einen „seltsamen Vogel“ mit Wanzenphobie.

Eingebettet in diese Montage von Reiseattraktionen ist jedoch ein zweiter Strang: In präzisen Schilderungen von Streckenabschnitten und Ansichten aus dem Abteifenster erprobt Tretjakow eine neue Form des Reiseführers, an der er bis in die 1930er Jahre hinein weiter feilen wird. Ihm schwebt ein Format zwischen „neuem Baedeker“ und informativem Routenplaner in Gestalt eines mit Fotografien bebilderten Texts vor. 1933, am Ende des Skizzenbandes *Menschen auf Schienen*, erläutert er das Prinzip dieses innovativen Reiseführers, den er „Marschrutka“ nennt. Die meisten Passagiere schlügen während langer Zugfahrten auf jede erdenkliche Art und Weise die Zeit tot, während es doch viel zu lernen gebe:

„Dabei könnte so eine Reise mit einer ganzen Universität mithalten. Ein unfassbar reiches Leben zieht an den Fenstern vorbei. Man muss es nur sehen können. [...] Es geht um eine Marschrutka, ein Streckenbuch, das dem Passagier erzählt, was er von seinem Fenster aus sieht, ihm all das nahebringt, was sein Auge im Vorbeifahren

gar nicht erfassen kann: [...] Die Marschrutka wird dafür sorgen, dass der Passagier den Zug klüger verlässt, als er eingestiegen ist. Sie wird den Blick schärfen, der vorher nur die Oberfläche der vorbeifliegenden Gegenstände wahrnehmen konnte. Sie wird den Blick hinter den Horizont führen und dem Reisenden die Vergangenheit und die Zukunft des Gesehenen zeigen.“⁷

Moskau-Peking ist ein erster Schritt hin zu dieser Schulung des Auges. Als didaktisches Reisepropädeutikum, als Seehilfe für eine veränderte Perspektive auf alte und neue Welten will sie den stumpfen Blick des naiven Fremden schärfen.

Zu diesem Aufklärungs-Projekt gehört, wie der Untertitel *Ein Reisefilm* verrät, auch eine mediale Entgrenzung: Tretjakow verfasst einen Film im Textformat, einen ‚Schriftfilm‘ über eine Reise von Moskau nach Peking. Dieses frühe Medienexperiment kündigt eine Verbindung von Reisen, Schreiben und Medialität an, die Tretjakows Arbeit in den kommenden Jahren prägen wird. Konsequenterweise sind seine Publikationen durchsetzt mit Reflexionen, die nicht nur Spuren des Zusammenspiels von Mobilität und Medialität aufweisen, sondern auch demonstrieren, wie die zumeist statisch verstandene Schreibszene unter den Bedingungen des Reisens selbst zum Forschungsgegenstand wird. Sie erkunden nicht nur Räume und Kulturen, sie erkunden die Möglichkeiten eines Schreibens, das Grenzen überschreitet.

Am Leitfaden der China-Texte lässt sich besonders deutlich nachvollziehen, wie Tretjakow Mitte der 1920er Jahre von der Theaterarbeit zur filmischen Prosa übergeht. Kurz nachdem er im September 1925 Stellvertreter des Vorsitzenden des künstlerischen Rates des Ersten Staatlichen Filmstudios wird, beantragt er bei Goskino eine Kinoexpedition nach China. Vorab entwirft er im Februar und März 1926 das Konzept für einen dreiteiligen Abenteuerfilm: *Die gelbe Gefahr, Der blaue Express* und *Brülle, China!*.⁸ Angedacht ist zudem eine Film-Buffonade unter Verwendung chinesischer Farcen, eine Filmchronik während der gesamten Dreharbeiten über die Expedition und eine Folge von zehn Lehrfilmen über China. Damit legt er Anfang 1926 den Grundstein für eine langfristige Filmkooperation mit Eisenstein, darunter den Film *Zhongguo* über die chinesische Revolutionsbewegung. Keines dieser Filmprojekte aber kommt zustande.⁹ Vielmehr realisiert sich die Idee zu einem der großen Spielfilme auf der Theaterbühne: 1926 inszeniert Wsewolod Meyerhold im GosTIM Tretjakows Drama *Brülle, China!*

Nur ein Jahr später folgt die große Textdokumentation *Zhongguo*. Wie auch das zuletzt erwähnte Filmprojekt erklärt dieser Skizzenband, der einer Prosavorlage für einen mehrteiligen Dokumentarfilm gleicht, Chinas Selbstbezeichnung „Reich der Mitte“ zum programmatischen Titel eines antikolonialistischen Reise-Protokolls. Der Skizzenband setzt Tretjakows Projekt einer langandauernden Tiefenbeobachtung Chinas im Wandel von der archaischen Ständegesellschaft hin zum jungen sozialistischen Staat um. *Zhongguo* fußt auf Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, die Tretjakow zwischen 1924 und 1927 in Zeitungen wie *Prawda*, *Tribuna*, *Proshektor*, *Krasnaja gaseta*, *Nascha gaseta*, *Sarja Wostoka*, *Rabotschaja Moskwa* und *Pioner* publizierte und nun zu Buchkapiteln aus- und umarbeitete. Über 50 Berichte hat Tretjakow aus Peking in der sowjetischen Presse veröffentlicht. Sie stehen exemplarisch für Tretjakows Arbeit an der Schnittstelle von Journalismus und Literatur.

Im Vorwort zur zweiten, stark erweiterten Auflage von *Zhongguo* (1930) spricht Tretjakow davon, dass er Peking nicht wie ein Tourist, sondern aus der Innenperspektive beobachtet habe. Dass seine Dokumentation allen Bemühungen um maximale Aktualität und Präsenz zum Trotz den tatsächlichen historischen Ereignissen hinterherhinkte, deutet die wohl erste Rezensentin der Skizzensammlung, die Sinologin Ljudmila Polonskaja, an, als sie eine dritte Auflage empfiehlt: Sie würde die Rechtschreibfehler beheben und die politischen Entwicklungen Ende der 1920er Jahre, vor allem die Unterdrückung der Kommunisten seitens der chinesischen Bourgeoisie berücksichtigen. Im April 1927 wurde der kommunistische Aufstand in Shanghai gewaltsam niedergeschlagen; dieser Wendepunkt führte zum Untergang der Vereinten Front, die 1923 gegründet worden war und die Tretjakow erlaubt hatte, anderthalb Jahre in Peking zu verbringen. Dennoch aber lobt Polonskaja die „künstlerische Publizistik“ in ihrer Aktualität und Authentizität als bestes Werk der sowjetischen „Soziografie“.¹⁰

Im Gegensatz zum oft ironisch kommentierenden Reisedrehbuch *Moskau-Peking* präsentiert *Zhongguo* Realia eher im Stil der neuen Sachlichkeit. Das Kapitel *Peking* blickt in Hinterhöfe, Privat- und Teehäuser, hinter die Kulissen auf die Haus- und Rollenaufteilung in Familien, auf Freizeitbeschäftigungen, den Handel, die Hygiene, darunter die ungewöhnliche Zahnpflege, und, so scheint es, in jeden noch so versteckten Winkel der chinesischen Gesellschaft. Die Gegensätze zwischen Klassen und Geschlechtern

treten in der Gegenüberstellung von Beziehungskonventionen, von luxuriöser Freizeit und der Ausbeutung der sogenannten Pferdemenchen markant hervor. Gerade diese Kontrastmontagen weisen Tretjakows China-Skizzen als charakteristisches Zeugnis der Faktografie zwischen journalistischem und produktionsästhetischem Anspruch aus. Sie kritisieren nicht nur die klischeeverzerrte Repräsentation Chinas im Westen, sie wollen vielmehr im Sinne des formalistischen „Lebenbauens“ schreibend am Projekt eines neuen Gesellschaftsentwurfs teilhaben.

Wieder einmal liegt dabei der Beschreibungsstruktur eine Bewegung im Raum zugrunde, diesmal durch zentrale Orte Pekings zu verschiedenen Tageszeiten. Die Perspektive des Autors gleicht jener eines Stadtführers, der Sichtbares benennt, mit Hintergrundwissen anreichert und ausdeutet; regelmäßig geht der deiktische Duktus in einen didaktischen oder auch dozierenden über. Es ist ein Zeigen mit erhobenem Zeigefinger. Worauf dieser Zeigefinger aber verweist, ist nicht nur die Szenerie Pekings. Es ist auch ein blinder Fleck von Tretjakows Reise-Projekt: seine Durchführung im Zeichen einer imperialen Agenda der frühen Sowjetunion.

POSTKOLONIALES SCHREIBEN?

Die Aufgabe, die sich Tretjakow in *Zhongguo* gestellt und in späteren Buchpublikationen in Bezug auf andere Räume und Kulturen beibehalten hat, könnte man als *postcolonial writing* der sowjetischen Avantgarde bezeichnen. Mitte der 1920er Jahre geht es darum, das imperialistische China-Bild von seinen exotistischen Stereotypen zu befreien und jenseits romantisierender Verklärungen China als politische Konfliktzone des modernen Imperialismus zu zeigen. Rückblickend fasst Tretjakow 1933 sein damaliges Anliegen zusammen: „Ich habe den Exotismus als organisches Unverständnis, als ästhetische gehütete Besonderheit immer wieder attackiert und demaskiert. Denn der äußerliche Zauber dieser Exotik war nur ein dünner Schleier über Reißzähnen und halbblinden, trägen Augen.“¹¹

Diesem entlarvenden Gestus folgt 1930 das wohl bis heute international bekannteste und meistübersetzte Buch Tretjakows *Den Schi-hua*.¹² Auch dieser Band versteht sich als Kolonialismuskritik – und er verbindet sich zugleich mit einem Genre-Experiment, das sich als Modus der anti-

kolonialen Autorschaft ausweist. Antikoloniale Autorschaft heißt: Geschrieben wird gemeinsam, im gleichberechtigten Verbund, nicht mehr aus der Position autoritärer Alleinherrschaft heraus. Im Vorwort zu *Den Schi-hua* beschreibt Tretjakow diese literarische Kooperation gleichwohl als ein durchaus ungleiches Verhältnis:

„Das Buch *Den Schi-hua* haben zwei gemacht. Den Schi-hua hat die Fakten seiner Biographie geborgen. Und ich habe aus diesem Rohstoff das Buch gemacht. [...] Er stellte mir bereitwillig die großartigen Tiefen seines Gedächtnisses zur Verfügung. Ich grub in ihnen wie ein Bergmann, sondierte, sprengte, flözte, siebte und schlammte.“¹³

Den Schi-hua tritt an als neue Bündnisform gleichberechtigter Autorschaft auf Augenhöhe, praktiziert aber zugleich als einen neuen Kolonialismus der China-Literatur. Wo zuvor gepflegte Ostasienexotik chinesische Teezeremonien mit Geishas zelebrierte, da tritt nun die brachiale Ausbeutung des rohstoffreichen Chinas und seiner Humanressourcen auf den Plan. Romantischer Imperialästhetizismus wird durch sozialistische Produktionsästhetik verdrängt.

Kollaborative Aufschreibesysteme zielen in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren nicht nur auf antikoloniale Programmatik und politisch-symbolische Allianzbildung. Sie kartografieren grundsätzlich das literarische Feld unter dem Stichwort „Kollektivierung des Schriftstellers“ neu. Gemeint ist damit die Ablösung des subjektivistisch vor sich hin werkelnden Individualschriftstellers durch größere Schreibverbände, die Tretjakow „literarische Produktionsgenossenschaften“ nennt und in denen Bücher arbeitsteilig montiert werden.¹⁴

Idealtypisches Vorbild für eine solche Literaturproduktion ist die Zeitung. In der nachrevolutionären Landschaft revolutioniert die Zeitung die Medienlandschaft. Sie bricht mit dem unzeitgemäßen „ästhetischen Feudalismus“ des klassischen Literaturbetriebs, sie kennt keinen Fetisch des Autornamens, sie betreibt keinen Autorkult und sie beschäftigt in großem Stil Nicht-Schriftsteller. Die Integration nicht-professioneller Schriftsteller in die Textproduktion betrifft auch die Rekrutierung illiterater Laien. Dafür gibt Tretjakow folgende Losung aus: „Wir, die professionellen Literaten, müssen zu ihnen gehen als Interviewer, als literarische Sekretäre [...]“

Eines der Pionierbücher nach Tretjakows kollaborativer Methode ist das 1930 erschienene „literarische Stenogramm“ *Nach Tannu-Tuwa*. Tretjakow verfasst *Nach Tannu-Tuwa* gemeinsam mit dem georgischen Komsomolzen Wachtang Matschawariani über dessen Reise zum Kongress des Revolutionären Jugendverbands in die Volksrepublik Tannu-Tuwa. Matschawariani war Vertreter der Jugendsektion der Komintern, die 1928 nach Tannu-Tuwa entsandt wurde, um dort die Eingliederung der linken Tuwinischen volksrevolutionären Partei in den gesamtsowjetischen Parteiapparat voranzutreiben.¹⁵ Begeistert von Matschawarianis Erzählungen schlägt Tretjakow ihm vor, seine Reiseindrücke aufzuschreiben und als Buch zu veröffentlichen. Nachdem der literarisch unerfahrene Matschawariani erschrocken ablehnt, einigen sie sich auf eine Ko-Produktion. Wie sich diese Doppelautorschaft gestaltete, beschreibt das von Tretjakow signierte Vorwort:

„Also machten wir das Buch zu zweit. Und zwar so: Ich fragte den Genossen Matschawariani über seine Reise aus, und eine Stenografistin schrieb das Gespräch nieder. Drohte der Berichterstatter in Monotonie oder Schematismus abzugleiten, bohrte ich nach und erfuhr so manches interessante und wesentliche Detail. So entstand, in Rede und Gegenrede, das Stenogramm dieses Buches.“¹⁶

Die weitere Textarbeit liegt dann bei Tretjakow. Er, der Tannu-Tuwa selbst nie bereist hat, macht aus dem Stenogramm einen Text mit nur einem Erzähler, so dass die ursprüngliche Gesprächssituation nicht mehr erkennbar ist, schneidet die Fragmente zusammen und fügt erklärende Kommentare ein. Trotz dieser Asymmetrie zeichnen Matschawariani, der ‚Laie‘, und Tretjakow, der ‚professionelle Literat‘, als gleichberechtigte Autoren eines gemeinsamen Textes, der seinerseits Dokument eines Hegemonialkonflikts zwischen der Sowjetunion, der Mongolei und China auf dem Gebiet der damaligen Tuwinischen Volksrepublik am Oberlauf des Jenissei ist.

Der Reisebericht *Nach Tannu-Tuwa* bleibt der einzige, den Tretjakow in dieser Form der nominellen Ko-Autorschaft verfasst. Die Problematik des Kolonialismus aber begleitet ihn weiter. Davon zeugen vor allem seine Skizzen über den Kaukasus.

INTERMEDIALE ANEIGNUNG DES KAUKASUS

An den großen Asien-Schwerpunkt schließt sich Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre eine intensive Auseinandersetzung mit dem Kaukasus an. Zunächst reist Tretjakow Mitte März bis Anfang Oktober 1927 auf Einladung von Goskinprom nach Georgien, um dort als dramaturgischer Berater des Staatlichen Filmstudios Georgiens in Tbilissi (Tiflis) tätig zu sein, aber auch die Realisierung seiner eigenen Drehbücher zu verhandeln.¹⁷ In dieser Zeit unternimmt er seine erste Reise nach Swanetien, eine Provinz im Norden Georgiens im Bergmassiv des Großen Kaukasus. Zum zweiten Mal reist er 1928 dorthin, dann erneut ein Jahr später. In Folge der beschwerlichen, aber künstlerisch überaus produktiven Reisen verfasst er mehrere Reportagen für Zeitungen und Zeitschriften wie *Prawda*, *Molodaja Gwardija*, und *Nowyj LEF*. Die Prosa-skizzen fügt Tretjakow zum großen Teil im Band *Swanetien* (1928) zusammen.

Roter Faden dieser Skizzen ist die für die zweite Hälfte der 1920er Jahre typische Leitdifferenz Alt vs. Neu. Tretjakow montiert dabei nicht nur die Vergangenheit als Kontrapunkt in die Gegenwart hinein, sondern stellt auch typologische Vergleiche zwischen China und Swanetien an. So beobachtet er etwa in beiden Kulturen ein für die Hinterbliebenen verheerendes, alle verfügbaren Ressourcen erschöpfendes Begräbnisritual und fordert die Abschaffung von Leichenschmaus und Trinkgelage, um in Swanetien „fröhliche sowjetische Tage“ einzuläuten.

Mit der Region Swanetien wählt Tretjakow auf den ersten Blick einen tradierten Topos. Der Kaukasus bildet seit Jahrhunderten einen imperialen Projektionsraum Russlands, zugleich auch einen ambivalent konnotierten Grenzraum zwischen Eigenem und Fremdem, Sehnsuchts- und Verbannungsort, Orient und Okzident.¹⁸ Diesen Raum präsentiert Tretjakow nun als Ort der industriellen Revolution und der Rohstoffe. Was den zaristischen Armeen nicht gelang, soll der Sowjetmacht und Tretjakows Schreiben gelingen: die politische Bezwingung, infrastrukturelle Erschließung und ökonomische Verwertung Swanetiens.¹⁹ Auch wenn Tretjakow seine Swanetien-Skizzen später als Exotismus-Kritik im Zeichen einer soziokulturellen Modernisierung motiviert, spitzen sie doch die imperiale Linie der geostrategischen und medialen Kaukasus-Aneignung zu.

Aufschlussreich aber sind sie nicht nur als Dokumente der frühsowjetischen Expansion. Sie betreiben auch eine massive Medienkritik. In einem kurzen Beitrag für die letzte Ausgabe des *Nowyj LEF* 1928 polemisiert Tretjakow gegen die bloße Bildhaftigkeit von Texten. Unter dem Titel „Ikonomismus“ verhandelt er hier eine neue Form von rationalisierbaren Bildmedien. Sichtbar wird das mit einem vogelperspektivischen Blick auf Swanetien:

„Während einer Diskussion wurde mir einmal vorgeworfen, dass ich gegen Bild-Muster argumentiere, sie jedoch selbst verwende, so zum Beispiel wenn ich in meinem Buch über Swanetien das Land mit einem Baumblatt vergleiche [...]. Das Bild des Blattes und der Blutäderchen ist im Grunde ein Modell, in welchem die Blattstruktur die geografische Struktur Swanetiens exakt wiederholt. Dieses Modell richtet sich ausschließlich an den Verstand. Es vermittelt ein Schema, aus welchem sich unser Wissen kristallisiert. Das Bild-Schema ist ein Plan, eine qualitative und quantitative Analyse, die durch Gegenüberstellung entsteht, und das ist das, was wir brauchen.“²⁰

Wer einmal Swanetien von oben gesehen hat, weiß: Bilder sind nicht Medien der poetischen Anschauung, sondern Medien des Wissens. Das Bild als Schema, als Diagramm, als Ziffer und analytischer Vergleich markiert einen grundlegenden Einschnitt in der Ästhetik der Avantgarde. Dies zeigt sich neben der Literatur auch im Film-Bild.

Unmittelbar nach der Reise verfasst Tretjakow ein Drehbuch unter dem Titel *Die Blinde*, in das zahlreiche Szenen aus seinen Reiseskizzen eingehen. Der Film soll die Entstehung einer aufgeklärten Generation zeigen – einer Generation, für die Sehen und Wissen synonym sind. *Die Blinde* wird durch Michail Kalatosowschwili verfilmt, fällt jedoch noch vor dem Erscheinen dem grassierenden Formalismus-Verdikt zum Opfer. Fragmente daraus übernimmt Kalatosowschwili dann 1930 für die Verfilmung von Tretjakows zweitem Swanetien-Drehbuch *Das Salz Swanetiens*, das nach einer weiteren Reise 1929 entsteht.

Zu diesem Zeitpunkt hat sich der Schwerpunkt von Tretjakows Arbeiten im Kaukasus bereits merklich verschoben. Wie viele andere Schriftsteller war auch er 1928 dem Aufruf der *Komsomolskaja Prawda* „Schriftsteller in die Kolchose!“ gefolgt und hatte sich in den Nordkaukasus in

die 1920 gegründete Kommune *Kommunistischer Leuchtturm* aufgemacht. Sein erster Aufenthalt verlief jedoch ernüchternd. Zum einen waren die Mitglieder der Kommune wegen der Kohorten von Kolchosliteraten bereits auf Abstand zu den lästigen Exkursionen Moskauer Schriftsteller-touristen gegangen. Zum anderen gelangte Tretjakow entgegen seinem eigenen Anspruch nicht über eine distanzierte Außenposition hinaus. Es bleibt eine Phase der reinen Beobachtung, eine Zeit der Skizzen, die „zwangsläufig nur das wiedergaben, was ich in der Eile mit ungeschultem Auge einzufangen vermochte“²¹.

Zurück in Moskau beschließt Tretjakow, seine nächsten Reisen als Mitglied der Kommune, deren Geschichte er studiert, zu unternehmen. Während seines zweiten Aufenthalts im Oktober 1929 vollzieht sich der „Prozess des Hinüberwachsens vom Schriftsteller zum Kolchosarbeiter“²². Von Januar bis März 1930 arbeitet er im Kolchos-Kombinat *Herausforderung*, das sich aus der Kommune gebildet hat, als Ratsmitglied, Bildungsfunktionär, Instrukteur, Inspektor und Redakteur der Kombinatzeitung. Er rekrutiert ein Kamerateam des Meshrabpomfilm für eine Filmstudie über das Kombinat und schreibt Skizzen, die von Reportagen eines Beobachters zu Arbeitsausweisen eines Aktivisten werden. In der für ihn charakteristischen Manier verknüpft Tretjakow diesen Prozess noch einmal auf eine Formel: „Den ‚informierenden‘ Skizzenschreiber löst so der ‚operative‘ ab“²³.

Zahlreiche Skizzen aus Tretjakows drei Kolchosbüchern suchen offensiv nach Medien, die diesen Übergang von der Beobachtung zur Teilnahme ermöglichen und unterstützen. In der Eröffnungsskizze des ersten Bandes *Die Herausforderung* ist es erneut die verfremdete Sehweise aus der Vogelperspektive, die eine Wahrnehmung mit „Produktionsaugen“²⁴ ermöglicht. Auf seinem Flug von Moskau nach Charkiw macht Tretjakow die Erfahrung, dass das „Fernglas des Fluges“ einen Blickwinkel eröffnet, der die Landschaft als „Chiffre der Geologie“ wie auch als Produktionsfläche einer neuen Planwirtschaft lesbar machen kann. Damit aber diese Erdbeobachtung von oben keine bloße Oberflächenschau bleibt, muss ihr ein Prinzip zur Seite treten, das Tretjakow „Langzeitbeobachtung“ nennt. Realisiert sieht er die Langzeitbeobachtung vor allem im Film. Er kann den Aufbau des Sozialismus am besten dokumentarisch ins Bild setzen. Es bedarf einer Kinofabrik auf Reisen im Sinne Dsiga Wertows und eines Kinopublizisten, der anstelle des

Schnellfilmers einem aktivistischen, gar militaristischen Aufbauarbeiter gleich „mit seinem Klasseninstinkt den Feind wittern und ihn auf den Filmstreifen bannen“²⁵ wird.

Auch *Rapport eines Schriftstellers als Kolchosarbeiter*, die erste Skizze aus *Ein Monat auf dem Land* (1931), eine Art Rechenschaftsbericht über Tretjakows Tätigkeiten im Kombinat *Herausforderung*, beruft sich auf das System der Langzeitbeobachtung. Wieder geht es um die Technologien des Arbeitens, Berichtens und Aufzeichnens, zu denen Tretjakow neben den klassischen Bild- und Textmedien nun auch Arbeitswerkzeuge zählt, das heißt Mess- und Arbeitsgeräte wie Uhr, Maßband und Lochzange. Parallel verfolgt er seinen Plan, ein Theaterstück über das Wachstum einer Kolchose vom Beginn der Revolution bis in die 1930er Jahre hinein zu verfassen.²⁶

Als der Verlag Federazija 1933 eine erweiterte Neuauflage von *Ein Monat auf dem Land* erwägt, plädieren die Rezensenten ausnahmslos für eine Wiederauflage und argumentieren dabei auch hier mit dem Langzeitbeobachtungsprinzip:

„Das Kolchosskizzenbuch S. Tretjakows *Ein Monat auf dem Land* ist seinem ersten Buch dieser Art, *Die Herausforderung*, nachgeordnet. Abgesehen davon nimmt es in unserer Serie über den sozialistischen Bau einen Platz unter den ersten fünf ein. Darüber hinaus handelt es sich bei diesem Buch um eine Fortsetzung von *Die Herausforderung*, denn Tretjakow versteht die Beschreibung des Kolchos absolut richtig nicht als eine des Ortes, den er einmalig aufsucht, sondern als eine langfristige Beobachtung vor Ort. Als einen Prozess.“²⁷

Neben Film und Theater entwickelt Tretjakow auch die Kolchoszeitung als Medium der Langzeitstudie. Im Zusammenspiel dieser verschiedenen Formate erscheint der Kolchos nicht mehr nur als landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaft, sondern als medientechnisches Dispositiv zur Generierung von Informationen, Bildern und Texten. Die Kolchosmitglieder figurieren als Akteure eines institutionellen und medialen Netzes. Tretjakow selbst tritt dabei vor allem als Fotograf in Erscheinung.

FOTOBEOBACHTUNG

1931 beziffert Tretjakow die Zahl seiner Kolchosaufnahmen auf 2.000 Stück. Aus dieser umfangreichen Sammlung sind nur diejenigen Fotografien der Konfiszierung und Verstreuung seines Archivs 1937 entgangen, die in den Kolchosbüchern *Die Herausforderung* und *Ein Monat auf dem Land* sowie in verschiedenen Foto-Essays in Zeitschriften publiziert wurden.²⁸ Tretjakow fotografiert mit einer Leica, „nicht größer als ein Opernglas, was mir hilft.“²⁹ Die Aufnahmen zeigen Diagramme, Wandzeitungen, Plakate, „die ich jetzt nicht mehr notiere, sondern abfotografiere“, zumeist aber Kolchosmitglieder bei der Arbeit, auf Fortbildungen oder Versammlungen, teilweise in Serien ausgewählter Einzelporträts nach dem Prinzip der „Langzeitbeobachtung“ und der „Foto-Biografie“³⁰ – und nicht selten Tretjakow selbst.

Tretjakows Aufnahmetechnik kennt im Wesentlichen zwei Typen des fotografischen Bildes. Zum einen das fotografische Bild, das nicht in den Bildraum eingreift, sondern „Momentaufnahmen der Wirklichkeit, wie sie ist“, einfängt.³¹ Die Parameter dieses „dokumentarischen Bildes“ legt Tretjakow in der Skizze *Der Mann, der fotografiert* fest: „Das Ziel muss immer sein: möglichst viel möglichst groß aufnehmen. Das ist die Formel, nach der man sein Bild füllen sollte.“³²

Ausführlich legt Tretjakow dar, wie Vorder- und Hintergrund proportioniert sein sollen, wie Ganzes und Detail zueinander stehen. Bei allen Varianten der Großaufnahme, der Totale oder der Teilansicht gilt es jedoch, einen Grundsatz zu beachten: Die Fotografie darf nie unverständlich oder irreführend werden, sie muss immer lesbar bleiben, eine eindeutige und richtige Botschaft ausstrahlen: „Häufig besteht die Schwierigkeit nicht darin, das Nötige ins Bild zu bringen, sondern darin, Überflüssiges außen vor zu lassen: sinnlos angeschnittene Gebäude, Bäume, jedweder Müll, der das Bild zu lesen erschwert.“³³ Idealerweise braucht eine solche Fotografie auch keine Unterschrift: Sie ist selbst-erklärend in dem, was sie zeigt, oft kann sie auch auf Orts- und Zeitangabe verzichten.

Den zweiten Typus nennt Tretjakow „vorab organisierte“ Fotografien, die wiederum didaktischen Charakter haben: „Sie zeigen nicht, wie eine Arbeit gemacht wird, sondern wie sie gemacht werden sollte.“³⁴ Diese inszenierte Fotografie begnügt sich nicht mit der Registrierung des Seins, sondern schreitet zur instruktiven Form des Sollens, das heißt zum Bild als Anweisung oder Appell voran. An diesem Punkt tritt

Tretjakows Medienmodell besonders deutlich hervor. Denn in der Manipulation des Bildes, der Organisation des Dargestellten, in der – sei es subtilen, sei es autoritären – Geste der Zurichtung kristallisiert sich das Konzept eines aktiven Mediums heraus, eines Mediums, das nicht im Zustand des Abbildens verbleibt, sondern aus dem eigenen Gemacht-Sein heraus zum Modus des Machens anleitet. Es ist der Einsatz der Fotokamera, der Tretjakows faktografischen Dokumentarismus zum operativen Aktionismus mobilisiert.

Operative Texte sind nicht nur performative Texte. Sie operieren auch plurimedial. Stets führt Tretjakow neben seinem Notizheft die Kamera mit sich, so dass ihn im Kolchoskombinat „fast niemand als Schriftsteller kennt“, aber alle als den „Mann, der fotografiert.“³⁵ Immer weniger ist ein Schreiben ohne Kamera denkbar, immer mehr wird sie zum unabdingbaren Medium der Aufzeichnung: „Ich weiß nicht, was auf einer Schriftstellerreise für mich schlimmer wäre: meinen Stift und mein Notizbuch oder meine Kamera zu verlieren? Mein Leicafilm ist mein visuelles Tagebuch, ohne das die Verarbeitung des gesammelten Materials sehr viel schwieriger für mich wäre.“³⁶ Texte können nur mit vorangehender fotografischer Dokumentation verfasst werden – und der publizierte Text ist nur mit Bildspur unvollständig:

„Die neuste russische Prosa erhebt das Foto zum Darstellungsmedium und kann schon nicht mehr ohne es leben. Das Foto erfüllt in der neuen Prosa die Rolle eines Bildes. [...] Ohne Foto wäre die neuste Prosa eine andere, ebenso wie eine Rede sich neu erschaffen müsste, aus der man Nomen und Verb beseitigt hätte.“³⁷

Für die editorische Praxis erweist sich Tretjakows multimediale Schreibpraxis oft als Herausforderung. Nicht immer sind seine umfangreichen Fotostrecken in die Skizzenbände integrierbar. Als Tretjakow 1934 *1001 Arbeitstag* – eine Skizzensammlung, mit der er zum Kolchos und in den Kaukasus zurückkehrt – veröffentlicht, ist der Band mit nur fünf Abbildungen vergleichsweise sparsam illustriert, obwohl deutlich mehr Abbildungen geplant waren, die der Verlag jedoch aufgrund von Zeitdruck nicht realisieren konnte. „Das Manuskript muss angenommen und bis zum Parteitag herausgegeben werden. [...] Tretjakow hat Illustrationen (Fotos) für das Buch vorgeschlagen. Doch wegen der besonderen Eile des Manuskripts (Politikbereichserie) ist es nicht möglich, die Illustrationen umzusetzen.“³⁸ Dennoch bleibt Tretjakow

der Fotobeobachtung konsequent treu. All seine Reise-
skizzen der 1930er Jahre stehen im Zeichen einer medialen
Doppelautorschaft des Schriftstellers und Fotografen.

WESTEUROPA UND SIBIRIEN, ARBEITER UND FORSCHER

Zunehmend führen seine Reisen Tretjakow auch Richtung
Westen. 1931 unternimmt er eine Vortragsreise durch
Deutschland, die auf große Resonanz stößt. Sie legt nicht
nur den Grundstein für die berühmt gewordene Korres-
pondenz mit Brecht. Tretjakows Vorträge über die Prinzipien
operativer Literatur werden in Presse und intellektuellen
Kreisen intensiv, jedoch durchaus kritisch debattiert – eben-
so wie sein Habitus, der Gottfried Benn an einen „literari-
schen Tschekotyp, der alle Andersgläubigen in Rußland ver-
hört, vernimmt, verurteilt und bestraft“, denken lässt.³⁹
Benn hatte Tretjakow im Frühjahr 1931 in Berlin bei einem be-
geistert aufgenommenen, „raffinierten und polemisch
fesselnden Vortrag“ erlebt.

Der Abend war ein literaturpolitisches Ereignis, zu dem
auch Siefried Kracauer und Herbert Marcuse gekommen
waren. Sie teilen Benns Eindrücke bis ins Detail. So fühlte
sich Kracauer durch Tretjakow an einen „Literatur-Brigade-
unteroffizier“ erinnert, der die „Zivilbagage“ der Berufs-
schriftsteller „ob ihres unmilitärischen Benehmens anhaucht
wie einen Haufen akademischer Rekruten auf dem Kaser-
nenhof“.⁴⁰ Auch äußerlich gleiche er einem „Funktionärstypus
mit einem Schädel von harten Konturen, auf dem wie aus
Protest gegen veraltete Formen der Schriftstellerei sämtliche
Dichterlöckchen liquidiert sind“ (ebd.).

Widerstände provoziert die Reise auch in Moskau –
allerdings aus ganz anderen Gründen. Obwohl sich Tretjakow
rückhaltlos der neuen (literatur-)politischen Linie unterord-
net, werden die Arbeits- und Publikationsbedingungen
für ihn als ehemalige Identifikationsfigur der linken Avantgar-
de zunehmend prekär. Als Tretjakow seine in und über
Deutschland entstandenen Reiseskizzen dem Staatsverlag
und dem Verlag Federazija anbietet, lehnen die verlagsin-
ternen Rezensenten ab mit der Begründung, „diese Zei-
tungsskizzen sind recht oberflächlich und zudem veraltet.“⁴¹
Vereinzelt erscheinen zunächst aber noch Skizzen und
ein Zyklus vorwiegend deutscher Künstlerportraits wird 1936
unter dem Titel *Menschen eines Scheiterhaufens* publiziert.

Die Arbeitsbeziehungen nach Deutschland bleiben
gleichwohl eng. Der Malik-Verlag veröffentlicht 1931 unter
dem Titel *Feld-Herren. Der Kampf um eine Kollektivwirt-
schaft* einen Zusammenschnitt von Tretjakows Kolchosbän-
den *Die Herausforderung* und *Ein Monat auf dem Lande*.
1934 folgt in der Verlagsgenossenschaft ausländischer
Arbeiter in der UdSSR auf Deutsch Tretjakows Dokumentar-
montage *Tscheljuskin. Ein Land rettet seine Söhne*.

Die *Tscheljuskin* war ein sowjetisches Forschungsschiff,
das im Winter 1933/34 beim Versuch, die Nordostpassage
zu durchqueren, vom Packeis zerdrückt wurde. Die spekta-
kuläre Rettung der schiffbrüchigen Besatzung wurde zu
einem global inszenierten Medienereignis. Tretjakows *Tschel-
juskin* formt aus der Rettungsaktion ein Heldenepos zur
Feier „des heroischen Kampfs des festgeschlossenen Kollektivs
kühner sowjetischer Polarfahrer“ und der „todesmuti-
gen Flieger“, die sie unter „leidenschaftlicher Anteilnahme der
werktätigen Millionenmassen des Sowjetlandes“ von einer
Eisscholle aufs Festland brachten.⁴² So sehr sich der Band
damit zu den Prinzipien des sozialistischen Realismus bekennt,
so sehr greift er doch auch auf avantgardistische Techniken
der faktografischen Text-Bild-Montage zurück. In dieser
hybriden Konzeption verkörpert er prägnant die literaturpoli-
tische Umbruchsituation der 1930er Jahre.

In Deutschland wurzelt auch ein Schlüsselprojekt der
letzten Schaffensphase Tretjakows: die Entdeckung der
Sowjetunion als Forschungsfeld. Als man ihn in Berlin anruft
und eine Korrespondentenreise zum Bau des Angarakraft-
werks am Baikalsee vorschlägt, zögert er keine Sekunde.⁴³
Und als die Zeitung *Stroim* 1933 mehrere Schriftsteller fragt
Was geben Sie dem sowjetischen Leser 1934?, antwortet
Tretjakow:

„Meine literarische Arbeit gruppiert sich konzentrisch
um einige thematische Schwerpunkte: 1.) China,
über das ich Gedichte, Skizzen, Theaterstücke, Kino-
drehbücher und ein Bio-Interview (biografische
Erzählung) verfasst habe; 2.) Kolchosa, in denen ich
organisch mitarbeite, ihr Wachstum und ihre Ver-
änderung Jahr für Jahr beobachte; 3.) die Industrie,
denn mich interessiert, wie die Bolschewiki das
Neuland unserer Erde umgestalten. In diesem Rahmen
habe ich mich auf den Angarabau fokussiert, doch
angesichts dessen, dass die Entfaltung dieses Problems
sich verlangsamt hat, werde ich mich wahrscheinlich

eher auf Baustellen mit vorangiger Priorität wie den Wolgabau festlegen. Der letzte konzentrische Kreis entsteht um ‚Das Land Nil‘ / ‚Land Nil‘; das sind die wissenschaftlichen Forschungsinstitute der UdSSR.

Genauer gesagt plane ich für das Jahr 1934

- 1.) die Arbeit an einem Kolchos-Theaterstück;
- 2.) eine Reise zum Angarabau oder zum Wolgabau, und
- 3.) ein Buch über wissenschaftliche Forschungsinstitute.

Darüber hinaus werde ich zusammen mit einer Gruppe junger Skizzenautoren an der Marschrutka Murmansk-Batumi arbeiten – einem besonderen Reise-führer, der dem Fahrenden erzählt, was dieser aus dem Zugfenster sieht.“⁴⁴

Kaum ein Projekt hat Tretjakow in seinen letzten Lebens-jahren in der geplanten Form realisieren können. Der ange-kündigte Schwerpunkt „Das Land Nil“ bleibt auf die Arbeiten beschränkt, die 1932 unter dem Titel *Das Land A–J* er-scheinen. Tretjakow situiert den Band an einer Schnittstelle seines gesamten Schaffens. Neben der Reiseskizze und der operativen Skizze gewinnt hier die Produktionsskizze an Bedeutung, „was mit einer der zentralen Losungen unserer Zeit zu tun hat: die Technik beherrschen“.⁴⁵

Das Land A–J meint das sibirische ‚Zweistromland‘ von Angara bis Jenissei, ein Gebiet, von dem aus Ostsibirien industriell erschlossen werden soll. Entsprechend widmen sich die Skizzen dem Abbau von Bodenschätzen, der Gewinnung von Edelmetallen, der Pelztierzucht, aber auch For-schungsstationen wie dem Limnologischen Institut am Baikal-see. Die Produktionsskizze übernimmt dabei eine doppelte Funktion: Zum einen ist sie Medium popularisierter For-schung. Zum anderen beansprucht sie für sich aber auch – und hier berührt sie sich mit der operativen Skizze –, planeri-sche Arbeiten für die ebenso gigantischen wie ökologisch verheerenden Bauprojekte der sowjetischen Industriemoder-ne zu leisten. Der Autor der Produktionsskizze steht in einer Reihe mit den Demiurgen der neuen Sowjetwelt. Ent-sprechend ist sein Arbeitsplatz nicht am heimischen Schreib-tisch, sondern auf den Großbaustellen des Sozialismus.

Das Land von der Angara bis zum Jenissei gehört 1932 erst auf dem Reißbrett dazu. Das erste Angarastroi-Kraft-werk (Irkutskaja GES) wird erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in den 1950er Jahren gebaut. Was Tretjakow in seiner

Vorbemerkung als Buch über den Angarastroi ankündigt, ist deshalb ein Buch über eine „Schlacht der Varianten“.⁴⁶ Anders als wir es etwa aus den Produktionsskizzen Fjodor Gladkows zum Bau des Dnjeprstaudamms kennen, zeichnet sich Tretjakows Band deshalb nicht durch die Gestaltung eines technischen Erhabenen auf einer konkreten Baustelle aus. Vielmehr entwirft er am Leitfaden eines ungebauten, im Planungsstadium befindlichen Projekts die Baustelle als Möglichkeitsraum einer neuen Industrielandschaft. Er zeigt die Baustelle als visionäre Projektion. Wenn aber Tret-jakow von dieser Projektion mit den Worten einer basch-kirischen Pionierin spricht, die das visionäre „Land A–J“ schon jetzt als Wirklichkeit betrachtet, so scheint die Projektion performativ bereits realisiert.

In einer kurzen Notiz *Wie ich an dem Land A–J gear-beitet habe* erinnert Tretjakow an ein Konzept der literari-schen Dar- und Herstellung von Dingen, das er einige Jahre zuvor im Rahmen eines Beitrags zur Literatur des Fakts vorgeschlagen hatte: die Biografie des Dings. In einem weit-reichenden Vergleich hatte Tretjakow hier Textkonstruk-tion und Dingproduktion im fabrikähnlichen Setting der Fließ-bandmontage parallelisiert:

„Die Kompositionsstruktur der ‚Biografie des Dings‘ läßt sich mit einem Fließband vergleichen, auf dem das Rohprodukt entlanggleitet. Durch menschliche Bemü-hungen verwandelt es sich in ein nützliches Produkt. [...] Die Menschen stoßen auf Querbahnen des Fließbands zu dem Ding. [...] Sie kommen mit dem Ding durch ihre soziale Seite in Berührung, durch ihre produktionstech-nischen Fertigkeiten, wobei das Nützlichkeitsmoment lediglich den Endabschnitt des ganzen Fließbands umfaßt.“⁴⁷

Nach dieser Methode hatte Tretjakow Bücher mit Titeln wie *Brot, Kohle, Baumwolle, Papier* geplant. Sie sollten die Ver-fertigung einer Materie zum Produkt ebenso dokumentieren wie die Verwandlung eines natürlichen Rohstoffs in einen Stoff der Literatur. Dieses Konzept nimmt er nun noch einmal auf. Diesmal aber nicht, um die technischen Produktions-prozesse von Gebrauchsobjekten offenzulegen, sondern um einen „Teil der Weltkugel“ auf das Fließband der Geschichte zu legen, an dessen Seiten die bolschewistischen Helden des Buches wie eine „geologische Kraft“ das Gesicht der Erde umformen.“⁴⁸

Dazu führt Tretjakow auch einen neuen Akteur ein: allen voran den Wissenschaftler und Forscher, der gleichberechtigt neben den Bauarbeiter, den prototypischen *homo faber* des sozialistischen Aufbaus, tritt. Dieses neue literarische Personal hat auch Konsequenzen für Tretjakows eigene Position: Er erprobt hier ein Autorenmodell, das man als ‚forschender Schriftsteller‘ bezeichnen könnte. Der Autor als Forscher bildet für die Sowjet-Avantgarde eine unterschätzte Alternativfigur zum breit propagierten werktätig arbeitenden, operativ handelnden Schriftsteller, wie ihn Walter Benjamin in die Formel „Der Autor als Produzent“ gefasst hat.⁴⁹

Während der Autor als Produzent die Schreib- und Publikationstechniken dahingehend verändert, dass „die Arbeit selbst [...] zu Wort“ kommt, das heißt Wort und Tat sich unmittelbar zu einer politökonomischen Produktionseinheit verbinden, produziert der Autor als Forscher „epistemische Dinge“⁵⁰. Entsprechend bezieht er sich auch auf andere Produktionszusammenhänge. Orientiert sich der Autor als Produzent am Medium der Zeitung und an den Produktionsgefügen des Fließbands, der Fabrik, des Betriebs und der Baustelle, so bewegt sich der Autor als Forscher in einem Netzwerk aus Versuchsanordnung, Experiment, Labor und Feld. Zugespielt könnte man formulieren: Wenn Tretjakow als operativer Produzent-Autor der Kolchos-Phase von der „literarischen Vielfelderwirtschaft“⁵¹ träumte, so fantasiert er als Autor-Wissenschaftler der *Das Land A–J*-Phase von Feld- als Laborforschung.

Mit seiner letzten Reisepublikation *Land am Scheideweg. Fünf Wochen in der Tschechoslowakei* (1937) erschließt Tretjakow noch einmal neues Terrain. Im Februar 1935 nimmt er am Plenum des Schriftstellerverbands in Minsk teil. Im Oktober 1935 reist er in einer Delegation mit Alexander Fadejew und Michail Kolzow in die Tschechoslowakei. Aus der fünfwöchigen Reise geht ein Zyklus von Texten hervor, die an der Oberfläche vielleicht stärker als alle vorangehenden an ein neues Format von Reiseführer erinnern. Skizzen zu Sprache, Architektur und Geschichte reihen sich an Einträge zu Persönlichkeiten des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens. Zugleich spielt Tretjakow in diesem Band noch einmal all seine bisherigen Reiserollen durch. Gleich die erste Skizze *Die Sprache* erinnert an seine Zeit als Russischdozent in Peking, ein Kapitel zum Schuhkonzern *Bat'a* ruft die klassische Produktionsskizze auf und die Begegnung mit dem Architekten Jiří Kroha durchzieht wie

ein roter Faden Tretjakows Interesse für empirische Sozialforschung.

In *Land am Scheideweg* tritt der Reiseschriftsteller Tretjakow aber auch in neuer Funktion als Vertreter einer offiziellen Delegation auf. Das engt seinen Bewegungsspielraum deutlich ein. Tretjakow reist nun als Revisor, weniger mit beobachtendem als vielmehr mit prüfendem Blick. Die spröde Strenge dieser Texte ist gleichwohl nicht nur den Zwängen des Delegationsauftrags geschuldet. Sie rührt auch daher, dass Tretjakow ein Land bereist, das durch das Münchner Abkommen von inneren Krisen und der Bedrohung durch Nazi-Deutschland gezeichnet ist. Schon in seinen Skizzen über Deutschland von 1931 hatte Tretjakow das Erstarken des Faschismus mit größter Aufmerksamkeit kommentiert. Und so sind auch die Skizzen über die Tschechoslowakei jenseits des Projekts „neuer *Baedeker*“ vor allem eines: Seismograf der politischen Kräfteverschiebungen in Europa. Jede von ihnen sondiert eine geopolitische Konfliktsphäre, jede von ihnen macht *Land am Scheideweg* zum Dokument einer Reise durch die Transitzone zwischen Ost und West am Vorabend des Zweiten Weltkriegs.

Der hier zusammengestellte Querschnitt durch Tretjakows Reisetexte vermittelt einen Blick in eine Zeit und einen Raum im Umbruch. Er zeigt Europa und Asien in den zwei Jahrzehnten zwischen Erstem Weltkrieg, Republik China, Russischer Revolution und Zweitem Weltkrieg. Und er dokumentiert eines der vielseitigsten und umfassendsten Reiseexperimente der russisch-sowjetischen Literatur zwischen Avantgarde und Sozialistischem Realismus.

Tretjakows Skizzen erkunden in mehrerer Hinsicht neues Terrain. Sie begeben sich geografisch an die weißen und die blinden Flecken der klassischen Reiseliteratur. Und sie revidieren die Techniken und Genres des Schreibens unterwegs. Diese mehrfache Grenzüberschreitung – territorial, formal, medial – macht Tretjakows Reiseprojekt über die historischen Einblicke in die Zwischenkriegszeit hinaus zu einem Unternehmen von größter Brisanz und Aktualität. Denn was der Grenzgänger Tretjakow vorschlägt, um verhärtete Perspektiven aufzubrechen, klassische Autor- und Werkkonzepte zu überdenken oder Literatur in medialen Netzwerken zu positionieren, ist kein abgeschlossenes Projekt, sondern betrifft eine weiter andauernde Kartografierung der Welt in Texten und Bildern. Vor diesem Hintergrund erlauben Tretjakows

Reisetexte, Schreiben als einen Prozess *der* Bewegung und *in* der Bewegung zu denken.

Die Realisierung dieses Bandes haben zahlreiche Personen und Institutionen ermöglicht, denen wir danken möchten. An erster Stelle sind hier Andreas Tretner und Maria Rajer zu nennen, die nicht nur Tretjakows Reisetexte mit größter Sensibilität für die historische und stilistische Faktur der Texte ins Deutsche gebracht haben, sondern auch die vorliegenden Übersetzungen von Rudolf Selke wie auch die Übersetzungen der beiden Herausgeberinnen des Bandes sorgfältig redigiert haben. Andreas Tretner hat überdies mit kaum zu erschöpfendem Enthusiasmus eigene Anmerkungen verfasst und mit ebensolcher Geduld fremde korrigiert.

In verschiedenen Phasen der Arbeit am Manuskript haben uns Kateryna Gamolina, Natalja Ganahl (insbesondere bei der Erstellung des Registers und der Recherche der Kartenmaterialien), Mira Nagel, Swetlana Sirotinina (bei der Erstellung der Druckvorlage) und die Sinologin Mariana Zorkina unterstützt.

Dass diese Vorlage zu einem Band wurde, der in idealer Weise Lesbarkeit mit Sichtbarkeit verbindet, ist Malin Gewinners Verdienst, die der gesamten Reihe *Magma – Osteuropäische Avantgarden* ihr gestalterisches Gesicht verleiht. Die Existenz dieser Reihe ist der Aufgeschlossenheit von Anne König und Jan Wenzel zu verdanken. Sie erschließen nicht nur Osteuropa zu einem Zeitpunkt, da sich viele wieder auf seine Verrätselung zurückziehen, neu; sie rücken auch die Avantgarden aus der Distanz historischer Kanonisierung in den Horizont aktuellen Denkens und Handelns ein.

Finanziert wurden die Übersetzung und der Druck vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, dem wir für die großzügige Unterstützung danken.

Berlin/Zürich im Sommer 2020
Tatjana Hofmann, Susanne Strätling

ENDNOTEN

- 1 Vladimir Kaganskij: *Kul'turnyj landšaft i sovetskoe obitaemoe prostranstvo*, Moskva 2001.
- 2 Sergei Tretjakow: Rapport eines Schriftstellers als Kolchosarbeiter. In diesem Band S. 264.
- 3 Fritz Mierau: Tatsache und Tendenz. Der „operierende“ Schriftsteller Sergej Tretjakow, in: Sergej Tretjakow: *Lyrik. Dramatik. Prosa*, hg. von Fritz Mierau. Leipzig 1972, S. 421–537.
- 4 Justin Stagl: Nikolai Nikolajewitsch Miklouho-Maclay oder das Dilemma des Ethnographen in einer vorkolonialen Situation, in: *Zeitschrift für Ethnologie*, Bd. 114 (1989), S. 195–204, hier S. 199f.
- 5 Einen chronologischen Abriss der Aufenthaltsorte und Reisen Tretjakows gibt seine Adoptivtochter Tatjana Gomolitzkaja-Tretjakowa: O moem otce, in: Sergej Tretjakow: *Stranaperekrestok. Dokumental'naja proza*, Moskva 1991, S. 554–563.
- 6 Mit China beschäftigt sich Tretjakow zuerst in seinem Gedicht „Nacht. Beijing“ (Noč: Pekin, in: *Jasnyš. Stichi. 1919–1921, Čita 1922*, S. 50). Es folgen weitere China-Texte: das Agit-Poem „Brülle, China!“ („Ryči, Kitaj!“, in: *LEF*, 1924, Nr. 1, S. 23–33), die gleichnamige schmale Gedichtsammlung (*Ryči, Kitaj! Stichi*, Moskva 1926) sein international erfolgreichstes Theaterstück *Brülle, China!*, 1926 uraufgeführt und 1930 publiziert, sowie das Agit-Poem *Li-Jan ist stur* (*Li-Jan uprjam*, Moskva; Leningrad 1927). Näheres zu Tretjakows China-Phase ist

- nachzulesen bei Mark Gamsa: Sergei Tret'jakov's *Chzhungo*: Reportage from China in the 1920s, in: *Russian Literature* 103–105 (January – April 2019), S. 145–57.
- 7 Sergei Tretjakow: Marschrutka. In diesem Band S. 466ff.
- 8 Die drei Filmskizzen sind veröffentlicht in Sergej Tret'jakov: *Kinematografičeskoe nasledie. Stat'i, očerki, stenogrammy, vystuplenija, doklady. Scenarii*, hg. v. Irina I. Ratiani, Sankt-Peterburg 2010, S. 212–220.
- 9 Knappe Devisen bei der sowjetischen Filmbehörde und die instabile politische Situation in China waren ausschlaggebend für die Ablehnung des Filmprojekts. Vgl. Oksana Bulgakowa: *Sergej Eisenstein. Eine Biographie*, Berlin 1998, S. 89.
- 10 Ljudmila Polonskaja: S. Tret'jakov. Čžungo. Gosizdat. 1927 (Recenzija), in: *Krasnaja nov'* 1928, Nr. 3, S. 261–262, hier S. 262.
- 11 Sergej Tret'jakov: Kak ja rabotal nad „Stranoj A-E“, in: *Naši dostiženija* 1933, Nr. 4, S. 94.
- 12 Die deutsche Übersetzung von Alfred Kurella erscheint bereits 1932 im Malik-Verlag Berlin.
- 13 Sergej Tret'jakov: Dèn Ši-Chua. Bio-interv'ju, in: ders.: *Stranaperekrestok. Dokumental'naja proza*. Moskva 1991, S. 5–307, hier S. 8.
- 14 Alle Zitate hier und im Folgenden aus: Sergej Tret'jakov: Pro-dolženie sleduet, in: *Literatura fakta. Sbornik materialov sotrudnikov LEFa*. Pod red. N. Čužaka, Moskva 2000 [Reprint der Ausgabe Moskva 1929], S. 276–283.
- 15 Vgl. N. M. Mjullerov: O smene vlastnoj èlity i političeskogo kursa v konce 1920-ch godov v svjazi s kitajskimi i mongol'skimi sobytijami, in: *Vestnik Tuvinskogo gosudarstvennogo universiteta. Social'nye i gumanitarnye nauki*. Vyp. 1/2013, S. 24–37.
- 16 Sergej Tretjakow: Nach Tannu-Tuwa. In diesem Band S. 312.
- 17 Er schreibt die Drehbücher zu den Filmen *Eliso* (*Éliso* 1928, Regie: Nikolai Schengelaja), *Das Salz Swanetiens* (*Sol' Svanetii*, Originaltitel: *Džim Šuante*, 1930, Regie: Michail Kalatosowschwili) und *Chabarda* (1931, Regie: Michail Tschiaureli). Das Drehbuch zu *Eliso*, das Tretjakow gemeinsam mit dem Regisseur Schengelaja verfasst, entsteht auf der Grundlage einer 1882 veröffentlichten Erzählung des georgischen Schriftstellers Aleksandre Qasbegi (russ. Kazbegi).
- 18 Zaal Andronikashvili / Emzar Ĵgerenaia / Franziska Thun-Hohenstein: *Landna(h)me Georgien*, Berlin 2018, insbes. S. 55–163.
- 19 Vgl. dazu auch Giorgi Maisuradze / Franziska Thun-Hohenstein (Hg.): „*Sonniges Georgien*“: *Figurationen des Nationalen im Sowjetimperium*, Berlin 2015, S. 170–189.
- 20 Sergej Tret'jakov: Obrazoborčestvo, in: *Novyj LEF* 1928, Nr. 12, S. 43. Vgl. zu einer Lektüre dieser Skizze im Hinblick auf eine „Faktographie des neuen Sehens“ Andreas Guski: *Literatur und Arbeit. Produktions-skizze und Produktionsroman im Rußland des 1. Fünfjahrplans* (1928–1932), Wiesbaden 1995, S. 121–123.
- 21 Sergei Tretjakow: Rapport eines Schriftstellers als Kolchos-arbeiter. In diesem Band S. 264.
- 22 Ebd., S. 267.
- 23 Ebd., S. 264.
- 24 Dieses und die folgende Zitate aus Sergej Tretjakow: Durch die ungeputzte Brille. In diesem Band S. 202.
- 25 Sergei Tretjakow: Langzeitbeobachtung im Film. In diesem Band S. 237.
- 26 Das unvollendete Theaterstück ist beschrieben in Hans Richter: *Der Kampf um den Film. Für einen gesellschaftlich verantwortlichen Film*, hg. v. Jürgen Römhild, München 1976, S. 122f.
- 27 RGALI, Fond 625, Findebuch 1, Nr. 131, Blatt 46 (Hervorheb. im Original).
- 28 Eine Übersicht über Tretjakows fotojournalistische Arbeiten auch jenseits der Kolchos-aufnahmen gibt Erika Wolf: The Author as Photographer. Tretiakov's, Erenburg's and Ilf's Images of the West. In: *Aesthetics of the Tool*. Special Issue of *Configurations. A Journal of Literature, Science, and Technology*. Ed. by Jocelyn Holland and Susanne Strätling. Volume 18, Number 3, Fall 2010, S. 385–406. Vgl. zu Tretjakows Aufnahmen speziell im „Kommunistischen Leuchtturm“ Maria Gough: Radical Tourism. Sergei Tret'jakov at the Communist Lighthouse, in: *October* 118, Fall 2006, S. 159–178.
- 29 Sergei Tretjakow: Der Mann, der fotografiert. In diesem Band S. 277. Wolf hat die Durchsetzung der Leica und die Ablösung der sperrigen Standfotoapparate durch die Handkamera in Russland detailliert recherchiert. Vgl. Erika Wolf: From Belly to Brain: Conceptualizing the photographic image through the Leica. Conference Paper. Fourth Fitzwilliam Colloquium on Russian History and Culture, Cambridge, England, 27–29 August 2008.
- 30 Ebd., S. 280.
- 31 Ebd., S. 280f.
- 32 Ebd., S. 278.
- 33 Ebd., S. 278.
- 34 Ebd., S. 281.
- 35 Ebd., S. 275.
- 36 Sergej Tret'jakov: Moj zritel'nyj dnevnik, in: *Sovetskoe foto* 1934, Nr. 2, S. 24. Es handelt sich um die erste Notiz im Rahmen der Serie „Der Fotoapparat in den Händen des Schriftstellers“ [Fotoapparat v rukach pisatelja], in: *Sovetskoe foto* 1934, Nr. 2, S. 24–27.
- 37 Viktor Percov: Novejšaja proza, in: *LEF* 1928, Nr. 12, S. 15–21, hier S. 17f. Vgl. zur Identifizierung von Fotografie und Faktografie Leah Dickerman: The Fact and the Photograph, in: *October* 118, Fall 2006, S. 132–152, hier insbes. S. 134.
- 38 Verlagsrezension von I. Levin, RGALI, Fond 625, Findebuch 1, Nr. 131, Blatt 44.
- 39 Gottfried Benn: Die neue literarische Saison, in: ders.: *Gesammelte Werke in acht Bänden*, Bd. 4, hg. v. Dieter

- Wellershoff, Wiesbaden 1968, S. 983–995, hier und das Folgezitat S. 986f.
- 40 Siegfried Kracauer: Instruktion- stunde in Literatur. Zu einem Vortrag des Russen Tretjakow, in: *Russen in Berlin 1918-1933. Eine kulturelle Begegnung*. hg. v. Fritz Mierau, Weinheim; Berlin 1988, S. 544–548, hier und das Folgezitat S. 545.
- 41 RGALI, 2. Fond 625, Findebuch 1, Nr. 131, Blatt 40.
- 42 Sergej Tretjakow (Redakteur- Konstrukteur): *Tscheljuskin. Ein Land rettet seine Söhne*, Moskau; Leningrad 1934, S. 5.
- 43 Tret'jakov, Kak ja rabotal nad „Stranoj A–E“, S. 95.
- 44 „Was geben Sie dem sowjetischen Leser 1934? Fragebogen der Zeitschrift *Wir bauen*“ [Čto Vy daete sovetskomu čitatelju za 1934 god? Anketa *Stroim*], in: *Stroim* 1933, Nr. 36, S. 5.
- 45 Tret'jakov, Kak ja rabotal nad „Stranoj A–E“, S. 95.
- 46 Sergei Tretjakow: Das Land A–J. In diesem Band S. 396.
- 47 Sergej Tretjakow: Biographie des Dings, in: ders.: *Die Arbeit des Schriftstellers. Aufsätze, Reportagen, Porträts*. hg. v. Heiner Boehncke, Reinbek bei Hamburg 1972, S. 81–85.
- 48 Tret'jakov, Kak ja rabotal nad „Stranoj A–E“, S. 95.
- 49 Walter Benjamin: Der Autor als Produzent [1934], in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann
- Schweppenhäuser, Band II.2., Frankfurt/M. 1991, S. 683–701.
- 50 Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Frankfurt/M. 2006.
- 51 Sergej Tret'jakov: Literaturnoe mnogopol'e, in: *Novyj LEF* 1928, Nr. 12, S. 43.

INHALT

MOSKAU – PEKING. EIN REISEFILM	4
ZHONGGUO	50
China lieben	52
Peking	55
Theater	97
Nach Hause	128
SWANETIEN	150
Einleitung	152
Die Entstehung der Flüsse	153
Schlitten ohne Schnee	159
Das neue Swanetien	165
DAS ALTE SWANETIEN	178
DIE HERAUSFORDERUNG	194
Durch die ungeputzte Brille	196
„Schriftsteller, in die Kolchose!“	205
Das Objektiv	217
Wider die ‚Touristen‘	219
Kolchos-Rubel	225
Langzeitbeobachtung im Film	332
Die Kolchoszeitung	338
Kulturplanwagen	245
EIN MONAT AUF DEM LANDE	254
Rapport eines Schriftstellers als Kolchosarbeiter	256
Was braucht der Brigadier?	267
Der Mann, der fotografiert	275
VOLLGAS VORAUSS	284
Ein Propeller sucht Arbeit	287
Rallye im Schnee	298
NACH TANNU-TUWA	310
Der Klarheit halber	312
Hinter der Grenze	338
Die Straßen von Kysyl	353
DAS LAND A–J	362
Vorbemerkung	364
Die Limonenstation	365
Die Lenker der Flüsse	384
Das Land A–J	402
[SKIZZEN ÜBER DEUTSCHLAND]	420
Der staatliche Stossdämpfer	423
Nun kauft doch endlich!	435
MENSCHEN AUF SCHIENEN	448
Menschen auf Schienen	450
Verstanden	453
Marschrutka	465
1001 ARBEITSTAG	470

Wie viel ein Tropfen wiegt	472
LAND AM SCHEIDEWEG	492
Architektur	495
Die Surrealisten	506
Die von morgen	514
ANMERKUNGEN	521
GEOGRAFISCHES VERZEICHNIS	548
BIBLIOGRAFISCHE NACHWEISE	550
ÜBERSETZUNGSNACHWEISE	552
EDITORISCHE NOTIZ	553
NACHWORT: SCHREIBEN UND REISEN	555

IMPRESSUM

Die Publikation erscheint
in der Reihe:

**MAGMA – Osteuropäische
Avantgarden**

HERAUSGEGEBEN VON

Thomas Flierl, Christine Gölz,
Susanne Strätling, Jan Wenzel,
Georg Witte, Barbara Wurm

REIHENKONZEPT

Malin Gewinner (Spector Books)

SCHRIFT

Antique Legacy (François Rappo)
Magma (Luca Napoli)

Sergei Tretjakow: Fakten / Räume.
Reiseskizzen 1925–1937

HERAUSGEGEBEN UND MIT EINEM NACHWORT VON

Tatjana Hofmann und
Susanne Strätling

GESTALTUNG

Malin Gewinner

ÜBERSETZUNG

Tatjana Hofmann, Maria Rajer,
Rudolf Selke, Susanne Strätling,
Andreas Tretner

LEKTORAT

Anne König

BILDBEARBEITUNG

ScanColor Reprostudio GmbH

DRUCK UND BINDUNG

Gutenberg Beuys GmbH,
Langenhagen

SCHRIFT

Rungli Neue (Kaj Lehmann)
Rima Book (Omnitype)

© 2021 die Autor*innen, Übersetzer*innen
und Spector Books, Leipzig

ERSCHIENEN IM VERLAG

Spector Books
www.spectorbooks.com

DISTRIBUTION

Deutschland, Österreich: GVA,
Gemeinsame Verlagsauslieferung
Göttingen GmbH&Co. KG,
www.gva-verlage.de
Schweiz: AVA Verlagsauslieferung AG,
www.ava.ch

FÖRDERUNG

Publiziert mit freundlicher Unterstützung
des Schweizerischen Nationalfonds zur
Förderung der wissenschaftlichen
Forschung

1. Auflage
Printed in the EU

ISBN 978–3–95905–381–5

Sergei Treťjakow zählt als Literaturtheoretiker zu den führenden Vertretern der linken Kunst-Avantgarde. Dass er daneben auch einer der aktivsten literarischen Kartographen der frühen Sowjetunion und ihrer Nachbarn in Ost und West war, ist kaum bekannt. Beginnend mit einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Peking 1924/1925 publiziert Treťjakow bis zu seiner Verhaftung 1937 elf Sammelbände mit Reise-skizzen und mehr als hundert Reisereportagen zunächst über China, den Kaukasus, Zentralrussland und Sibirien. Ab 1930 führen ihn seine Reisen zunehmend Richtung Westen, nach Deutschland und in die Tschechoslowakei.

Als politische Texte betreiben Treťjakows Reiseskizzen eine Neuvermessung der Landkarte des Sozialismus, als literarische Texte experimentieren sie mit poetischen Hybridformen, die aktiv auf eine veränderte Welt hinarbeiten, und als historische Texte vermitteln sie einen Blick in eine Zeit und einen Raum im Umbruch. Am Kreuzungspunkt dieser Stränge entsteht schreibend und reisend ein textueller Raum, der weit mehr ist als eine bloße Transkription der jungen Sowjetunion. Jenseits der Einblicke in die Jahre zwischen Russischer Revolution und Zweitem Weltkrieg und in die Welt zwischen Prag und Peking erlauben Treťjakows Reiseskizzen, Schreiben als einen Prozess in Bewegung zu denken.

Die Reihe **MAQMA** übersetzt die osteuropäischen Avantgarden für die Gegenwart.

Aus dem Russischen von Andreas Tretner, Maria Rajer, Rudolf Selke, Tatjana Hofmann und Susanne Strätling, herausgegeben und mit einem Nachwort von Tatjana Hofmann und Susanne Strätling

978-3-95905-381-5



Spector Books